

HÖLDERLIN

JAHRBUCH

1963/1964

# HÖLDERLIN-JAHRBUCH

*Begründet von*

*Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn*

---

*Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft*

*herausgegeben von*

*Wolfgang Binder und Alfred Kellert*

Dreizehnter Band 1963/64

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Die Drucklegung dieses Jahrbuchs wurde durch eine großzügige Beihilfe des Regierungspräsidiums Südwürttemberg-Hohenzollern aus Werbefunkmitteln des Südwestfunks Baden-Baden ermöglicht

## INHALT

### VORTRAGE UND ABHANDLUNGEN

Der Opfertod von Hölderlins Empedokles. Von Emil Staiger . . . . .	1
Empedokles von Akragas. Erkenntnis und Reinigung. Von Uvo Hölscher . . . . .	21
Stille und Maß. Von Miljan Mojašević . . . . .	44
Hölderlins Pindar-Fragment 'Das Höchste'. Von Manfred Baum . . . . .	65
'Dominiksgesichter'. Von Richard Alewyn . . . . .	77

### GEDICHTE UND DOKUMENTE

'Tübingen, Jänner'. Von Paul Celan . . . . .	79
Englische Hölderlin-Gedichte. Mitgeteilt von Michael Hamburger . . . . .	80
Briefe aus Norbert von Hellingraths Nachlaß. Von Ludwig von Pigenot . . . . .	104
Der Nachlaß Norbert von Hellingraths. Von Jochen Schmidt . . . . .	147

### NACHRUFE UND BERICHTE

Friedrich Seebaß zum Gedächtnis. Von Ludwig von Pigenot . . . . .	151
Theodor Heuss zum Gedenken. Von Theodor Pfizer . . . . .	158
Ernst Boehringer zum Gedenken. Von Theodor Pfizer . . . . .	160
Das Hölderlin-Archiv 1957-1964. Von Wilhelm Hoffmann . . . . .	161
Bericht über die Jahresversammlung in Berlin . . . . .	172
Bericht über die Diskussion. Von Wolfgang Binder . . . . .	185

©

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1965

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen

Printed in Germany

Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen

Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

# DER OPFERTOD VON HÖLDERLINS EMPEDOKLES\*

VON

EMIL STAIGER

Im Laufe der letzten Jahre hat sich die Hölderlin-Forschung mehr und mehr zu einer Spezialwissenschaft entwickelt. Beißners Lesartenapparat und Adolf Becks Kommentar der Briefe stellen allein schon ein beinahe unübersehbares neues Arbeitsfeld dar. Allerdings ist es als solches noch wenig erkannt oder praktisch gewürdigt worden. Man wendet sich lieber anderen Fragen zu. Die Lehre vom Wechsel der Töne, die Anmerkungen zu Sophokles werden mit äußerstem Scharfsinn untersucht. Die ängstlichen Entwürfe zu den letzten Hymnen beweisen eine erstaunliche Anziehungskraft. Und schließlich wird der Dichter gar mit wagemutiger Energie als Zeuge für die jüngste Entwicklung der Philosophie in Anspruch genommen.

Kein Wohlgesinnter wird bestreiten, daß solche Bemühungen – wenigstens sofern sie nicht ganz in Kabbalistik münden – ertragreich und sinnvoll sind. Eine ganze Reihe von Themen, die größte Aufmerksamkeit verdienen, ist jetzt überhaupt erst sichtbar geworden. Die Grenze der Verständlichkeit Hölderlinscher Texte, die lange Jahre unwiderruflich gezogen schien, wird immer weiter hinausgerückt. Und wer dürfte es unserer Zeit verargen, daß sie mit ihrer Art zu denken nach Zugängen sucht, von denen ältere Geschlechter sich nichts träumen ließen? Indes, es melden sich auch Bedenken. Wir spüren wieder einmal, „daß, dien' ich einem, mir das andere fehlet“. Was fehlt uns? Heute bekennt sich zu Hölderlin im deutschen, im europäischen Sprachbereich eine große Gemeinde. Die neuesten Untersuchungen aber erwecken den Eindruck, daß er ein durchaus esoterischer Dichter sei. Das läßt sich nicht vermeiden, solange man sich vor allem mit seinen theoretischen Schriften und mit den Gedichten der ersten Wahnsinnsjahre beschäftigt. Diese Texte gemeinverständlich erläutern zu wollen, geht nicht an. Doch dürfen wir darüber auf die Dauer vergessen oder geringer schätzen, was weitere Kreise bewegt und immerhin, im allgemein menschlichen Rahmen betrachtet, gültiger ist? Den Leser stets nur einzuschüchtern, der Hilfe und Belehrung erwartet, kann schwerlich unsere Absicht sein.

\* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 7. Juni 1963 in Berlin.

Vermutlich wäre ihm besser gedient, wenn Hölderlin nicht so oft mit Hölderlins eigenen Worten ausgelegt würde. Das scheint aber üblich geworden zu sein, offenbar nicht nur deshalb, weil es mühsam ist, genau zu umschreiben, was er mit seinen Begriffen meint, sondern auch aus der heimlichen oder offen eingestandenen Absicht, die späteren Werke aus allen Bezügen zu ihrer Zeit, zumal zum Denken des deutschen Idealismus, zu lösen und als erratische Blöcke in der Geschichte des Geistes hinzustellen. Die Unvergleichlichkeit des Dichters wird freilich so ins hellste Licht gerückt. Zugleich aber schwindet die Atmosphäre, der menschliche Lebensraum. Und eben darin ließe sich wohl zusammenfassen, was die neueste Forschung uns allzu oft vorenthält: die menschliche Gegenwart Hölderlins, der see-lische Sinn der großen spekulativen Ideen und der ganzen ästhetischen Reflexion überhaupt und eine Interpretation, die nicht damit zufrieden wäre, mythologische oder metaphysische Rätsel aufzulösen, sondern uns der lebendigen Macht des Dichterischen auszusetzen verstünde.

Diese Vorbemerkung glaubte ich nicht verschweigen zu dürfen, da ich weder Beruf noch Neigung verspüre, mich in die neuesten Diskussionen der Hölderlin-Forschung einzumischen. Ich wähle einen anderen Weg. Das Thema meines Vortrags lautet: „Der Opfertod des Empedokles“. Es wird mit diesen Worten allerdings nicht deutlich genug umschrieben. Denn da von der, wie man schon lange festgestellt hat, schwankenden Begründung des Todes die Rede sein soll, der Opfertod aber, meines Erachtens, erst die letzte Phase in dem Ringen um die Tragödie darstellt, wäre „Der Tod des Empedokles“ vielleicht der genauere Titel gewesen. Doch dieser hätte sich wieder mit dem von dem Dichter erkorenen Titel gedeckt und eine umfassende Interpretation der Fragmente erwarten lassen. Eine solche ist nicht geplant. So bleibe es bei dem ersten Vorschlag. Die Chronologie der Fassungen neu zu prüfen, scheint mir überflüssig. Beißners gründliche Ausführungen dürften, trotz des Einwands Wolfgang Schadewaldts, unwidersprechlich sein. Ebenso mußte ich mich, nach einigem Widerstreben, davon überzeugen, daß Hölderlin nicht nur in der dritten, sondern schon in der ersten und zweiten Fassung eine Tragödie in fünf Akten vorgesehen habe. Wie freilich dieser Befund zu vereinigen sei mit dem unmittelbaren Eindruck, den die letzten ausgeführten Partien der ersten Fassung auf jeden unbefangenen Hörer machen, wie Hölderlin die mit aller Würde eines krönenden Finale ausgestatteten Abschiedsreden hätte überbieten können, ob es ihm gelungen wäre, Wiederholungen zu vermeiden, das ist wieder eine Frage für sich, auf die ich einzugehen gedenke. Und damit komme ich endlich zur Sache.

Was Hölderlin zu Empedokles hinzog, war nicht die Lehre und nicht die

politische Stellung des Denkers in Agrigent, sondern der Tod im Krater des Aetna. Von diesem spricht schon Hyperion in einer Stunde der tiefsten Verzweiflung:

*Gestern war ich auf dem Aetna droben. Da fiel der große Sicilianer mir ein, der einst des Stundenzählens satt, vertraut mit der Seele der Welt, in seiner kühnen Lebenslust sich da hinabwarf in die herrlichen Flammen, denn der kalte Dichter hätte müssen am Feuer sich wärmen, sagt' ein Spötter ihm nach.*

*O wie gerne hätt' ich solchen Spott auf mich geladen! aber man muß sich höher achten, denn ich mich achte, um so ungerufen der Natur ans Herz zu fliegen ...<sup>1</sup>.*

Der „Spötter“ ist, wie Beißner wohl mit Recht vermutet, Horaz, der Empedokles einmal mit folgenden Worten erwähnt:

*Siculique poetae  
Narrabo interitum: deus immortalis haberi  
Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam  
Insiluit<sup>2</sup>.*

Der Kalte, der sich am Feuer wärmt, oder mehr im Sinne Hyperions ausgedrückt, der nach der Glut begehrt, sich mit der Flamme einigen will, ist ein dem Jahrhundert Hölderlins wohlvertrauter Gedanke. Wir begegnen ihm immer wieder in der Feuermetaphorik der Pietisten:

*O daß doch bald dein Feuer brennte!*

*O reines Feur! O süße Brunst!*

*Ach, brenne alle Schlacken aus dem Herzen.*

Oder, besonders aufschlußreich, bei Magdalena Sibylla Rieger:

*Schlagt, ihr Gottesflammen,  
Auch in mir zusammen,  
Daß ich für dies Gut  
Ebenso auch lichterloh  
In der Gegenliebe brenne<sup>3</sup>.*

Man sieht: der Tod der Empedokles und Hyperions Wunsch, ihm nachzufolgen, gehört zu dem Prozeß der Säkularisation des Pietismus, der auch

<sup>1</sup> Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, hrsg. von F. Beißner, III, 151.

<sup>2</sup> Ars Poetica, v. 463-466.

<sup>3</sup> Die Nachweise bei A. Langen, Der Wortschatz des Pietismus, Tübingen 1954, S. 336.

so viele Themen und Vokabeln des jungen Goethe bestimmt, aus dem das Freiheitspathos Schillers, Jean Pauls Empfindsamkeit hervorgeht, der überhaupt als wichtigste geschichtliche Voraussetzung der Goethezeit zu betrachten ist. Das heißt nicht, Hölderlin in einen Pietisten zurückverwandeln. Wir fragen nur nach seiner Herkunft und sind uns bewußt, was es bedeutet, wenn dem Feuer plötzlich der zartere geistliche Sinn entzogen wird, wenn es in elementarischer Pracht und Furchtbarkeit aus der Erde bricht und eine Einigung mit der Flamme nur im physischen Tod gelingt. Die innige Andacht der Brüdergemeinde wird in Hölderlin zur Ekstase. Und ihr Leiden an der unseligen Kälte des Christus entfremdeten Herzens weicht in Hyperion einer Verzweiflung, die keinen Namen mehr kennt, die nur noch zu Empedokles aufblickt, dem größeren Geist, der nicht aus Not, vielmehr aus kühner Lebenslust, bereits von der göttlichen Flamme entzündet, ein Gleicher, der nach Gleichem begehrt, sich in den glühenden Krater stürzt. Der Tod im Aetna ist das Gleichnis eines lyrisch-pathetischen Augenblicks von höchster Intensität, als solcher unaussprechlich, wie immer der höchsten Ekstase die Sprache versagt, als vorgefühlt und ersehnter, aber sehr wohl mitteilbar, am ehesten in einem Gedicht.

Ein solches besitzen wir in der Ode 'Empedokles', die Hölderlin 1797 entworfen und wohl etwas später ausgeführt hat:

*Das Leben suchst du, suchst, und es quillt und glänzt  
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,  
Und du in schauerndem Verlangen  
Wirfst dich hinab, in des Aetna Flammen.*

*So schmelzt' im Weine Perlen der Übermuth  
Der Königin; und mochte sie doch! hättest du  
Nur deinen Reichtum nicht, o Dichter  
Hin in den gährenden Kelch geopfert!*

*Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht,  
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter!  
Und folgen möcht' ich in die Tiefe,  
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden<sup>4</sup>.*

Empedokles, der Aetna und der Dichter, den das Beispiel des heiligen Todes begeistert: das genügt. Der Hinweis auf Kleopatra in der zweiten Strophe erläutert nur den Tod durch das Schmelzen der Perlen im Wein, so wie es auch noch in 'Stuttgart' heißt:

<sup>4</sup> I, 240.

*Und den eigenen Sinn schmelzet, wie Perlen, der Wein<sup>5</sup>.*

Als Grund reicht die Berufung auf die Stimme des Herzens hin, so, noch ausdrücklicher, in der ersten Fassung:

*Dein Herz gebietet und pocht, und/du folgst<sup>6</sup>.*

Wie aber soll nun aus diesem ekstatischen Augenblick ein Drama werden? Das ist zunächst so unvorstellbar, wie wenn die Vermählung Semeles mit Zeus im Blitz oder die Verwandlung Daphnes in den Lorbeer auf fünf Aufzüge verteilt werden sollte. Natürlich kann der Dichter Empedokles in seiner Umgebung zeigen, andere Gestalten erfinden und den einen Moment des Sturzes in die Tiefe mit Sorgfalt vorbereiten. Je mehr ihn aber das „wunderbare Sehnen dem Abgrund zu“ verzehrt, desto schwerer wird es ihm fallen, sich bei Voraussetzungen, Gründen und Nebenumständen aufzuhalten, desto flüchtiger und gleichgültiger wird er sich mit dem Schauspiel und den Erfordernissen der Bühne befassen.

Das zeigt zum Erschrecken der Frankfurter Plan. Die Schilderung des Charakters, den ein Tod wie der Sturz in den Aetna voraussetzt, lesen wir mit Bewunderung. Verachtung alles Bestimmten, Haß gegen alle einseitige Existenz, Leiden an dem Gesetz der Sukzession, an Zeit und Raum – und dies bedeutet: an den Grenzen der Menschheit: in solchen Formeln wird das Eigenste, Hölderlins Drang zur Ekstase, mit den Begriffen der neuesten Philosophie, des Idealismus, interpretiert. Wie kläglich hebt sich aber davon der Entwurf der tragischen Fabel ab! Ärgernis an einem Fest der Agrigentiner, häuslicher Zwist, Entweichen auf den Aetna, Rückkehr, zweites Ärgernis, zweites Entweichen: jedem Stümper gelänge dies besser! Das Ganze ist nur eine künstliche Dehnung von Unmut, Verlangen und Aufschwung, einer Folge von Stimmungen also, die allenfalls ausreichen würde, einige Odenstrophen zu füllen, niemals aber den Körper und die festen Bezüge eines dramatischen Kunstwerks auszugestalten vermag.

Unfreiwillig gibt das Hölderlin selber zu, wenn er schließlich bemerkt:

*Empedokles bereitet sich zu seinem Tode vor. Die zufälligen Veranlassungen zu seinem Entschlusse fallen nun ganz für ihn weg und er betrachtet ihn als eine Nothwendigkeit, die aus seinem innersten Wesen folge<sup>7</sup>.*

Ganz zufällig und das heißt entbehrlich sind die mühsam erdachten Veranlassungen in der Tat. Einzig das Wesen des Helden ist der Grund des ungeheuren Entschlusses. Alles Übrige lenkt nur ab.

<sup>5</sup> II, 87.

<sup>6</sup> I, 554.

<sup>7</sup> IV, 148.

Dann wird man sich aber fragen müssen, was Hölderlin bewog, für ein so durchaus innerliches, vom Gürtel der Einsamkeit umschlossenes Ereignis eine Tragödie ins Auge zu fassen. Das Beispiel Schillers dürfte dabei entscheidend mitgesprochen haben. Seit dem 'Don Carlos' war ein Jahrzehnt verstrichen. Der 'Wallenstein' lag noch nicht vor. War es da allzu kühn, war es da nicht vielmehr Pflicht eines jüngeren Dichters, die schmerzlich empfundene Lücke zu schließen? Denn wenn zu dem Dichter, wie der Tübinger Freundeskreis, wie Hölderlin, Hegel und Schelling ihn glaubten fordern zu müssen, die Gemeinschaft des Volkes gehörte, so bot sich in der Gegenwart als Schauplatz seiner Wirksamkeit am ehesten noch das Theater an. Der Wille, nicht nur die eigenen leidigen Nöte zu bekennen, sondern vor eine Gemeinschaft zu treten, sie mitzureißen und so die höheren Kräfte des ganzen Volkes zu wecken, das war der echte, legitime Kern in der Wahl der dramatischen Gattung. Daß sie jedoch mit bestimmten ästhetischen Anforderungen verbunden war, die Hölderlin nicht oder wenigstens nicht von Hause aus zu erfüllen vermochte, war ein Verhängnis, das ein Geringerer schwerlich so ganz übersehen hätte. Dem Schöpfer des Empedokles-Fragments war der „Fehl, nicht zu wissen wohin, in die unerfahrene Seele gegeben“.

Fast rührend ist es zu sehen, wie er dem Übel abzuhelfen versucht. Zunächst einmal macht er sich klar: Nach alter, von Lessing erneuerter Tradition – oder welche Autorität er befragte – gehört zu dem tragischen Helden ein Fehler. Worin kann dieser Fehler bestehen? Er muß für Empedokles wesentlich sein und seinen Tod begründen helfen. Hölderlin konnte sich wieder auf eine Erfahrung des eigenen Herzens besinnen. Als Gegenteil der ekstatischen Fülle kannte er die Verödung, die Kälte, jenen unseligen Zustand, in dem er sich selber „Lebendig Toter!“ zurief. Ihn dachte er auch Empedokles zu; und eben darin sollte der Fehler, oder, um das angemessenere Wort zu brauchen, die „Schuld“ bestehen. Kälte, Verödung des Herzens als Schuld? Nach unserm Empfinden wäre es roh, dem Melancholiker seine Not auch noch als Schuld anrechnen zu wollen. Doch wieder müssen wir an die pietistische Seelenkunde erinnern. Für alle jene so innig um die lebendig gefühlte Gnade Bemühten ist es selbstverständlich, daß, vielleicht nicht jede, aber eine bestimmte, oft beschriebene Verdüsterung des Gemütes „Schuld“, in der Sprache der Frommen „Sünde“, sei. Demselben Gedanken begegnen wir in anderem Rahmen bei Hegel wieder. Die Theologischen Jugendschriften umkreisen ununterbrochen die Frage, wie ein dauerndes Wohnen im Ein und All des unendlichen Geistes, in der göttlichen Liebe möglich sei. Die Trübsal und das Leiden verfehlen sich an ihr nicht minder als der Trotz und der pharisäische Stolz. „Nie hat die

Unschuld gelitten“, sagt Hegel; „jedes Leiden“ – und das will heißen: jedes Leiden als solches – „ist Schuld“<sup>8</sup>; Abfall von der beseligenden Elastizität des Hen kai Pan. Zu derselben Überzeugung bekennt sich schon sehr früh und bis in die Jahre des Wahnsinns Hölderlin. Diotima soll ihm vergeblich geben, weil er ihre goldene Götterruhe gestört, weil sie manche tiefere Schmerzen des Lebens von ihm gelernt hat. Eine 'Reflexion' beginnt:

*Aus Freude mußt du das Reine überhaupt, die Menschen und andern Wesen verstehen*

und gelangt zu dem Satz:

*Der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann, ohne zu trauern<sup>9</sup>.*

Und noch in der von Waiblinger überlieferten Dichtung lesen wir:

*Zu bluten an Gestalt und Herz, und ganz nicht mehr zu seyn, gefällt das Gott?<sup>10</sup>*

Gottgefällig und einstimmig mit dem Göttlichen ist die Freude. Und wenn das blutende Herz doch immer noch die göttliche Heiterkeit, und sei es als ferne, verlorene, fühlt, bedeutet „ganz nicht mehr zu sein“, die Leere, das Grau der erstorbenen Fühlkraft, das Äußerste an Entfremdung. Ein Verworfenener ist, wer nicht mehr fühlt.

Das geht uns Heutigen nicht leicht ein. Wir schämen uns eher des festlichen Sinns und geben uns, wie das neueste Schrifttum bezeugt, alle Mühe, verzweifelt zu sein. Doch insbesondere lehnen wir, gewohnt, vom Menschen aus zu denken, jede Verantwortung ab für einen Zustand, der irgendwie über uns kommt, wir wissen nicht, wie es geschieht. Der ganz dem Göttlichen Zugewandte rechtfertigt und entschuldigt sich nicht. Er nimmt es eher als ein erstes Zeichen des neu erwachenden Lebens, daß er sich in seiner Gottverlassenheit einer Schuld bewußt wird. Als bald entsinnt er sich auch ihres Namens. Er lautet: Eigensinn. Und diese Stufe der Rückkehr zum wahren Dasein ist es, auf der wir Empedokles nun, in der ersten Fassung, begegnen. Er selber klagt sich an wegen seines Eigensinns, seines eigenen Sinns, seiner Egoität, seiner ungebührlichen, frevelhaften Betonung des Ich.

*Es ist vorbei*

*Und du, verbirg dirs nicht! du hast*

*Es selbst verschuldet, armer Tantalus*

*Das Heiligtum hast du geschändet, hast*

<sup>8</sup> Hegels Theologische Jugendschriften, hrsg. von H. Nohl, Tübingen 1907, S. 284.

<sup>9</sup> IV, 235.

<sup>10</sup> II, 372 f.

*Mit frechem Stolz den schönen Bund entzweit  
Elender! als die Genien der Welt  
Voll Liebe sich in dir vergaßen, dachst du  
An dich und wähnstest karger Thor, an dich  
Die Gütigen verkauft, daß sie dir  
Die Himmlischen, wie blöde Knechte dienten!<sup>11</sup>*

Später, zur Natur gewendet:

*Verachtet hab' ich dich und mich allein  
Zum Herrn gesetzt, ein übermüthiger  
Barbar!<sup>12</sup>*

Hier findet sich am Rand die Bemerkung:

*Seine Sünde ist die Ursünde, deßwegen nichts weniger, als ein Abstractum, so wenig, als höchste Freude ein Abstractum ist, nur muß sie genetisch lebendig dargestellt werden<sup>13</sup>.*

Von der Ursünde ist die Rede im Hinblick auf Lucifers Abfall von Gott. Hölderlin vergleicht sie mit der „höchsten Freude“. Das wundert uns nicht. Warum besorgt er aber, man könnte sie als „Abstractum“ mißverstehen? Wir finden uns auch da zurecht, sobald wir die Selbstanklage des Helden in den weiteren Zusammenhang des zeitgenössischen Denkens rücken.

Empedokles fühlt sich als Gott und „spricht im frechen Stolz heraus“<sup>14</sup>. Man weist mit Recht darauf hin, daß dieser Zug schon bei dem historischen Empedokles vorgebildet ist. In den 'Katharmoi' stehen die Verse:

*Seid mir gegrüßt! Als unsterblicher Gott, als Sterblicher nicht mehr  
Wandle ich nun, von allen geehrt, so wie es mir zusteht<sup>15</sup>.*

Doch diese Worte wären für Hölderlin schwerlich so bedeutsam geworden, wenn er sie nicht in seiner nächsten Umgebung gleichfalls vernommen hätte, nämlich von seinem Freunde Schelling, der 1795 mit der Schrift 'Vom Ich als Prinzip der Philosophie' die Nachfolge Fichtes antrat und sich anheischig machte, die gesamte Natur und Geschichte aus dem Grunde des reinen Ich zu entwickeln, sie aufzuheben in der Denkstruktur des absoluten Subjekts. Dieses „Ich“ nun freilich ist zunächst nicht mehr als ein Abstractum. Sein Name scheint sogar zufällig, solange es noch, wie meist bei Fichte, von dem Ich des empirischen Selbstbewußtseins unterschieden bleibt. Doch schon bei Friedrich Schlegel wird die Grenze zwischen einem

transzendentalen Prinzip und einem subjektiven Anspruch oft verletzt; und Schelling kann erst recht der ungeheuren Versuchung nicht widerstehen. Das kecke Gebaren, der unwiderstehliche Glanz, den seine Person ausstrahlt, der feierlich-trunkene Ton, mit dem er über die intellektuelle Anschauung zu verfügen behauptet, dies alles bezeugt die Hybris eines Menschen, der wirklich alle sechs Tagewerke in seinem Busen fühlt und der es denn auch nicht lassen kann, in einem gegen Novalis und Schleiermacher gerichteten „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“ das Ärgernis rundheraus zu verkünden:

*Wüßt' auch nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen,  
Da ich sie kenne von innen und außen.  
Ist gar ein trüg und zahmes Tier,  
Das weder dräuet dir noch mir,  
Muß sich unter Gesetze schmiegen,  
Ruhig zu meinen Füßen liegen.  
Steckt zwar ein Riesegeist darinnen,  
Ist aber versteinert mit seinen Sinnen,  
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus,  
Noch sprengen das eisern' Kerkerhaus ...  
In einen Zwergen eingeschlossen  
Von schöner Gestalt und geraden Sprossen,  
Heißt in der Sprache Menschenkind,  
Der Riesegeist sich selber findt.  
Vom eisernen Schlaf, vom langen Traum  
Erwacht, sich selber erkennet kaum.  
Über sich gar sehr verwundert ist,  
Mit großen Augen sich grüßt und mißt;  
Möcht' alsbald wieder mit allen Sinnen  
In die große Natur zerrinnen.  
Ist aber einmal losgerissen,  
Kann nicht wieder zurückfließen,  
Und steht zeitlebens eng und klein  
In der eigenen großen Welt allein.  
Fürchtet wohl in bangen Träumen,  
Der Riese könnst sich ermannen und bäumen,  
Und wie der alte Gott Satorn  
Seine Kinder verschlingen im Zorn.  
Denkt nicht, daß er es selber ist,  
Seiner Abkunft ganz vergißt,*

<sup>11</sup> IV, 15.

<sup>12</sup> IV, 20.

<sup>13</sup> IV, 464.

<sup>14</sup> IV, 21.

<sup>15</sup> Übersetzt nach Diels, Fragmente der Vorsokratiker, Katharmoi, Frg. 112.



*Tut sich mit Gespenstern plagen,  
Könnt' also zu sich selber sagen:  
Ich bin der Gott, der sie im Busen hegt,  
Der Geist, der sich in allem bewegt*<sup>16</sup>.

Das ist im Ton auf Goethes Knittelverse abgestimmt und, um die frommen Freunde in Harnisch zu bringen, absichtsvoll behaglich in allem, was irgend Anstoß erregen kann. Doch dem Gehalt von Schellings Identitätssystem werden die Verse gerecht. Und nicht zu übersehen ist, daß ihrem Sinn nun auch der Frevel entspricht, den sich Empedokles, schon in der ersten Fassung und noch deutlicher in der zweiten, vorwirft:

*Recht! alles weiß ich, alles kann ich meistern.  
Wie meiner Hände Werk, erkenn ich es  
Durchaus, und lenke, wie ich will,  
Ein Herr der Geister, das Lebendige.  
Mein ist die Welt, und untertän und dienstbar  
Sind alle Kräfte mir,  
zur Magd ist mir  
Die herrnbedürftige Natur geworden.  
Und hat sie Ehre noch, so ists von mir.  
Was wäre denn der Himmel und das Meer  
Und Inseln und Gestirn, und was vor Augen  
Den Menschen alles liegt, was wär es,  
Diß todt Saitenspiel, gäb' ich ihm Ton  
Und Sprach' und Seele nicht? was sind  
Die Götter und ihr Geist, wenn ich sie nicht  
Verkündige? nun! sage, wer bin ich?*<sup>17</sup>

Nicht als ob wir diese Worte unmittelbar als Übertragung der Knittelverse Schellings in den tragischen Stil auffassen dürften! Das 'Epikurisch Glaubensbekenntnis' ist erst später, im Herbst des Jahres 1799, entstanden und erst im folgenden Jahr, und nur teilweise, in der 'Zeitschrift für spekulative Physik', veröffentlicht worden. Doch die Gesinnung seines Freundes und der Geist seiner Philosophie waren Hölderlin schon seit langem bekannt. Kein Zweifel! Schelling schwebte ihm vor, mit Schelling aber die ganze frühromantische Spekulation überhaupt, der Jenaer Geist, der ihn verwirrt, geängstigt hatte, den auch viel später noch ein Brief aus Hauptwil an den Bruder mit den Worten verwirft:

<sup>16</sup> Aus Schellings Leben, hrsg. von G. L. Plitt, Leipzig 1869-70, I, 286 ff.

<sup>17</sup> IV, 109.

*Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem Allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an sich, kein Ich ist, und dieses sei unter uns Gott!*<sup>18</sup>

Mit einer solchen Warnung vor der Apotheose des Subjekts verfolgt die Tragödie dasselbe Ziel wie einige Jahre später Jean Paul in seinem 'Titan' und insbesondere in der 'Clavis Fichtiana'.

Was war damit nun aber für die Motivierung des Todes gewonnen? Es sieht zunächst so aus, als füge sich nun alles von selber zusammen. Die Reflexion auf das eigene Ich, der Eigen-Sinn, ist Empedokles' Schuld. Den Eigensinn schmelzt das Feuer des Ätna wie Kleopatras Perlen der Wein. Zwischen Schuld und Sühne scheint eine genaue Relation zu bestehen. Allein, nun soll auf einmal „Sühne“ heißen, was bisher höchstes Entzücken, ekstatische Liebesinnigkeit und Traum einer schauernden Sehnsucht war. Dies anzuerkennen fällt Hölderlin schwer. Am Anfang der ersten Fassung könnte man wohl noch meinen, Empedokles gedenke, seine Vermessenheit durch einen freiwilligen Tod zu büßen. Der Ruhelose, der Verstörte, der „nirgend bleiben mag“<sup>19</sup>, was soll er tun, als durch Vernichtung seiner Person beweisen, daß er sich den Göttern wieder ohne Vorbehalt und selbstvergessen hingibt? Ein „Opfer“ wäre dies bereits, ein Opfer freilich, das noch nicht für eine Gemeinschaft dargebracht würde, in dem der Held, noch immer einsam vor der Gottheit, nur den eigenen Reichtum in den Kelch ergösse.

Von dieser Linie weicht indes der Dichter alsbald wieder ab. Der Tod als Flucht aus den Grenzen der Menschheit, als „Ziel, aufs innigste zu wünschen“, verdrängt den Gedanken, daß er zugleich ein Opfer und eine Buße sein könnte. So wirkt die Schuld nur insofern noch als Begründung des Endes, als Empedokles in ihr ein Zeichen, einen Wink der Götter erkennt, „die Zeit der Läuterung sei gekommen“<sup>20</sup>. Im Übrigen geht es nicht darum, ob ihm der Tod geboten, sondern ob er ihm gestattet sei, um jenen Zweifel also, der auch schon Hyperion warnt, „der Natur so ungerufen ans Herz zu fliegen“, und den die Ode mit dem Vorwurf streift, Empedokles habe durch den Untergang im Ätna der Welt die Fülle seines Geistes entzogen. In immer neuen Wendungen legt sich der Todeslüsterne Rechenschaft ab. Nach einer Randbemerkung muß er „lieben bis ans Unendliche hin; dann stirbt er, um nicht ohne Liebe zu leben und ohne den Genius“<sup>21</sup>. Seinen Jünger Pausanias fragt er, ob er „Knechten gleich den Tag der Unehre überleben“<sup>22</sup> solle. Dann heißt es wieder:

<sup>18</sup> VI, 419.

<sup>20</sup> IV, 70.

<sup>22</sup> IV, 77.

<sup>19</sup> IV, 19.

<sup>21</sup> IV, 481.

Am Schluß derselben Rede scheint die „Heimkehr zu dem Geist der Welt“ einer weiteren Erklärung nicht zu bedürfen. Sie ist der „selbsterkorene Pfad“ des Einzigen, ein „Glück und Vorrecht“<sup>24</sup>. Doch endlich fallen die wechselvollen Argumente alle dahin, und aus der Seele bricht das so lange verschwiegene oder doch nur halbwegs angedeutete Wahre mit Macht hervor: das „schaudernde Verlangen“, das sich an keine faßlichen Gründe mehr kehrt und die Besinnung überwältigt.

Wir stehen, nach Beißners unausweichlichen Darlegungen, im zweiten Akt. Doch ist es vorstellbar, daß noch drei weitere Akte folgen sollten? Empedokles ist reif zum Tod. Er hinterläßt den Agrigentinern das Vermächtnis seiner prophetischen Rede von neuen, glücklichen, männlicheren Saturnustagen. Pausanias weiß, wohin er gehen soll. Die Luft ist schwer von Abschied. Es wäre ganz unmöglich, das Rad der Zeit noch einmal aufzuhalten und dem ungeheuren Zug in die Tiefe länger zu widerstehen. Das heißt dann aber, daß sich Hölderlin gegen seinen eigenen Plan von dem trunkenen Untergang hinreißen ließ, daß er zu früh der Präzipitation der ekstatischen Stimmung erlag. Mit andern Worten: seine lyrisch-pathetische Art widerstrebte noch immer den Anforderungen des Bühnenwerks, zumal den Kunstgesetzen des Dramas. Die Nachlässigkeit, das Ungeschick, mit dem er die Empedokles fremden Gestalten auf der Bühne herumschiebt, die Schwäche der Gegenposition, die Ungeduld, mit der er den Reden und Monologen des Helden zudrängt, dies alles ist nur die Folge des „wunderbaren Sehns dem Abgrund zu“, das schließlich als die eigentliche Substanz der Fabel übrigbleibt und ebenso dringend das Tempo der Ode oder verwandter Arten erfordert wie der ekstatische Tod der Bürger von Xanthos in der 'Stimme des Volks'.

Zu diesem lyrisch-pathetischen Wesen gehört unter anderem auch der Umstand, daß Empedokles noch immer, was auch auf die Bühne bemüht werden mag, in allen dichterisch mächtigen Worten und Szenen mit sich und den Göttern allein bleibt. Gleichgültig ist oder wird doch im Verlauf des Geschehens die Haltung des Volks. Es kann den Tod nicht hindern und erwirkt ihn auch am Ende nicht mehr. Wäre etwas dieser Art für die Folge noch vorgesehen gewesen, so hätte es die Erhabenheit des Entschlusses nur beeinträchtigen können. Umgekehrt ist der Tod des Helden nicht notwendig für Agrigent. Was Hölderlin ausgeführt hat, erlaubt uns nicht, einen solchen Sinn schon in die erste Fassung hineinzudeuten, sogar wenn

<sup>23</sup> IV, 73.

<sup>24</sup> IV, 79.

wir die Möglichkeiten der fehlenden Akte hoch veranschlagen. Es müßte angedeutet, es müßte irgendwie vorbereitet sein. Das Auge des Dichters ist aber wie gebannt auf seinen Helden gerichtet. Er kennt nur ihn. Er spricht aus ihm. Er schwingt in der Rhythmik seiner Verzweiflung und seines gehnten Entzückens mit.

Die zweite Fassung dürfen wir in diesem Zusammenhang übergehen. Sie ist zu wenig weit gediehen, und die Änderungen – Stärkung der Position des Gegenspielers, Dämpfung des lyrischen Überschwangs – wirken sich noch zu wenig aus, als daß wir sichere Schlüsse ziehen könnten. Nun aber hält Hölderlin inne, als gingen ihm plötzlich neue Erkenntnisse auf. Er löst sich aus dem magischen Bann des Todbereiten; er tritt zurück und zwingt sich zu kühlster Besinnung in der Studie 'Grund zum Empedokles'.

Es kann sich hier nicht darum handeln, den vielen gründlichen Interpretationen dieses schwierigen Textes in Kürze eine neue hinzuzufügen. Dagegen ist es wohl an der Zeit, gleichfalls ein wenig zurückzutreten und einmal nicht mehr so sehr die einzelnen Phasen des Denkprozesses als die Gesamtkonzeption zu betrachten und die Frage zu stellen, was sich nun eigentlich Neues in der Leidensgeschichte des Dramas und weiterhin in Hölderlins Einbildungskraft ereignet. Es läßt sich mit wenigen Worten sagen. Empedokles wird zur Funktion eines weltgeschichtlichen Augenblicks, und zwar in einem zweifachen Sinn, einmal so, daß sein Erscheinen und Schwinden eine Stufe in der Entwicklung Agrigents markiert, und ferner so, daß in dem Zustand des Empedokleischen Agrigent das Schicksal der Gegenwart sichtbar wird.

Jede Stufe der Geschichte erklärt sich aus dem Verhältnis, in das Natur und Kunst, ein inniges Dunkel und eine gliedernde Helle geraten. Ein Übermaß des Einen ruft ein Übermaß des andern hervor, bis sich aus Spannung und Vereinigung wieder das „reine Leben“, ein harmonischer Gegensatz herstellt. Die Herkunft der Begriffe, die Hölderlin verwendet, ist leicht zu erkennen. Natur und Kunst sind aufeinander bezogen wie Schillers Stoff- und Formtrieb. Das Hin- und Herwogen der Kräfte erinnert jedoch vielleicht noch mehr an die Potenzenlehre Schellings. Entschiedener aber wiederum als bei dem immer an der Idee des Organismus orientierten Denker gewinnt das weltgeschichtliche Spiel bei Hölderlin den Charakter einer musikalischen Rhythmik. Die Menschen, ihr Wollen und ihr Versagen, ihre Wonnen, ihre Ängste und Anmaßungen nehmen sich aus wie Motive, die der göttliche Kontrapunktiker in sein Kunstwerk flicht, als „Töne im Saitenspiel“, nach dem von Empedokles selber gewählten Vergleich. Und da die Geschichte hier der Schauplatz des alles durchdringen-

den Geistes ist, empfiehlt es sich, auch bei Hegel Aufschluß über Hölderlin zu suchen.

Hegel lebte vom Januar 1797 bis zum Spätherbst 1800 in Frankfurt am Main. Von dem logischen Mechanismus seiner späteren Schriften ist er in diesen Jahren noch weit entfernt. Auf einem Umweg, in der Form einer Exegese des Neuen Testaments, bereitet er sein System vor; und niemand wird verkennen, wie sehr die Nähe des Jugendfreundes seinen sonst so trocknen Stil beseelt, wie tief er berührt ist von dem Geheimnis der Liebe, dem Schmerz um Diotima, zu dessen erschüttertem Zeugen er wurde. Die Spuren seines Denkens wiederum zeichnen sich ein in Hölderlins Werk. Man kann, wie Theodor Haering<sup>25</sup>, der Versuchung nicht ganz widerstehen, sich die Gespräche auszumalen, die sie auf ihren Spaziergängen pflegten. Die Liebe und das Schicksal, meint man, müßten die Themen gewesen sein, um die sie sich unablässig bemühten, der eine aus der Fülle eines schon damals ungeheuren Wissens, der andere aus der schwersten Erfahrung. Genauer wissen wir aber nicht und läßt sich bei so allgemeinen Fragen aus den vorhandenen Zeugnissen auch nicht sicher rekonstruieren. Zuverlässigen Boden betreten wir erst bei einzelnen Problemen, auf welche Hölderlin fast nur anspielt, die Hegel aber in den damals entstandenen Schriften gründlich darstellt. Dazu gehört die „Probe“, die Empedokles vor dem Volk ablegt. Im 'Grund zum Empedokles' lesen wir:

*Sie müssen das Einige das zwischen ihnen und dem Manne ist, sehen, wie können sie das? dadurch, daß er ihnen bis ins Äußerste gehorcht? aber worinn? In einem Punkte, wo sie über die Vereinigung der Extreme, in denen sie leben, im zweifelhaftesten sind. Bestehen nun diese Extreme aber im Zwiste von Kunst und Natur, so muß er die Natur gerade darinn, wo sie der Kunst am unerreichbarsten ist, vor ihren Augen mit der Kunst versöhnen. – Von hier aus entspinnt sich die Fabel. Er thut es mit Liebe und Widerwillen, legt seine Probe ab, nun glauben sie alles vollendet. Er erkennt sie daran. Die Täuschung, in der er lebte, als wäre er Eines mit ihnen, hört nun auf<sup>26</sup>.*

Mit dieser Probe kann, genau besehen, nur ein Wunder gemeint sein, die Heilung eines Unheilbaren, die Auferweckung eines Toten, demnach ein Motiv, das in der ersten Fassung, in der Heilung der Panthea, zwar schon vorbereitet, in seinen Folgen für das Schicksal des Helden aber noch nicht erfaßt ist. Hegel untersucht die Wunder Jesu. Sie sind ihm unbequem. Er glaubte, sie eher mit der Zeit, der orientalischen Sinnesart, entschuldi-

<sup>25</sup> Th. Haering, Hegel, Sein Wollen und Werk, 1. Bd. Leipzig 1929.

<sup>26</sup> IV, 161.

gen als verehren zu müssen. Denn Göttliches wirkt „von Geist zu Geist“<sup>27</sup>. Sein Wesen ist es, alle Entgegensetzungen und damit den „Gegenstand“ als solchen aufzuheben. Der wundertätige Geist dagegen wirkt in einer „entgegengesetzten Gestalt“ – das ist der Körper – als ein „Feindliches“, ein „Beherrschendes“<sup>28</sup>. Er unterwirft sich das Physische, da er doch alles in Liebe einigen sollte, und büßt damit seine Göttlichkeit ein. Dem entspricht genau die Wirkung des Wunders auf eine Glaubensgemeinschaft. Der Wundertätige ist mit ihr nicht mehr in jener Liebe vereint, in der wir alle – mit den Worten der Bibel zu reden – als freie Kinder des himmlischen Vaters zu wohnen bestimmt sind. Er steht ihr als eine fremde, unbegreifliche Autorität gegenüber. Eine solche, statt auf Liebe, auf Autorität gegründete Religion nennt Hegel „positiv“:

*Nichts hat wohl so sehr als dieser Glauben an Wunder dazu beigetragen, die Religion Jesu positiv zu machen, sie gänzlich, selbst ihrer Tugendlehre nach, auf Autorität zu gründen. Ungeachtet Jesus nicht wegen dieser seiner Wunder, sondern wegen seiner Lehren Glauben verlangte ...<sup>29</sup>.*

Demselben Begriff begegnen wir in Hölderlins 'Grund zum Empedokles'. In einer Anmerkung zu „Er tut es mit Liebe und Widerwillen“ heißt es:

*Denn die Furcht, positiv zu werden, muß seine größte, natürlicherweise, seyn, aus dem Gefühle, daß Er, je wirklicher er das Innige ausdrückt, desto sicherer untergeht.*

Damit dürfte die Deutung von Empedokles' „Probe“ gesichert sein. Es wäre nicht nötig gewesen, bei diesem Moment der Fabel so lang zu verweilen, wenn nicht derselbe Gedanke auf einer höheren Stufe wiederkehrte. Von Empedokles wird gesagt, daß sich an ihm

*die vorzeitige, aus Noth und Zwist hervorgegangene, sinnliche Vereinigung zeigte, welche das Problem des Schicksaals auflöste, das sich aber niemals sichtbar und individuell auflösen kann, weil sonst das Allgemeine im Individuum sich verlöre, und (was noch schlimmer, als alle großen Bewegungen des Schicksaals, und allein unmöglich ist) das Leben einer Welt in einer Einzelheit abstürbe<sup>30</sup>.*

Alle tragischen Personen, fügt Hölderlin hinzu, sind in ihren Charakteren und Äußerungen mehr oder weniger Versuche ... die Probleme des Schicksaals zu lösen, und alle heben sich insofern und in dem Grade auf ...

<sup>27</sup> Hegels Theologische Jugendschriften S. 338.

<sup>28</sup> AaO, S. 338.

<sup>29</sup> AaO, S. 160 f.

<sup>30</sup> IV, 156 f.

*in welchem sie nicht allgemein gültig sind ... so daß also derjenige, der scheinbar das Schicksal am vollständigsten löst, auch sich am meisten in seiner Vergänglichkeit und im Fortschritte seiner Versuche am auffallendsten als Opfer darstellt.*

„Vorzeitig“ und „nicht allgemein gültig“. Das wird am ehesten verständlich, wenn wir uns wieder an die große weltgeschichtliche Rhythmik erinnern. Ein tragischer Charakter wie Empedokles stellt eine Auflösung der Dissonanzen, der Spannungen dar, für welche in der allumfassenden welthistorischen Symphonie die Zeit noch nicht gekommen ist. So hebt er sich „zu sichtbar und sinnlich“<sup>31</sup> ab vom Allgemeinen, eine außerordentliche, göttlich-wunderbare Gestalt. Auch als eine „scheinbare“, „temporäre Lösung“<sup>32</sup> wird er bezeichnet. „Scheinbar“ dürfte, nach älterem Sprachgebrauch, noch doppelsinnig sein. Das Wort bedeutet einmal, was nicht wirklich ist, dann aber auch, was in die Augen fällt, „ansehnlich“ – so wie man damals sagen konnte: ein scheinbarer Mensch, eine scheinbare Tat. „Scheinbar“ in dieser zweiten Bedeutung ist Empedokles um seines einzigartigen Zaubers willen, scheinbar in der ersten, weil sein Anblick hoffen läßt, die Waage der Gegensätze ruhe im Gleichgewicht und diese Hoffnung täuscht. An beide Wortbedeutungen haben wir zu denken, wenn Empedokles von Manes als „Trugbild“ begrüßt wird.

Auch das Trugbild wirkt nun aber, wie das Wunder, positiv. Angesichts des überragenden Genius ist keine freie Gemeinschaft in der Liebe möglich. Entweder müssen die Agrigentiner sich gegen seine Größe behaupten oder ihn als eine alles überwältigende Macht verehren. Stünden sie trotzig gegen ihn auf, so bräche das einige Leben in Stücke. Nicht minder wäre es aber gefährdet, wenn sie das Göttliche einzig noch in Empedokles zu erkennen vermöchten. Denn dann geschähe es, daß das Allgemeine im Individuum sich verlöre, „das Leben einer Welt in einer Einzelheit abstürbe“, daß, wie Manes sagt,

*Der heilige Lebensgeist gefesselt bliebe,  
Vergessen über ihm, dem Einzigen,*

der „der Abgott seiner Zeit“ ist. In Hegels Jugendschriften heißt es:

*Anschauung der Liebe scheint die Forderung der Vollständigkeit zu erfüllen, aber es ist ein Widerspruch, das Anschauende, Vorstellende ist ein Beschränkendes und nur Beschränktes Aufnehmendes, das Objekt aber wäre ein Unendliches; das Unendliche kann nicht in diesem Gefäße ge-*

<sup>31</sup> IV, 161.

<sup>32</sup> IV, 157.

*tragen werden – Reines Leben zu denken, ist die Aufgabe, alle Taten, alles zu entfernen, was der Mensch war oder sein wird*<sup>33</sup>.

Gelingt dies nicht, so wird das Einsgefühl aller lebendigen Wesen, in dem das irdische Gottesreich bestünde, wieder durch den Gegensatz von Autorität und Gefolgschaft verdrängt. Wo Göttliches und Menschliches in einer Begeisterung lodern sollten, erfolgt die Unterscheidung zwischen einem absoluten Herrn und Knechten, welche ihm, der doch ein Einzelner bleibt und als solcher „zu sichtbar und sinnlich“ ist, hörig sind.

Das „Trugbild“ also muß verschwinden. Empedokles erkennt dies und beschließt, sich seinen Bürgern durch einen freigewählten Tod zu entziehen. Mit diesem Tod soll nicht nur aller Feindschaft und aller Vergötterung seiner Person für immer ein Ende gesetzt sein, sondern aus dem Schrecken, aus dem Staunen und aus der Erschütterung soll das reine Leben sich entfalten, in dem Natur und Kunst einander wieder harmonisch entgegengesetzt sind. So wird der Sturz in den Ätna, für Empedokles auch in der dritten Fassung noch ein Ziel des wunderbarsten Sehns, zu einer notwendigen Tat. Er hat keine Hybris zu sühnen und fliegt der Natur doch nicht ungerufen ans Herz. Das Glück und Vorrecht, in den Gluten unterzugehen, ist zugleich ein Opfer, das er dem Geist der Zeit, zum Heil der Vaterstadt darbringt.

Damit scheinen die Hauptprobleme der Tragödie gelöst zu sein. Der Tod ist überzeugend begründet, nicht nur durch den Wunsch des Helden, sondern auch durch den Willen der Gottheit. Sie hat ihn vorgesehen als Weg, auf dem die Welt zu einem neuen, anders gemischten und darum wieder jugendlich-schönen Leben gelangt. Zugleich ist eine echte Verbindung zwischen Empedokles und dem Volk der Agrigentiner hergestellt. Der Nachdruck liegt nicht mehr auf dem Bekenntnis seiner persönlichen Drangsal. Was ihm widerfährt, geht alle an. Und damit, meint man, komme endlich auch das Theater zu seinem Recht, die Kunst, die nicht zum Einzelnen, sondern zu einer großen Gemeinschaft spricht. Im Schicksal des Empedokles und der Agrigentiner wird den Deutschen ihr eigenes Schicksal vorgespielt, vorgespielt, auf daß es in der sonst unberateneren und verlorenen Fremde des Lebens nachgespielt werde, daß die Geschichte sicherer ihre vorgezeichnete Bahn verfolge. Noch bevor im 'Wallenstein' der gültige Typus eines neuen klassischen Dramas vollendet ist, plant Hölderlin also einen antikischen auto sacramental, ein Weihepiel der Kirche der Innigkeit, das wie das Hochamt nach der Opferhandlung mit einem „Ite

<sup>33</sup> Hegels Theologische Jugendschriften S. 302.

missa est“ hätte beschlossen werden können. Kühneres hat kein deutscher Bühnendichter je ins Auge gefaßt.

Und doch – wir werden uns bescheiden müssen mit dem Wort:

*Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.*

Unmöglich auf der Bühne ist allein schon diese Art von Opfer, ein Ausgang, der dem Publikum – ein peinlicher, doch unausweichlicher Begriff! – verbietet, von dem Helden hingerissen zu sein, bei dem es vielmehr das Entschwinden in der Feuertiefe als Eröffnung eines freien Seins im Ein und All empfinden müßte. Wie fern der Dichter seiner Zeit, wie fern er überhaupt der breiten Öffentlichkeit, die immer war und ist und immer sein wird, steht, tritt nirgends deutlicher zutage als hier, wo er sich anschickt, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, die reinste Botschaft zu verkünden.

Dann fragt sich weiter, ob die Ausdehnung des tragischen Prozesses auf fünf Akte eines Dramas ihm überhaupt möglich gewesen wäre. Wir sehen noch einmal zu Hegel hinüber. Nicht in seinen Jugendschriften, sondern in der 'Phänomenologie des Geistes' stehen die Sätze:

*Nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes. Er gewinnt seine Wahrheit nur, indem er in der absoluten Zerrissenheit sich selbst findet. Diese Macht ist er nicht, als das Positive, welches von dem Negativen wegsieht, wie wenn wir von etwas sagen, dieß ist nichts oder falsch, und nun, damit fertig, davon weg zu irgend etwas anderem übergehen; sondern er ist diese Macht nur, indem er dem Negativen ins Angesicht schaut, bei ihm verweilt. Dieses Verweilen ist die Zauberkraft, die es in das Seyn umkehrt<sup>34</sup>.*

Zu einem solchen „Verweilen“ war Hölderlin eine Zeitlang gleichfalls entschlossen, damals als er die Position des Gegenspielers des Helden verstärkte und gestand, er scheue „das Gemeine im wirklichen Leben zu sehr“<sup>35</sup>. Doch in dem Fragment 'Das Werden im Vergehen' heißt es – als wären die Worte schon gegen Hegel gerichtet – von dem „furchtbaren, aber göttlichen Traum“ des Tragikers, der den „Zustand zwischen Sein und Nichtsein“ dichterisch faßt:

*Anfangs- und Endpunct ist schon gesetzt, gefunden, gesichert, deswegen ist diese Auflösung auch sicherer, unaufhaltsamer, kühner, und sie*

<sup>34</sup> Hegel. Sämtliche Werke, hrsg. von H. Glockner, 2. Bd. Stuttgart 1927, S. 34.

<sup>35</sup> An Neuffer 12. Nov. 1798.

*stellt sie hiemit, als das was sie eigentlich ist, als einen reproductiven Act, dar, wodurch das Leben alle seine Punkte durchläuft, und um die ganze Summe zu gewinnen, auf keinem verweilt, auf jedem sich auflöst, um in dem nächsten sich herzustellen<sup>36</sup>.*

„Auf keinem Punkt verweilt“ denn auch die Tragödie, wie sie Hölderlin in den 'Anmerkungen zu Sophokles' deutet, als wäre sie nämlich ein einziger Vers, der, nur durch eine als Zäsur behandelte Szene aufgehalten, zum Zeilenende hin präzipitiert. Die analytische Technik der dritten Fassung des 'Empedokles' sollte wohl einer solchen Beschleunigung dienen. Sie hätte aber niemals jenen Grad erreichen können, der sich in der Lyrik, als zum Wesen der Gattung gehörig, von selber ergibt. Dem Flug und Sturz der Vorstellungen des zur Ekstase gedrängten Bewußtseins mußte allein schon die massige Gegenwart der auf die Bühne gestellten Menschen hinderlich sein. Nicht solche, sondern andere, innerlich-rhythmische Mittel waren hier geeignet, das eilende Leben zu sparen.

So kam denn nach der großen Besinnung nur ein erster Akt zustande. Er gipfelt in dem Zwiegespräch von Manes und Empedokles, dem Denker, der alles weiß, und dem Genius, der das Eine, was not ist, leistet, dem Auftritt, der uns noch einmal – wir können und wollen uns dessen nicht erwehren – an Hegel und Hölderlin mahnt und das gewaltige Ereignis, den Zwiespalt und den Aufruhr und das Opfer so zur Sprache bringt, wie es im Machtbereich von Hölderlins Stil allein gelingen kann: in einer feierlich erregten und gehaltenen Rede nämlich, die von dem Ursprung durch die Zonen des Todes bis zur Läuterung in einem einzigen Zug hinfährt.

Keine Silbe in den erhaltenen Briefen berichtet das Scheitern des Plans, für den der Dichter alle Kräfte des Geistes und Herzens eingesetzt hatte. Wie war ihm zumute, als er begriff, der gewaltigste Aufwand sei vertan? Wir wissen es nicht. Er hielt sich nicht lange bei dieser vernichtenden Einsicht auf. Denn als er endlich das unglückselige Manuskript beiseitelegte, fand er auf einmal die Bahn zu neuen dichterischen Möglichkeiten geebnet. Nach Beißners Vermutung mündet das Bruchstück in die Verse:

*Neue Welt  
und es hängt, ein ehern Gewölbe  
der Himmel ...*

Sie bilden den Schlußchor des ersten Akts. Und diesen Ton setzt Hölderlin nun in den vaterländischen Hymnen fort. In ihnen sind alle Errungenschaften des 'Empedokles', im Hegelschen Sinne des Wortes, „aufgehoben“,

<sup>36</sup> IV, 283 f.

und alles Unbequeme fällt weg. Der Dichter ist nicht mehr genötigt, sich mit der widerständigen Wirklichkeit auf den Brettern der Szene herumzuquälen und festes, körperhaftes Leben aus seiner Innerlichkeit zu entlassen. Und dennoch legt er nicht mehr nur Bekenntnisse eines Einzelnen ab. Er singt das Schicksal einer Gemeinschaft, ihre Vergangenheit und Zukunft, und spricht damit eine Gemeinschaft an, nun aber nicht mehr das in einem Theater versammelte Publikum, die Öffentlichkeit, sondern eine Gemeinschaft, die sein gläubiges Wort erst schaffen muß, die ihm nicht fremd, die ebenso sein Werk bleibt wie die Hymnen selbst, Geschöpf der Hoffnung, deren Flügelschlag Äonen überschwingt.

## EMPEKOKLES VON AKRAGAS\*

ERKENNTNIS UND REINIGUNG

VON

UVO HÜLSCHER

Es gehört zu den schon bewährten Formen akademischer Bescheidenheit, seinen Vortrag mit einer Palinodie zu beginnen: der Zuhörer möge nicht zu hören erwarten, was der Titel ihm verspricht. Auch ich beginne mit einem Widerruf – leider nicht aus Bescheidenheit. Der Titel hat Sie darauf vorbereitet, von Empedokles dem Philosophen, der im 5. Jahrhundert in Agrigent an der Südküste Siziliens lebte, und von seiner Lehre zu hören, und sonst nichts. Solche Beschränkung war wohlbegründet, denn wenn die Historiker der deutschen Literatur zu Hölderlins 'Empedokles' dem Klassischen Philologen das Wort geben, so gewiß nicht, damit er sich in ihrer eigenen Wissenschaft versuche. Im Fortgang meiner Arbeit bin ich jedoch um Hölderlin nicht ganz herumgekommen. Sie müssen es in den Kauf nehmen, daß das genannte Thema meines Vortrags nur als ein Teil in einem weit uneinheitlicheren Fragenkomplex vorkommt.

Denn vor eine Reihe von Fragen sieht sich alsbald der gestellt, der von dem alten Empedokles reden will im Hinblick auf den Hölderlinischen. Schon das allererste ist keineswegs ausgemacht, daß das Verständnis des alten dem Verständnis des Hölderlinischen weiterhilft. Immerhin, das muß man versuchen. Stoff- und Quellenuntersuchungen gehören zu den Methoden der Interpretation, und es kann dem Philologen nicht gleichgültig sein, was der Dichter aus was gemacht hat.

Aber gerade an diesem Punkt geraten wir bereits ins völlig Ungewisse. Wir wissen nämlich nicht, was dem Hölderlin gegeben war. Es ist der Forschung bislang nicht gelungen, Hölderlins Quellen festzustellen. Zwar von einer einzigen wissen wir: es ist das Buch des Diogenes Laertius über Leben und Lehren der alten Philosophen, das Hölderlin im Dezember 1798 gelesen hat. Das Kapitel über Empedokles in diesem Diogenes ist ein ungeschicktes Konglomerat halbanekdotischer Einzelheiten in einer Masse bibliographischer Quellennachweise. Hölderlin hatte damals schon über ein Jahr lang sich an Entwürfen zu seinem Trauerspiel versucht. Es sieht ganz

\* Vortrag, gehalten bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft am 7. Juni 1963 in Berlin.

danach aus, daß die Diogeneslektüre ihn angeregt hat, an Stelle der frei erfundenen Verhältnisse, in denen der erste Plan den Empedokles darstellte, die geschichtlicheren biographischen Züge zu setzen, mit denen er nun seinem Stücke Stoff und dramatische Wirklichkeit zu geben beginnt.

Ich will mich nicht damit aufhalten, diese dem Diogenes entnommenen Motive zu verfolgen. Sie reichen von der Gestalt des Jüngers Pausanias, dem Mädchen Panthea, das der Wunderarzt vom Tode erweckt, über die politisch-demokratische Führerrolle des Empedokles in Akragas und seinen göttlichen Ehrungen durch das Volk, bis zu dem magischen Herrschaftsanspruch über die Kräfte der Natur und zu seiner Selbstvergottung, schließlich bis zu seiner Verbannung und seinem Tode im Krater des Ätna.

Das letzte aber, der Selbstmord im Ätna, der ja für Hölderlin von Anfang an das eigentlich Fesselnde an der Gestalt des Empedokles gewesen ist, ist ihm nicht erst aus Diogenes bekannt gewesen. Am Ende des 'Hyperion', wo die Gestalt des „großen Sizilianers“ zum erstenmal auftaucht, spricht er auch von dem Spötter, der ihm nachsagte, der kalte Dichter hätte müssen am Feuer sich wärmen. Er spielt damit offenbar auf Horaz an, der ungefähr so am Ende seiner Poetik von Empedokles redet. Mit der Poetik war Hölderlin natürlich seit der Schulzeit vertraut.

Übrigens ist der Spott offenbar das ursprüngliche Wesen dieser Todeslegende, denn sie stellt sich, desillusionierend, ungläubig, an die Stelle der eigentlichen frommen Legende von der Himmelfahrt des Philosophen. Beides begegnet dann ebenso im Diogenes wie im Drama Hölderlins.

Nun gibt sich der Interpret mit diesem Nachweis der biographischen Motive, mögen sie noch so zentral für Hölderlins Konzeption sein, nicht gern zufrieden. War nicht Empedokles zuerst und vor allem Philosoph? Hatte er nicht eine Lehre, die er dem Adepten Pausanias in einem esoterischen Lehrgedicht anvertraute? Eine Verkündigung, mit der er sich drohend und verheißend an seine Bürger von Akragas wendete? Und läuft nicht auch der Hölderlinische Empedokles auf eine Verkündigung, eine Lehre, und im Grunde auf eine Philosophie hinaus? Was also hat das eine mit dem anderen zu tun?

Da drängt sich sofort wenigstens eines auf. Empedokles ist in der Philosophiegeschichte der Erfinder der Vier-Elementen-Lehre: Feuer, Wasser, Luft und Erde, aus deren Mischung alle Dinge und Wesen entstanden sind. Was die Elemente für Hölderlin und gerade für seinen Empedokles bedeuten, liegt auf der Hand. Und noch ein Zweites fällt einem ein: Empedokles hatte von den Mächten der Liebe und des Streites gesprochen, die die Elemente zur Einheit zusammenführen und wieder trennen; es wird auch von Perioden berichtet, in denen nach Empedokles diese beiden

Mächte abwechselnd herrschen, von der Weltzeit der Liebe und einer des Streites. Wieder denkt man an Hölderlins Begriffe der Liebe, der Harmonie, der Innigkeit und der Einheit, und an die periodischen Vorstellungen, nach denen die Zustände der Einheit und der Trennung miteinander wechseln. Kommt das von Empedokles her?

Für die Bejahung dieser Frage scheint zunächst zu sprechen, daß jene Zeitphilosophie Hölderlins sich eben in den Jahren der Arbeit am Empedokles, und in der engsten Verbindung mit ihr, speziell im 'Grund zum Empedokles' und 'Über den Unterschied der Dichtarten', herausbildet. Auf der anderen Seite entwickeln sich diese Vorstellungen aus solchen, die im 'Hyperion' und noch früher vorliegen, so einleuchtend, daß ein Einfluß antiker Philosophie keinesfalls angenommen werden muß. Nimmt man dazu, was Hölderlin an geschichtsphilosophischen Ideen von Kant, Herder und Rousseau zukam, was im gemeinsamen Studium der Tübinger Freunde bis in die Jenaer und Frankfurter Zeit mit Schelling und Hegel ausgetauscht wurde, so scheint die Frage nach anderen Quellen überflüssig.

Es stellt sich uns also eine Vorfrage: Was kann Hölderlin von der Philosophie des Empedokles eigentlich gewußt haben? Wir Heutigen haben unsere Fragmentsammlungen, es ist darin alles zusammengetragen, was an Zitaten und Zeugnissen über Empedokles in der alten Literatur zu finden ist. Zu Hölderlins Zeit sah das anders aus: wer sich damals über Empedokles unterrichten wollte, griff eben zum Diogenes, auch wohl zum Stobäus oder Plutarch, und wer belesen war, kannte vielleicht die Auseinandersetzungen des Aristoteles mit der Elementenlehre der älteren Naturphilosophen. Aber schon die dickleibigen Bände der Aristoteles-Kommentatoren, die uns den reichsten Schatz an originalen Stücken aus dem empedokleischen Gedicht 'Von der Natur' überliefert haben, durchdrang nur der Fachgelehrte – von den Kirchenvätern, denen wir manchen Empedokles-Vers aus dem Sühnegedicht verdanken, ganz zu schweigen. Zwar war Hölderlin ein leidlich guter Gräzist; aber es ist uns auch nicht annähernd möglich zu sagen, was von diesen Schriften er gelesen hat.

Nun ist gerade die Gelehrsamkeit dieses Faches ja alt, und es gab tatsächlich schon im 16. Jahrhundert eine in Genf gedruckte Sammlung von Empedoklesfragmenten, von dem erstaunlichen Philologen Henri Estienne, oder Henricus Stephanus, die Poesis Philosophica von 1573, ein respektables Wissenschaftswerk, das in deutschen Bibliotheken heute eine Rarität geworden ist. Merkwürdigerweise wird in der Literatur nirgends damit gerechnet, daß Hölderlin diese Fragmentsammlung gekannt haben könnte. Nun befindet sich ein Exemplar dieses Stephanus gerade in der Tübinger Bibliothek und hat sich nach aller Wahrscheinlichkeit auch schon

am Ende des 18. Jahrhunderts dort befunden. Daß ein Tübinger Stiftler, Student der Theologie und der klassischen Literatur, sich der damals ja nicht überzahlreichen philologischen Werke in seinem Studium bediente; kann nicht als unwahrscheinlich gelten. Hölderlin hat z. B. zu seiner Magisterarbeit häufig das Handbuch des Georg Christoph Hamberger von 1756 herangezogen: 'Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfang der Welt bis 1500'. Aus diesem Werke hat er offenbar jene sonderbare und ganz vereinzelt Nachricht, die er in der dritten Fassung seines Trauerspiels so bedeutungsvoll ausgesponnen hat: daß Empedokles seine Weisheit von den ägyptischen Priestern erlernt habe. In demselben Zusammenhang aber findet sich dort der Hinweis eben auf die alte Fragmentsammlung des Henricus Stephanus. So ist es denn vollkommen sicher, daß Hölderlin von dieser Sammlung mindestens gewußt hat – und wer wollte die Möglichkeit bestreiten, daß er, mit seiner leidenschaftlichen Liebe zu den frühgriechischen Philosophen, das Werk auch in Tübingen studiert hat?

Nun liegt freilich die Arbeit am Empedokles fünf bis sieben Jahre nach jenen griechischen Studien. Manchem mag es gewagt erscheinen, mit genauen Erinnerungen aus dieser Studienzeit zu rechnen. Der muß immerhin zweierlei bedenken: Erstens enthält schon der Frankfurter Plan, der ja vor der erwähnten Diogenes-Lektüre entstanden ist, ohne Zweifel zwei Motive, die gleichwohl aus dem Diogenes stammen: die Ehrenstatue, die die Bürger von Agrigent dem Empedokles errichten, und die eisernen Sandalen, die der Ätna wieder ausspeit. Zweitens: In den ausgeführten Texten finden sich Motive, selbst Formulierungen aus Empedokleischen Versen, die *nicht* im Diogenes überliefert sind. Da sind vor allem solche, die mit dem Thema der Schuld des Empedokles zusammenhängen. Empedokles, im Sühnegedicht, erinnert sich seines einstigen unsterblichen Daseins:

*Aus welchem Range, welchem Ausmaß des Glückes verstoßen, wandle ich nun unter Sterblichen! –*

Bei Hölderlin:

*Lebt ich nicht, –  
Der Götter Freund im gegenwärtigen  
Olymp? ich bin hinausgeworfen ...*

Dasselbe in der ersten Fassung:

*Nun wein' ich, wie ein Ausgestoßener ...*

Man vergleiche Empedokles, wie er den Eintritt ins irdische Dasein beschreibt:

*Ich weinte und jammerte, da ich den ungewohnten Ort erblickete!*

Und von den aus der Unsterblichkeit Verstoßenen:

*Die Luft jagt sie zum Meere, das Meer speit sie aus auf den Erdboden,  
die Erde zum Licht der Sonne, die wieder in den Wirbel der Luft.*

Bei Hölderlin:

*Nun wein' ich wie ein Ausgestoßener  
Und nirgend mag ich bleiben ...*

Zwar ist das Schicksal des verstoßenen Götterlieblings bei Hölderlin zugleich auch wieder nach den Bildern der großen mythischen Frevler stilisiert, die in der Unterwelt zur Strafe ihre ewige Mühsal leiden: Empedokles im ersten Monolog:

*Und dulden sollt ich's  
Wie die Schwächlinge, die im scheuen Tartarus  
Geschmiedet sind ans alte Tagewerk?  
... Und du, ... du hast  
Es selbst verschuldet, armer Tantalus, ...  
Mit frechem Stolz den schönen Bund entzweit,  
... und wähtest, karger Tor, an dich  
Die Gütigen verkauft, daß sie dir,  
Die Himmlischen, wie blöde Knechte dienen!*

Dies alles ist deutlich stilisiert nach dem Mythos des Tantalus, der einst den Besuch der Götter empfangen; sie waren seine Tischgenossen gewesen und hatten ihm ihre Geheimnisse anvertraut – bis er ihre Freundschaft gräßlich verscherzte – eine Geschichte, die Hölderlin natürlich sowieso kannte. Danach Empedokles bei Hölderlin, sich erinnernd

*der Geniusräfte, der Herrlichen, deren Genöß ich war! ...  
Ich erfuhr euch, ich kannt euch, ich wirkte mit euch ...*

Aber gerade auch der alte Empedokles spricht von dem verlorenen Glück der Seelen in den Bildern des Tantalos-Mythos: sie waren, sagt er

*der andern Unsterblichen Herdgenossen und Tischfreunde.*

Keiner der verglichenen Verse steht im Diogenes, aber eben gerade in der Sammlung des Stephanus! Es versteht sich, daß alles Vergleichen auf eine völlig andere Basis gestellt wäre, wenn wir annehmen müßten, daß Hölderlin von diesen Versen nie etwas gehört hätte.



So hätten wir denn wenigstens die Freiheit, zu vergleichen . . . Aber die eigentliche Schwierigkeit fängt erst an. Alles Bisherige blieb ja beschränkt auf Einzelnes: wir konnten auf Bestimmtes hinweisen hier und dort: das biographische Motiv, das dichterische Bild, das wiederkehrt. Sobald es sich aber um Geistiges handelt: um Weltbilder, Ideen, Denkformen, wird es verwickelter. Um hier in derselben Weise vergleichen zu können, müßten wir wissen, was denn Hölderlin von Empedokles aufgegangen ist, als was er ihn aufgefaßt hat.

Da haben wir nun zwar den 'Grund zum Empedokles'. Das Erstaunliche an dieser Grundlegung der Tragödie ist ja, wie hier der geschichtliche Empedokles selber als „Moment“ in der Geschichte der „Wechselwirkungen“ von „Natur und Kunst“ verstanden wird, wobei Natur das „Ursprünglicheinige“ bedeutet, Kunst (im Sinne von „techne“) das im Menschen und durch den Menschen Organisierte und zur Reflexion Individualisierte. Es fehlt in dieser Darstellung nicht ganz an Beziehungen auf die Philosophie des Empedokles: Wenn z. B. seines „innigen Verhältnisses mit dem Lebendigen der Elemente“ gedacht wird, so zielt dies offenbar auf die Empedokleische Elementenlehre ab. Im übrigen aber wird an Empedokles ausschließlich das Geschichtliche gesehen: er ist „ein Sohn seines Himmels und seiner Periode, seines Vaterlandes“, zuletzt ein „Opfer seiner Zeit“. Was in ihm erscheint, ist nicht eine Lehre, sondern ein Schicksal. Das heißt aber, daß von der Gestalt des Empedokles wiederum vor allem das Biographische in den Blick rückt.

Nun begegnet es aber, daß Hölderlin, um dieses Schicksal zu beschreiben, sich bestimmter Denkformen bedient, die denen der Empedokleischen Lehre überraschend ähneln. Empedokles hatte ja, in einer Kosmogonie, von dem Einen gesprochen, dem Kugelförmigen, in dem die Elemente ursprünglich durch die Macht der Liebe oder Harmonie vereinigt waren; durch die Macht des Streites waren sie alsdann voneinander getrennt und in einzelnen Gebilden gestaltet worden. Trennung und Mischung sind die Funktionen der beiden entgegengesetzten Mächte. Empedokles scheint auch, wie gesagt, von Perioden gesprochen zu haben, Zeiten in denen die Liebe, und solche in denen der Streit herrschte, und von einem kosmischen Zyklus, in dem diese einander abwechselten.

Hölderlin spricht vom „Ursprünglicheinigen“, das „aus sich herausgehen müsse“, von der „Einigkeit des Ganzen“ und der „Vereinzelung der Teile“, von höchstem Streit und höchster Versöhnung, Trennung und Vereinigen; und der Prozeß stellt sich ihm dar in Perioden der Herrschaft des Individuellen und des Unendlichen, dazwischen der Übergang als der Moment des tragischen Untergangs.

Hat das eine mit dem anderen etwas zu tun? Die Frage enthält zwei Fragen. Erstens: deutet die Übereinstimmung der Denkformen auf eine Übereinstimmung tieferer Art? Wir müssen die Antwort auf später verschieben. Zweitens: Knüpft Hölderlin, indem er sich dieser Denkformen bedient, bewußt an empedokleische Vorstellungen an? Hier geraten wir in die vorhin bezeichnete Schwierigkeit. Wir haben kein Zeugnis dafür, daß Hölderlin die empedokleische Lehre in diesem, uns heute geläufigen Sinne, oder überhaupt in irgendeinem Sinne, aufgenommen hat. Wohlverstanden: es geht dabei nicht um das historisch richtige Verständnis. Auch bei jenen biographischen Motiven, die Hölderlin dem Diogenes Laertius verdankt, geht es um kein historisches Verständnis, und wir werden es leicht verschmerzen, daß wir es dort gar nicht mit Empedokles zu tun haben, sondern mit seiner Legende. Daß diese gerade auch von dem Ersten und Letzten der Fabel gilt, von dem Tod des Empedokles, rückt zwar das Hölderlinische Vorbild ins Fiktive, doch haben wir es dort und hier noch immer mit einem Bestimmten zu tun, das sich vergleichen läßt, weil wir sagen können: aus diesem hat er das gemacht. Um aber zu entscheiden, ob Hölderlin, über jene Empedokles-Fabel hinaus, etwas vom Geistigen des Empedokles, wie auch immer, aufgenommen und sich anverwandelt hat, dazu fehlt uns einstweilen jenes Bestimmte auf der anderen Seite, ein Begriff von Empedokles, sei es Überlieferung oder Interpretation, von der wir sagen könnten: aus diesem ist jenes geworden.

Hier ist nun das einzige, das weiterhilft, die beiden Gestalten, den neuen und den alten, möglichst rein und zunächst unter Verzicht einer Relation zueinander hinzustellen. Was Hölderlin betrifft, ist vieles getan. Indessen gehört der alte Empedokles nicht eben zu den Lieblingen der Philologie. So stark sich die neuere Interpretation von Parmenides, von Heraklit und Anaximander angezogen fühlt: dem Empedokles eine interessante Seite abzugewinnen, scheint ihr nicht ebenso zu gelingen. Er steht in der Geschichte der Philosophie als der Finder der Elementen-Vierzahl, die für das ganze Altertum und Mittelalter mit wunderlicher Hartnäckigkeit kanonisch blieb. Er erscheint als Vermittler und Vermischer zwischen der Logik des Parmenides und den materialistischen Systemen des 5. Jahrhunderts, ohne doch die Strenge des einen oder die Konsequenzen der anderen zu begreifen. Seiner Bedeutung in der Philosophiegeschichte scheint seine Originalität nicht zu entsprechen.

Und hier stehen wir vor dem dritten Hindernis unseres Unternehmens: wir wissen nämlich selber nicht mit Sicherheit, was für ein Bild wir uns von Empedokles zu machen haben. Nietzsche, in seinem Fragment über die

Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, nachdem er die vorplatonischen Philosophen als eine zusammengehörige Gesellschaft eingeführt hat, fährt fort:

*Mit Plato beginnt etwas ganz Neues; oder, wie mit gleichem Rechte gesagt werden kann, seit Plato fehlt den Philosophen etwas Wesentliches, im Vergleich mit jener Genialen-Republik von Thales bis Sokrates. Wer sich mißgünstig über jene älteren Meister ausdrücken will, mag sie die Einseitigen nennen und ihre Epigonen, mit Plato an der Spitze, die Vielseitigen. Richtiger und unbefangener würde es sein, die letzteren als philosophische Mischcharaktere, die ersteren als die reinen Typen zu begreifen. Plato selbst ist der erste großartige Mischcharakter ... Alle späteren Philosophen sind solche Mischcharaktere. Viel wichtiger aber ist, daß sie Sektenstifter sind und daß die von ihnen gestifteten Sekten insgesamt Oppositionsanstalten gegen die hellenische Kultur und deren bisherige Einheit des Stils waren. Sie suchen in ihrer Art eine Erlösung, aber nur für die einzelnen ... Die Tätigkeit der älteren Philosophen geht, obschon ihnen unbewußt, auf eine Heilung und Reinigung im Großen; ...*

Da Nietzsches Darstellung Fragment geblieben ist, weiß man nicht, ob die Charakterisierung der Gruppe wirklich auch noch auf Empedokles zutreffen sollte: in welcher Weise er also als reiner Typ würde erschienen sein. Alles andere als das ist er für Nietzsche jedenfalls in seiner Basler Vorlesung von 1872: ganz und gar „Grenzfigur“.

*Er schwebt zwischen Arzt und Zauberer, zwischen Dichter und Rhetor, zwischen Gott und Mensch, zwischen Wissenschaftsmensch und Künstler, zwischen Staatsmann und Priester, zwischen Pythagoras und Demokrit: er ist die buntgefärbteste Gestalt der älteren Philosophie: mit ihm scheidet das Zeitalter des Mythos, der Tragödie, des Orgasmus, aber zugleich erscheint in ihm der neuere Grieche, als demokratischer Staatsmann, Redner, Aufklärer, Allegoriker, wissenschaftlicher Mensch. In ihm ringen die beiden Zeitalter ...*

Die Vielfalt der Rollen, die hier dem Empedokles zugesprochen wird, ist im wesentlichen in der biographischen Überlieferung enthalten. In der Tat war er Arzt sozusagen von Berufs wegen. Als solcher wurde er ein Mann der Wissenschaft – ein guter Teil seiner Philosophie ist Physiologie. Aber der Redner Gorgias, ein Mann der aufgeklärtesten Sophistik, hat ihn noch zaubern sehen. Als Erfinder der Rhetorik galt er dem Aristoteles, und wir sehen nicht ganz deutlich, ob er damit auf die Erfindung einer literarischen Gattung zielt, oder auf ein rhetorisches Element in seiner Dichtung. Aber er dichtete, und zwar als letzter, in der altüberkommenen Form des hexametrischen Lehrgedichts. Daß er als Staatsmann höchst

praktisch an den Geschicken seiner Vaterstadt teilnahm, und zwar, trotz vornehmer Herkunft, als Führer der Demokraten – wie ja auch die Tyranis im älteren Griechenland stets von adligen Volksführern ausgegangen ist –, das spiegelt sich in vielen, wenn auch im einzelnen unzuverlässigen Berichten. Andererseits zog er als Sühneprediger von Stadt zu Stadt und umgab sich mit einem gläubigen Anhang, den er zu überzeugen suchte, daß er ein unsterblicher Gott sei ... Was für eine Figur! Aristoteles hat ihn nicht gemocht. Die Philologie des Positivismus, die sich der überlieferten Ehrfurcht nicht mehr verpflichtet fühlte, sah in ihm einen Charlatan, „halb Newton, halb Cagliostro“ ...

Das Buntschillernde seiner Gestalt rührt für uns vornehmlich von dem Gegensatz seiner beiden Gedichte her, deren Fragmente wir noch besitzen. Das eine ist ein Lehrgedicht über die Physis, d. h. über das Wesen der Dinge, es ist an einen jungen Pausanias gerichtet, gibt sich streng esoterisch, und rühmt sich, dem Adepten eine Erkenntnis anzuvertrauen, wie sie noch von keinem sterblichen Denken erreicht worden ist. Die stolze Attitüde ist nichts Vereinzelt, man kann eher sagen, daß sie zum Typus des archaischen Philosophierens gehört. Auch hat das Esoterische des Lehrgedichts nicht gehindert, daß es alsbald zur bekannten Lektüre in Athen gehörte.

Die Lehre besagt, daß nicht Wasser allein, nicht Luft allein, nicht Feuer allein, wie es frühere Philosophen gelehrt hatten, Ursprung und Wesen der Dinge sei; vielmehr gebe es vier Wurzeln aller Dinge: Feuer, Erde, Luft und Wasser – er nennt sie mit präziöser Allegorik Zeus, Here, Aidoneus und Nestis: Götternamen also, und mit Recht, denn diese Vier gelten ihm als die eigentlichen unsterblichen Wesen: und während sie an sich unvergänglich sind, bringt ihre Scheidung und Verbindung die einzelnen vergänglichen Wesen und Dinge hervor. Darum gibt es kein eigentliches Entstehen und Vergehen, sondern nur Mischung und Trennung der vier Unvergänglichen. Wie sollte auch aus etwas Nicht-Seiendem Etwas werden? Und wie sollte etwas Seiendes verschwinden? – Das sind nun Argumentationen, die fast wörtlich aus der parmenideischen Seinslogik stammen. Dort galten sie dem Einen Seienden, das neben und außer ihm nichts anderes denken läßt. Ihre Übertragung vom „Seienden“ auf bestimmte, gar mehrere Dinge ist nicht nur im Sinne jener Logik bedenklich. Und wenn Empedokles das parmenideische Argument so fortsetzt:

*Denn immer wird ein Seiendes dort sein, wo einer es jeweils hinstellt –*  
(d. h. die Stoffe sind das Dauernde im Wechsel)

dann war es jedenfalls von Parmenides so nicht gemeint. Die Möglichkeit

des Wechsels und der Bewegung der vier Seienden rückt diese Philosophie vielmehr in die Nähe der Atomistik.

Nun weiß aber Empedokles auch die Kräfte zu nennen, die die Vereinigung und Trennung der Vier bewirken: Liebe und Streit. In wiederholten Formulierungen sucht er dies einzuschärfen, daß durch die Liebe alles Verschiedene zur Einheit zusammengeführt wird, dann wieder durch den Streit in die Vereinzelung auseinanderstrebt. Die Macht der Einigung ist aber keine andere als jene, die auch die Menschen als die Anziehung der Geschlechter kennen und die sie Aphrodite nennen: sie ist es, durch die auch die Elemente sich wechselseitig anziehen. Mittels dieser zwei, und jener vier, läßt er nun die ganze Welt entstehen, verweilt am ausführlichsten bei der Bildung der Pflanzen und Tiere – wobei zunächst die Elemente im ordnungslosen Zufall unter der Gewalt der Liebe sich wild ergreifen, einzeln irrende Glieder und Organe bilden und zu Monstren zusammenwachsen, bis das Zueinandergehörige sich findet und in lebensfähigen Gebilden überdauert – und läßt das Ganze gipfeln in einer Wahrnehmungs- und Erkenntnislehre ganz physiologischer Art, indem für ihn alles Wahrnehmen, Lernen und Wissen in der Zugesellung von Elementteilen zu den gleichen Elementen im menschlichen Körper besteht – auch dies eine Trivialisierung der parmenideischen Erkenntnislehre, nach der all unser Wahrnehmen und Denken der aus Feuer und Nacht gemischten Welt auf das Licht oder Dunkel angewiesen ist, aus denen wir selber gemischt sind.

Der materialistische, aufgeklärte Charakter dieses Gedichts kontrastiert aber aufs stärkste mit dem des anderen, das die 'Katharmen' benannt ist, d. h. das Sühnenedicht, genauer: Anweisungen zur Reinigung. Ward das erste dem Einen auserwählten Schüler in der Stille anvertraut, so wendet sich dieses gleich mit den ersten Worten an die Bürger seiner Stadt:

*Freunde, die ihr in der Großstadt am gelben Akragasflusse  
Auf der Akropolis wohnt, ihr Pfleger vortrefflicher Taten,  
Häfen der Ehrfurcht den Fremdlingen ihr, unkundig der Bosheit,  
Heil euch!  
Ich aber wandle, ein unsterblicher Gott, kein Sterblicher länger,  
Unter euch, von allen geehrt, so wie es mir zukommt:  
Rings umwunden mit heiligen Bändern und grünenden Kränzen.  
Wenn ich dann so geschmückt in die prangenden Städte komme,  
Werd' ich von Männern und Weibern verehrt. Die ziehen dann mit mir  
Zu zehntausenden, fragend, wo der Weg zum Heil sei.  
Manche wünschen von mir Orakel, andere wieder*

*Möchten heilenden Spruch für allerlei Krankheiten hören,  
Die sie seit langem quälen ...  
Aber was halt' ich mich dabei auf, als wär' es ein Großes,  
Wenn ich mehr als die Sterblichen bin, die vielehenden Menschen!*

Es ist die Szene, die sozusagen dem ersten Akt Hölderlins vorausgeht, und auf die der Zusammenbruch folgt. Bei Empedokles folgt kein Zusammenbruch, und auch der Selbstmord der Legende ist keine Sühne für die angemäße Selbstvergottung. Allerdings verbindet sich bei dem alten Empedokles mit dem ungeheuerlichen Anspruch auch das Bewußtsein einer tiefen Schuld, die er zusammen mit allen andren Menschen trägt, und was er den Heilsuchenden jetzt zu sagen hat, ist etwas Anderes, als was sie erwarten und wünschen:

*Freunde, wohl weiß ich, daß Wahrheit bei den Worten ist, die ich verkünden werde; aber freilich sehr schmerzhaft und unangenehm ist es, wenn die wahre Überzeugung sich dem Herzen aufdrängt ...*

Wir alle nämlich sind einst unsterblich gewesen, Götter unter Göttern: durch eine Blutschuld haben wir das selige Leben verwirkt und müssen dreißigtausend Jahre, von einem Element zum andern geworfen, durch ungezählte Einkörperungen aller möglichen sterblichen Wesen schweifen, bis wir, gereinigt, aus dem Unheilskreis der Geburten in unser göttliches Dasein zurückkehren.

*Solch ein aus dem Kreis der Götter Verbannter bin auch ich jetzt, weil ich dem Wahnsinn des Streitigen mich überließ.*

Es ist im allgemeinen die Lehre der Orphiker, hier allerdings in irgendein Verhältnis zur physikalischen Lehre des Naturgedichts gesetzt. Jene erste Blutschuld aber hat darin bestanden, daß ein Lebendiges sich vom Blut, vom Töten anderen Lebens zu nähren begann. Denn alles Lebendige ist verwandt, im geopferten Schlachttier verkennt der Vater seinen eigenen Sohn, der, verwandelt, sich in der Tiergestalt verbirgt.

*Hört ihr nicht auf mit dem Morden? Seht ihr denn nicht, daß ihr euch selber gegenseitig zerfleischt?*

So ruft er die menschenfresserischen Visionen allseitiger Feindschaft herauf. Doch im selben Maße erhebt sich das Gegenbild einer goldenen Urzeit der Liebe, da man nur der Einen Aphrodite opferte, und zwar mit unblutigen, vegetarischen Opfern.

Bei Hölderlin wird das, ins Politisch-Geschichtliche gewendet, zum Bild des untergehenden Vaterlands, der Nacht- und Wendezeit des Volkes:

... Wenn  
*Um Mitternacht der Aufruhr weheklagt'  
 Und durchs Gefilde stürzt', und lebensmüd  
 Mit eigner Hand sein eignes Haus zerbrach ...  
 Wenn sich die Brüder flohn, und sich die Liebsten  
 Vorübereilten, und der Vater nicht  
 Den Sohn erkannt ...  
 Da faßte mich die Deutung schauernd an:  
 Es war der scheidende Gott meines Volks!*

Und auch hier stellt sich dem Empedokles sofort das Gegenbild ein, wenn er sich erinnert

*der goldnen Zeit, der allvertrauenden.*

Auch an anderer Stelle ist ja bei Hölderlin vom „Glück der alten Urwelt“ die Rede. Aber auch das hat bei Hölderlin einen geschichtlicheren Sinn als bei Empedokles. – Doch das jetzt nur nebenbei.

Das stolze Bewußtsein seiner Göttlichkeit aber nimmt Empedokles aus der Anschauung von einer Stufenordnung der Einkörperungen: Er erinnert sich, er „war schon einmal Pflanze, Vogel und Fisch“, und in jeder Gattung gibt es eine höchste Stufe: unter den Tieren die Löwen, unter den Bäumen den Lorbeer:

*Zuletzt aber werden sie Seher und Sänger und Ärzte und Regierende unter den Menschen – Woraus sie schließlich emporwachsen zu dem höchsten Rang als Götter.*

In der Tat, die vier Tätigkeiten, die ihm die vorletzte Stufe vor der Vergöttlichung repräsentieren: des Sehers, Dichters, Arztes und politischen Führers, vereinigt Empedokles alle in seiner Person, so daß er in solcher Häufung wohl die Garantie seiner Rückkehr in die Unsterblichkeit erblicken durfte ... Wir sehen: die Vielseitigkeit der Gestalt, die uns aus der Überlieferung als Problem anblickt, war ihm offenbar selber, und nicht ohne Stolz, bewußt.

Was aber die beiden Gedichte betrifft, so werden sie uns dadurch nicht leichter vereinbar. Ganz abgesehen von dem verschiedenen Ton – dort das Esoterische, hier das Öffentliche, dort das Wissenschaftliche, hier das Religiöse, dort die Betrachtung, hier die Prophetie, dort das Du in der Belehrung, hier die Herausstellung des Ich – die beiden Gedichte haben offenbar grundverschiedene Tendenzen, indem das eine auf Erkenntnis des Seienden aus ist, das andre auf Reinigung von einer Schuld.

Sie scheinen sich aber auch sachlich zu widersprechen. Die Lehre von den

wechselnden Einkörperungen scheint doch ein Identisches vorauszusetzen, das im Wechsel der Körper dasselbe bleibt, und das wir Seele nennen würden. Aber für Seelen scheint unter den vier Elementen kein Platz zu sein. Unser Denken ist im Blut, unser Wissen sind aufgesammelte Element-Teilchen, und wenn sie sich im Tode lösen, ist Wahrnehmung, Denken, Seele, möchte man meinen, dahin. Ferner: wo Empedokles seinen Sphairos-Urgott beschreibt und von den landläufigen Göttervorstellungen unterscheidet, heißt es: er hatte weder Arme noch Beine noch Zeugeglieder, „sondern er war eine Kugel, allseitig gleich.“ Dasselbe Weder-Noch beschreibt zwar auch in den Katharmen das Wesen der Gottheit, nur daß das Positive jetzt anders folgt: „Sondern Geist allein ist er, heiliger und unermesslicher, der mit schnellen Gedanken die Welt durchstürmt.“ Dies scheint sich zwar mit den unsterblichen Seelen zu reimen, aber wie paßt es in die Physik?

Unter den Antworten, die die Philologie auf diese Frage gibt, hat sich am nachhaltigsten die Hypothese einer Entwicklung des Philosophen gehalten. Aus mehr medizinisch-naturphilosophischen Anfängen, denen die Physik entstammt, aus der Lehre im engeren Schülerkreis, sei Empedokles zu öffentlicherer politischer Tätigkeit fortgeschritten, die mit seiner Verbannung endete. In Unteritalien sei er dann den Pythagoreern begegnet und unter diesem starken Eindruck Prophet geworden. Die Wandlung vom einen zum anderen ist für Wilamowitz geradezu eine Bekehrung. Aber auch die umgekehrte These ist versucht worden: Entwicklung aus überkommenen religiösen Vorstellungen zum aufgeklärten Materialismus.

Beiden Thesen liegen jedoch gewisse moderne Kategorien zugrunde, von denen wir uns freihalten sollten. Ja, was schwieriger ist, wir müssen uns selbst von Kategorien freimachen, die seit Plato und Aristoteles unser Denken bestimmen. Wir müssen einmal absehen von allem, was in die attische Richtung eingelenkt hat und von daher den ganzen griechischen Geist bestimmt hat: von der Aufklärung, dem Gegensatz von Mythos und Logos, der Unterscheidung von Geist und Stoff, dem ganzen sokratischen Intellektualismus. Die westliche koloniale Welt Siziliens und Großgriechenlands bleibt noch länger archaisch befangen, Magisch-Mythisches und Rationales gehen andre Verhältnisse zueinander ein als im Athen des Perikles. Es trennt den Empedokles vom Attischen schon die für ihn ganz selbstverständliche Voraussetzung, daß aller Stoff Empfindung hat. So wird auch Aristoteles' Interpretation der Elemente als bloßen Stoffs, der von den geistigen Ursachen der Liebe und des Streites bewegt wird, weder der Lebendigkeit der empedokleischen Elemente noch der mythischen Handfestigkeit jener Mächte gerecht. Umgekehrt als bei Aristoteles ist auch das Verhältnis von Stoff und Form: indem für Empedokles alles Leben und

die Unendlichkeit des Lebens auf seiten des Formlosen ist, während die Gestalt, das Organisierte dem Werden und Vergehen unterworfen ist. – Eine ähnliche Wendung muß man ja vollziehen, wenn man sich den Hölderlinischen Begriffen des Geistes oder des Organischen nähern will, da für ihn der Geist nicht vom Lebendigen des Elements zu trennen ist, das Organische andererseits ihm eher auf die Seite des Toten rückt...

So ist schließlich dem Empedokles auch das Problem der Individualität und ihrer Dauer noch gar nicht aufgegangen. Und es ist denkbar, daß jener Widerspruch, den wir so stark empfinden: zwischen der Vergänglichkeit der aus den Elementen gemischten Lebewesen und der Unvergänglichkeit der göttlichen Seelen, sich ihm gar nicht aufgedrängt hat.

Überdenken wir nun im ganzen den scheinbaren Mangel an Originalität in dieser Philosophie, und andererseits ihre anscheinenden Widersprüche, so kommen wir nicht um die entscheidende Frage herum: was ist das Eigentliche, worum es dem Empedokles ging?

Da drängt sich zunächst eines auf, nämlich der Ursprung dieses ganzen Nachdenkens über die Natur aus medizinischen Problemen. Schon die Konzeption der vier Elemente ist offenbar eine Übertragung der vier Qualitäten Heiß und Kalt, Feucht und Trocken, nach denen die alten Ärzteschulen die körperlichen Konstitutionen in bezug auf Gesundheit und Krankheit bestimmten; eine Übertragung aus der Medizin auf die Physik. Man kann aber zweifeln, wie weit die Naturlehre des Empedokles überhaupt eine Physik genannt werden sollte. Denn bedenkt man, welchen Umfang in den Schriften der milesischen Naturphilosophen Erklärungen von Naturerscheinungen aller Art eingenommen haben müssen, so fällt auf, welchen weit überwiegenden Anteil an den Fragmenten und Zeugnissen von Empedokles solche ausmachen, die sich mit den Lebewesen befassen. Ja wenn er die schöpferische Wirkung der durcheinander sich mischenden Elemente beschreiben will, nennt er sogleich „Menschen und Tiere“ und die „ungezählten Scharen sterblicher Wesen“. So ist seine Physik eigentlich eine *Biologie*, und um den Begriff „Bios“, Leben, kreist offenbar sein ganzes Denken.

*Wenn die Elemente sich im Menschen vereinigen oder in dem Geschlecht der Tiere, oder Pflanzen, oder Vögel, dann sagt man: sie entstehen; und wenn die Elemente sich wieder scheiden, so nennt man es Tod und Unheil – keineswegs mit Recht... doch dem Brauch gemäß will ich es auch so nennen...*

*Kein Weiser Mann würde wohl sagen: Solange sie leben – was sie so Leben nennen –, so lange existieren sie und erfahren Gutes und Schlimmes, aber ehe sie zu Sterblichen zusammengesfügt, oder wenn sie wieder getrennt sind, seien sie nichts...*

Wie fremdartig fügt sich hierin das Argument aus der parmenideischen Ontologie:

*Denn aus Nichtseienden kann nichts werden,  
und Seiendes kann nicht vergehen...*

Auf kühne Weise wird jetzt die Ontologie des Parmenides mit dessen Mischungslehre aus der Kosmologie verbunden, das Unvereinbare vereinigt, um dem neuen Zweck zu dienen – an die Stelle der „onta“, der „seienden Dinge“ treten dabei die „thneta“, die sterblichen Wesen:

*Etwas Anderes will ich dir sagen: Es gibt gar keine Geburt von irgendetwas einem sterblichen Wesen, und auch keinen Tod; sondern lediglich Mischung und Austausch des Gemischten – Geburt sagen die Menschen dazu.*

Aus dem biologischen Bereich stammt auch die *Liebe*; und nicht nur in ihrer Rolle als „Mischerin der Geschlechter“, sondern mindestens ebenso als Harmonie, Fügung und Stimmung der gegensätzlichen Kräfte und Qualitäten im gesunden Körper. Vom Mikrokosmos der Medizin aus scheint die Liebe erst zu der physikalischen Macht geworden zu sein, die auch den Makrokosmos im ganzen regiert, – und wenn Aristoteles recht hat, auch zur Herrin der Zeiten...

Denn allerdings seit Aristoteles steht die Empedokles-Interpretation unter einem anderen als diesem biologischen Aspekt. Es ist da die Rede von jenem periodischen kosmischen Wechsel, wonach die Elemente zwischen Zuständen der gänzlichen Vereinigung unter der Macht der Liebe und der gänzlichen Trennung unter der Macht des Streites alternieren. Der gegenwärtige Weltzustand wäre der des Übergangs von einem zum anderen. Nun gibt es ja in dem angenommenen Kreislauf der Weltzustände zwei solche Übergänge: von der Liebe zum Streit, und vom Streit zur Liebe. Die neueren Philologen haben deshalb die aristotelische Vorstellung sozusagen vervollkommen zu einer Vier-Phasen-Theorie.

Aber in welcher Phase befinden *wir* uns? Aristoteles sagt eindeutig: unter der Herrschaft des Streites. Da das nicht heißen kann: in einem Zustand der völligen Scheidung der Elemente, kann es nur bedeuten: in einer Zeit, da der Streit, als das Trennende, das kosmogonische Prinzip ist. Aristoteles bemerkt, daß Empedokles nur die Kosmogonie durch den Streit, aus der Einheit zur Vielheit, aber nicht die rückläufige Kosmogonie durch die Liebe, aus der Trennung zur Vereinigung, beschrieben hat. Trotzdem konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß Empedokles seine ganze ausführliche Biologie unter die Macht und Wirkung der Liebe stellt. Und was soll heißen: unter der Vorherrschaft des Streites, wenn es die ausschließliche Herrschaft des Streites nicht meinen kann? Ein allmähliches Zunehmen?

Eine Zeit, in der bereits der Streit mehr vermag als die unterliegende Liebe? Also eine Zweiteilung wieder der Übergangszeiten? Und wir kämen zu einer Sechs-Phasen-Theorie? Aber nirgends spricht Aristoteles von einer solchen allmählichen Veränderung, geschweige von einem künftigen Endzustand der völligen Trennung. Diese ungeklärte Auffassung des Aristoteles von der Empedokleischen Lehre hat seine Nachfolger und Kommentatoren, und somit die Philosophiegeschichte, in völlige Verwirrung gestürzt, und bis heute können sich die Erklärer über den von Empedokles gemeinten Naturprozeß nicht einigen.

Ich kann aber nicht umhin, an dieser ganzen angeblichen Periodenlehre des Empedokles zu zweifeln. Schaut man nämlich nach, auf welche Stellen in Empedokles' Gedicht diese Auffassung sich gründet, so sind es immer wieder dieselben Verse; sie lauten:

*Bald wächst Eines aus Mehrerem zur Einheit,  
bald wächst es aus Einem auseinander, so daß es wieder Vieles ist,*

...

*indem sich bald durch Liebe zur Einheit alles vereiniget,  
bald wieder einzeln sich trennt durch den Streit.*

Nun erläutert Empedokles das letztere bald darauf selber, mit folgenden Worten:

*Dies – nämlich die abwechselnde Vereinigung und Trennung – ist deutlich zu erkennen an dem menschlichen Körper: einmal vereinigen sich durch Liebe alle Glieder zur Einheit, auf der Höhe der Lebensblüte, – dann wieder, durch die Kräfte des Streites zerschnitten, irren sie einzeln, getrennt voneinander, am Ufer des Lebens. Ebenso ist es mit Sträuchern, Fischen, Bergtieren und Vögeln ...*

Die Perioden, von denen hier die Rede ist, sind also nicht die des Kosmos, sondern die von Geburt und Tod der Lebewesen. Und die Einheit, zu der das Viele zusammenwächst, ist nicht der Kosmos im Zustand der völligen Vermischung, sondern der Organismus.

Man kann, wie mir scheint, sogar noch den Punkt bestimmen, wo jene falsche Interpretation ihren Ursprung genommen hat. Einmal nämlich bringt Empedokles die vorhin zitierten Verse in einer leichten Abwandlung, er sagt:

*... indem die Elemente sich bald durch Liebe vereinigen zu Einem Kosmos, bald wieder einzeln sich trennen durch den Streit.*

Unter „Kosmos“ verstand schon Plato dasselbe wie wir: die Welt. Aber in der archaischen Sprache heißt es nicht „Welt“, sondern „Ordnung, Gefüge“; und wenn die Elemente sich zu einem Gefüge verbinden, so meint Empedokles damit ein organisches Gebilde. Daraus also scheint das Mißverständnis entstanden.

Aber werden wir damit die kosmischen Perioden los? Irgend etwas muß Aristoteles ja wohl im Auge gehabt haben, wenn er unsere jetzige Welt als ein Erzeugnis des Streites anspricht und einen früheren Zustand der Liebe nennen kann. Ich glaube, das Problem löst sich auf eine sehr einfache Weise. In der Tat hat Empedokles von einem Urzustand gesprochen, in dem die Elemente ungeschieden beieinander waren: das war der Sphairos, der kugelförmige, der in den Banden der Harmonia, der Liebe und Fügung, geborgen lag. Die Liebe war in dieser Elementenkugel „gleich groß an Länge und Breite“. Der Streit aber war draußen, daneben. Als nun seine Zeit gekommen war (Aristoteles kritisiert heftig diese mangelhafte Begründung des Wechsels), da drang er in den Sphairos ein und bringt ihn in Bewegung. Ein Wirbel entsteht, die Elemente fliehen auseinander und lagern sich in den großen Weltteilen von Himmel und Erde. So ist die Kosmogonie in der Tat ein Werk des Streites. Aber die Liebe, von der Mitte her, drängt den Streit wieder schrittweise zurück, ohne natürlich die große Scheidung der Weltteile rückgängig zu machen, und führt die Elemente zusammen, und es entstehen die ungezählten Scharen der Lebewesen. – Auf diese erste Wirkung der die geschiedene Welt allmählich durchdringenden Liebe kann Aristoteles als auf eine vergangene Zeit zurückblicken. – Die beiden Dämonen aber, Liebe und Streit, werden lebhafter handgemein und beherrschen so, verbindend und trennend, die sterbliche Welt. – Nirgends findet sich eine Andeutung, daß dieser Zustand einmal enden werde, vielmehr sagt Empedokles ausdrücklich:

*So wie es war, so wird es auch künftig sein, und niemals wird, glaube ich, die unermeßliche Zeit leer sein von diesen beiden, Liebe und Streit.*

Das klingt nicht nach periodischem Alternieren. Was also Empedokles sagen wollte, ist: es herrschen in unserer Welt zwei entgegengesetzte Mächte, die eine – grob gesagt – bewirkt Leben, die andre den Tod. Dafür erzählt er eine Geschichte: Einst war alles in Liebe eins – und so weiter ... – Dann kam der Streit ... und so weiter. Die Kosmogonie ist im Grunde eine Kosmologie, wir mißverstehen sie, wenn wir ihre zeitliche Dimension absolut nehmen und den Weltuntergang ergänzen. Die Dimension des Urzeitlichen gehört zur Welterklärung; die frühe Philosophie hat sie noch mit dem Mythos gemein.

Aber Empedokles will allerdings noch etwas Zweites sagen. Nicht umsonst insistiert er so lebhaft auf seiner Erkenntnis:

*Entstehen gibt es bei keinem der sterblichen Wesen,  
Und auch nicht das Ende des elenden Todes,  
Sondern nur Mischung und Austausch...*

Er ergänzt diese Lehre von der Synkrisis und Diakrisis des Lebens so gleich durch eine weitere Ausführung:

*Ein Zweifaches will ich sagen: bald wächst aus Vielem Eines – bald aus Einem Vieles; ein Doppeltes ist das Werden der Sterblichen, ein Doppeltes ihr Hinschwinden: Denn im Werden erzeugt und zerstört der Zusammenschluß aller Stoffe; das Schwinden dagegen, wenn sie wieder zerfallen, ist ein Zerriebenwerden... und dieser Tauschwechsel hört niemals auf...*

Bis in die sprachliche Formulierung hinein geht die Simultaneität des Werdens im Vergehen! (Wie gern würde man nachweisen, daß Hölderlin diese Verse gelesen hat! „Denn wie könnte die Auflösung empfunden werden ohne Vereinigung“ – schreibt er in 'Das Werden im Vergehen'.)

Empedokles will offenbar nicht nur eine physikalische Erklärung dessen geben, was Geburt und was Tod ist: er lehrt zugleich zu verstehen, daß das Leben einen doppelten Aspekt hat, und ebenso der Tod: Alles Leben nährt sich vom Trennen, aller Tod schafft neues Gebilde. Die Gewähr der Dauer, die der Arzt geben kann, ist einstweilen nur der Hinweis auf die vier Elemente, die als die eigentlichen Seienden durch uns werdende und hin-fällige hindurchlaufen, in deren Tauschwechsel von einem zum anderen wir doch ewige sind, „unerschütterlich im Kreislauf des Werdens“.

Aber zu vernehmlich ist das Festhalten am Sein trotz Tod, um darin nichts als Physik zu sehen. Es geht dem Empedokles um ein Verständnis des menschlichen Lebens.

Es ist nicht unmöglich, schon die ganze vorsokratische Philosophie, die man sonst, und mit Recht, von der späteren als Naturphilosophie zu unterscheiden pflegt, aus dieser Absicht der menschlichen Existenz zu verstehen. Wohl wird der Mensch hier überall als ein Teil der Natur verstanden; aber die beunruhigende Frage, von Anaximander bis Heraklit, dreht sich um Leben und Sterben, um die Endlichkeit alles irdischen Wesens, mit der sich die Griechen so schwer abgefunden haben. Und noch in der kalten Logik des Parmenides verbirgt sich vielleicht der großartige Versuch, mit dem Nichtsein des Lebens fertig zu werden.

Betrachtet man nun unter dieser Absicht das andere Gedicht des Empedokles, die Katharmen, so rückt es mit dem ersten doch wieder näher

zusammen. Daß auch darin der Arzt redet, zeigt nicht nur jene Schilderung des Zulaufs der Kranken, Heilungsuchenden; auch die Reinheits-Vorschriften haben einen medizinischen Aspekt, wenn auch anderer Art, als was wir uns darunter vorstellen. Hier wird versucht, von der Lebensweise, von der „Diät“ her die menschliche Existenz von Grund auf zu verwandeln. Neu ist allerdings der Aspekt der Schuld: So wie es ist, ist es nicht richtig...! – Geht es im ersten Gedicht um Erkenntnis des Seienden, so geht es jetzt um Wiederherstellung des Richtigen: Wiederherstellung durch Umkehr. „Wollt ihr nicht aufhören...!“ das ist die innere Form der Katharmen. Aufhören soll man mit dem Morden des nächstverwandten Lebens. Die Auffassung von der Einheit alles Lebendigen, die im Lehrgedicht in einer großen biologischen Anschauung aufging, hat hier eine moralische Wendung erfahren. Das Richtige aber, das wiederhergestellt werden kann, ist die ursprüngliche Unsterblichkeit. Das Sterben ist eine Folge des Tötens. Durch Reinigung entreißen wir uns dem leidensvollen Kreis der Geburten und gewinnen unsere eigentliche, göttliche Natur zurück.

Was also im Lehrgedicht in einer physikalischen Anschauung vom Wesen des Werdens und Vergehens sich verbarg, das tritt jetzt in den Katharmen unverhüllt hervor: das Leiden am Tod und das unstillbare Verlangen nach Unsterblichkeit.

Das Thema der Schuld geht nicht in Hölderlins Dichtung ein. Was sein Empedokles als Schuld fühlt, die Vermessenheit der Selbstvergottung, in der zweiten Fassung die Preisgabe göttlichen Geheimnisses, geht zwar auch auf Motive der biographischen Überlieferung zurück, ist aber ganz anderer Art und wird von Hölderlin als Grund der Katastrophe und letzten Endes für den Tod des Empedokles in der dritten Fassung überhaupt fallengelassen.

Was zum Tode führt, ist nach dem ersten Plan ein unbefriedigtes Gemüt, ein Leiden an der Einseitigkeit unserer Existenz und das Verlangen, „sich mit der unendlichen Natur zu vereinen“. Nach der späteren Grundlegung ist der Moment, aus dem der Untergang hervorgeht, ein geschichtlicher, er wird beschrieben als ein Übermaß der Innigkeit, d. h.: als die wirkliche Vereinigung des Unendlichen und Elementaren der Natur mit dem Höchstorganisierten und Individuellen in der Person des Empedokles – ein Moment, der seiner Natur nach ein „vergehender Moment“ sein muß und erst durch das Opfer des Individuums die Wirkung der in ihm geschehenen Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen für sein Volk und sein Zeitalter rettet.

Auch ohne daß wir versuchen, diese abstrakten Bestimmungen mit dem

Inhalt zu füllen, den sie für Hölderlin hatten, ist zu erkennen, daß das Leiden, das sie bestimmen, in einem Zeitbewußtsein gründet. Dieses Bewußtsein fühlt sich selber fremd in der Zeit, als in einer Epoche des Mangels, der ängstlichen Beschränktheit, der einseitigen Tätigkeiten, der Unnatur und toten Ordnung, der Vereinzelung aller lebendigen Bestrebungen. Es hat zugleich die Erinnerung an eine ursprüngliche Zeit der Fülle, der Freiheit; eine Zeit, in der alle einzelnen Bestrebungen in einem Gemeingeist sich vereinigen und jeder „mit Sinn und Seele der Welt angehört“.

Es ist bekannt, wie Hölderlin die Wirklichkeit einer solchen Zeit im griechischen Altertum erfahren hat. Die Übereinstimmung des Geistigen mit dem Sinnlichen, des Privaten mit dem Politischen, des Innerlichen mit dem Öffentlichen, kurz die Einheit von Seele und Welt ist aber nicht etwas, dessen die Menschen selber mächtig wären; es ist das geschichtliche Glück einer Epoche, die Hölderlin als die Anwesenheit der Götter versteht. Alles Leiden der Zeit erklärt sich darum aus der Verborgenheit der Götter.

Wie aber das Dasein der Götter nicht nur mythischer Urzustand ist, wie sie vielmehr einmal in der Geschichte gekommen sind, so können sie auch wiederkehren. Die Gewißheit solcher Wiederkehr nimmt Hölderlin aus der Anschauung der Periodizität der Geschichte. Ihre Gesetzmäßigkeit stellt sich ihm dar in den Bildern des Wechsels von Frühling und Herbst, oder von Tag und Nacht.

Es muß uns eigentlich wundern, daß Hölderlin dieses hesperische Geschick der Verborgenheit der Götter und ihrer erwarteten Wiederkehr in der Gestalt des Empedokles darstellt: also ein heutiges Verhältnis – nämlich seines Zeitalters zu den Griechen – in das griechische Zeitalter selber versetzt: als ob unser Zeitenwinter auch schon in jenen Göttertag eingebrochen sei. Man mag darauf hinweisen, daß er in ähnlicher Weise auch schon im Hyperion ein deutsches Verhältnis in die Situation des griechischen Volkes überträgt. Hölderlin ist sich dieser „Übertragung“ bewußt gewesen: im 'Allgemeinen Grund' zum Empedokles bestimmt er die dramatische Natur des Trauerspiels damit, daß es „einen von des Dichters eigenem Gemüt und eigener Welt verschiedenen fremderen Stoff enthält, den er wählte, weil er ihn analog genug fand, um seine Totalempfindung in ihn hineinzutragen.“ Nicht anders verfährt ja Hölderlin als Übersetzer Sophokleischer Tragödien, obschon der geschichtlich geprägte Stoff ihm da keine Übertragung einer „Totalempfindung“ erlauben sollte. Er schreibt:

*Die Art des Hergangs in der Antigonä ist die bei einem Aufruhr, wo es, sofern es waterländische Sache ist, darauf ankommt, daß jedes, als von*

*unendlicher Umkehr ergriffen und erschüttert, in unendlicher Form sich fühlt...*

Und er fügt hinzu:

*Es sind auch solche ernstliche Bemerkungen notwendig zum Verständnis der griechischen, wie aller echten Kunstwerke.*

Auf wirkliches Verständnis also kam es ihm an, und seine Verfahrensweise ist nicht die des modernen Autors, der sich einen antiken Stoff aussucht, um darin sein modernes Problem darzustellen. Die Dichtungen des Altertums scheinen ihm vielmehr prophetisch-unbewußt das zu enthalten, was seine Dichtung mit der Erfahrung der Zeit zu sagen vermag. In der Tat zeigt sich in dem Zusammenhang, wo er den geschichtlichen Empedokles darstellt, die Hölderlinische Auffassung der Zeit ganz unverhüllt: wenn er z. B. von den Agrigentineren redet, „die in der rätselhaften Nacht der Zeit unstät und ohne Leiter hin und wieder irren.“

Die „Nacht der Zeit“ gehört in jene Anschauung von dem periodischen Gang der Geschichte zwischen Zeiten der Anwesenheit und der Abwendung der Götter, oder, wie er es auch, empedokleischer, ausdrückt, der Innigkeit und der Feindseligkeit. Es wäre auch hier müßig zu fragen, ob eine solche Auffassung jenes geschichtlichen Augenblicks, in dem Empedokles unter den Seinen auftrat, erlaubt ist. Es gilt nur, die Denkformen als solche gegeneinander abzugrenzen.

Periodische Auffassungen vom Weltgeschehen hat es manche gegeben. Die sinnfälligste aus dem Altertum ist die der Stoiker, die sich die Weltzeit zwischen Weltentstehung und Weltverbrennung und neuer Weltentstehung in ewiger Wiederholung dachten. Es fällt aber auf, daß die eigentliche *Geschichte* nicht in diesen Weltaspekt des Werdens und Vergehens mit eingeht, er bleibt rein kosmologisch und besagt, daß in der ewigen Wiederkehr aller Dinge niemals etwas Neues geschieht. Überhaupt haben die Griechen eine Geschichtsphilosophie nicht entwickelt. Was aus den Historikern an allgemeineren Aspekten sich herausziehen läßt, ist aber den Kosmologien insofern verwandt, als die geschichtlichen Verläufe nicht auf ein Ziel in der Zukunft zustreben, sondern rückkehrend in sich selbst verlaufen; ihr Sinn liegt nicht in dem, wohin sie führen, eher in dem, was sie lehren: daß der Mensch vor der Zukunft blind sei und in seinen Handlungen des Ausgangs nicht mächtig; auch wohl, daß er erkenne, wie die menschlichen Dinge nun einmal sind – und die jedenfalls in alle Zukunft nicht anders sein werden.

Sucht man nach zyklischen Geschichtsvorstellungen, so scheint sie eher der Orient zu bieten: in den Mythologien vom Weltenjahr, das in stufen-



weiser Verschlechterung auf eine Endzeit hinführt, aus der sich die Urzeit wiederherstellt. Jedoch die apokalyptische Form, in der diese Vorstellung (etwa bei Daniel) erscheint, verrät einen gänzlich anderen Geist, aus welchem die Geschichte hier erfahren wird: aus der Erwartung. Die israelitische Geschichte versteht sich so als die Erfüllung einer Verheißung. Im Christentum verwandelt sich die messianische Erwartung allmählich in den Aspekt einer universalen Heilsgeschichte, die mit dem Ende der Zeit die Geschichte überhaupt aufhebt, zugleich vom kommenden Reiche Gottes her ihr ihren Sinn verleiht. Aus diesem eschatologischen Zeitbewußtsein nähren sich im Grunde noch die säkularisierten Geschichtsauffassungen der Aufklärung, des Fortschrittsgedankens, bis in die politischen Philosophien des 19. Jahrhunderts.

Orientiert man sich an diesen entgegengesetzten Bestimmungen des Eschatologischen und des Zyklischen, um Hölderlins und Empedokles' Zeitgefühl zu unterscheiden, so gilt zunächst für Empedokles, daß von einem Geschichtsbewußtsein bei ihm keine Rede sein kann. Man könnte versucht sein, in der Periodenlehre, die ihm zugeschrieben wird, einen solchen geschichtlichen Aspekt zu finden; aber abgesehen davon, daß die periodische Auffassung doch wohl ein Irrtum ist: es enthalten die Fragmente und Berichte keine Andeutung einer Perspektive auf die Zukunft! Was in den Katharmen an Erwartung ausgesprochen wird, gilt auch nur dem Schicksal der „Seele“, ihrer Errettung aus dem Kreislauf der Geburten. Aber dieser Kreislauf wird nicht in einer allgemeinen Welterlösung ein Ende finden.

Und Hölderlin? Wohl bedeutet seine Umwertung des geschichtlichen Ablaufs einen Protest gegen das Fortschrittsdenken der Aufklärung und rückt ihn in den Zusammenhang der Romantik; ja noch mehr, der Prozeß des Werdens und Vergehens in der Geschichte stellt sich ihm so objektiv als kosmologischer Vorgang dar, daß man darin die Patenschaft frühgriechischer Philosophie kaum verkennen kann; und seine Vorstellung periodischer Erscheinung und Entfernung des Göttlichen unterscheidet ihn von aller einfachen Eschatologie. Und dennoch ruht diese Vorstellung nicht aus in dem Gedanken der ewigen Wiederkehr. Sie ruht nur aus in der Hoffnung auf die Eine Wiederkehr. So ist Empedokles' Wort an Pausanias: „Geh! fürchte nichts! es kehret alles wieder“ weniger eine Lehre vom Weltlauf als eine Verheißung. Hölderlins Zeitbewußtsein ist geprägt von Ungenügen und Erwartung, ist eschatologisch: Sinn liegt nicht im Kreislauf, Sinn kommt nur vom Ende her; und aus den chiliastischen Strömungen des Jahrhundertendes nährt sich seine Prophetie.

An der Schwelle was für eines Jahrhunderts! Man kann heute nicht

ohne Bewegung dieses Kapitel unserer eigenen Geistes- und Herzensgeschichte lesen. Ich könnte es Ihnen nicht verdenken, wenn Ihnen neben den tiefen Akkorden dieser unbedingten Seele das flache Unisono des archaischen Philosophen stumm geblieben ist. Auch ist ja, was Hölderlin erfahren und ausgesprochen hat, nicht in den privaten Bereich einer allzu empfindsamen Seele abzuweisen, sondern gehört zu den unabweisbaren Erkenntnissen vom modernen Dasein und hat zum Teil seine volle Gültigkeit erst in unserem Jahrhundert erhalten.

Und doch bleibt ein Unbehagen; etwas, das Hellingrath, um 1910, am Anfang des deutschen Expressionismus, des allgemeinen Aufbruchs – noch einmal einer chiliastischen Bewegung in Deutschland – nicht empfinden konnte: ein Unbehagen an dem Vergeblichen des Hölderlinischen Entwurfs. Nachdem so viel von erwartetem Sinn der Geschichte sich immer wieder nicht erfüllt hat, mag dem Nachsinnenden die Besinnung auf jene frühen Weltbewältiger auf die Dauer das Dauerhaftere bleiben.

## STILLE UND MASS\*

VON

MILJAN MOJAŠEVIĆ

Außer den üblichen, haben die Wörter „still“ und „Stille“ bei Hölderlin auch spezifische, sogar voneinander sehr unterschiedliche Bedeutungen, welche ihnen im Zusammenhang des dichterischen Textes zuteil werden. Manchmal bezeichnen sie den Zustand einer seelischen Bedrücktheit, einer absoluten Einsamkeit, Apathie<sup>1</sup>, Verlorenheit, Niedergeschlagenheit und Hilflosigkeit<sup>2</sup>. Hölderlins Hyperion kennt auch „eine dumpfe, fürchterliche Stille... eine eigentliche Todtenstille“, in der er sich „wie ein Thier unter der Hand des Schlächters“ fühlt<sup>3</sup>. Auch Hyperions Herz ist „doch so stille geworden“ nachdem er mit seiner Diotima die Liebe, das Schönste, was er besessen, begraben hat<sup>4</sup>. Das Gedicht 'Burg Tübingen' z. B. beginnt mit den Worten „still und öde“, wo das Wort still fast dasselbe wie das Wort öde bedeutet, und dies steht vollkommen im Gegensatz zu der Grundbedeutung dieser Begriffe bei Hölderlin. Das sind jedoch Bedeutungen, die bei dem Dichter seltener vorkommen. Es überwiegen in seinem dichterischen Werk durchaus die Stellen, wo diese Wörter etwas Schönes, Edles, Harmonisches, Ausgeglichenes, Erhabenes, Versöhnendes bedeuten. So ist Diotima, diese Verkörperung der edlen Schönheit, insbesondere der seelischen, „das stille Wesen“; die Stille herrscht „im Lande der Seeligen“, in den majestätischen Höhen der Gebirge und des Äthers; ebenso wie der Frieden, erfüllt die „seelige Stille“ Hyperions Seele, wenn er liebt, still sind „die... Höhen des Wahren und Ewigen“, Stille bzw. Frieden erfüllt die zufriedene Seele. Es ist aber merkwürdig, daß das Wort Stille eines jener Wörter ist, welche bei dem gesunden Hölderlin beliebt gewesen, später aber, in seiner Krankheit, aus seinem Wortschatz verschwunden sind<sup>5</sup>.

\* Auszug aus dem III. Kapitel des in serbokroatischer Sprache erschienenen Buches: Hölderlin. Ein Beitrag zur Erforschung der klassischen deutschen Dichtung. Beograd: Verlag Wissenschaftliches Buch, 1960, 187 S., gr. 8°. Gehalten, in etwas gekürzter Form, als Vortrag an den Universitäten Tübingen und Hamburg, im Mai bzw. Juni 1961.

<sup>1</sup> Hyperion I, 72, 18 ff. Es wird nach Friedrich Beißners Großer Stuttgarter Ausgabe zitiert. Siehe die Anweisung des Herausgebers StA 3, 295.

<sup>2</sup> Hyperions Jugend 214, 8 ff.; 232, 10 ff.

<sup>3</sup> Hyperion, Fragment 205, 16 ff.

<sup>4</sup> Vorstufe der endgültigen Fassung 263, 17 ff.

<sup>5</sup> Walter Hof, Hölderlins Stil als Ausdruck seiner geistigen Welt. Meisenheim/Glan, \*1956, S. 368.

Hölderlin dichtet nicht nur über den „stillen Dank“; er besingt auch die „stille“ Weisheit ('Die Weisheit des Traurers'). Seine Stille kann sogar voller Töne sein. Im Gedicht 'Der Wanderer', in den Versen, in welchen die Stille geschildert wird („Still ists hier...“) tönt die Bewegung, die die Zeitwörter rauschen und tönen bezeichnen – und es tönen Sense und Gesang. Auch das Wort Frieden, welches die friedliche Beziehung der lebenden Wesen zueinander bezeichnet, bedeutet etwas, was dem Begriffe Stille sehr nahe kommt, sowohl in bezug auf die Seele als auch in bezug auf die Natur. Das Wort Frieden bezeichnet, ebenso wie die Wörter Stille und Ruhe, auch den seelischen Zustand, ja diesen insbesondere. Bezeichnend dafür ist des Dichters Schwanken zwischen den Wörtern Frieden und Stille in dem Gedicht 'Das Unverzeihliche', bzw. im Gedicht 'Die Liebe'. Diesem Schwanken kann man entnehmen, in wie hohem Maße die in dem Worte Frieden enthaltene Stille in den Bereich des rein Seelischen verlegt ist. In dem ursprünglichen, einstrophigen Kern dieses Gedichts, welches aus nur vier Versen besteht, die den Titel 'Das Unverzeihliche' tragen, wird der Frieden derer, die sich lieben, besungen, der Frieden, der nicht gestört werden solle: „... doch stört nur / Nie den Frieden der Liebenden.“ Als der Dichter später dieses einstrophige Gedicht zu einem neuen, längeren, 'Die Liebe' betitelten erweitert, schwankt er, wie die Lesarten es klar zeigen<sup>6</sup>, zwischen den beiden Wörtern: Frieden und Seele, und entschließt sich endlich für das letztere: „... doch ehret / Nur die Seele der Liebenden“. Also ist auch der Frieden ebenso ein Bestandteil des Schönen wie die Stille, und in dieser Hinsicht wäre kaum eine klare Grenze zwischen den beiden Begriffen zu ziehen, es sei denn jene ganz feine und daher auch ziemlich unbestimmbare, die für synonymische Ausdrücke gilt<sup>7</sup>.

Es wäre zu erwarten, der Dichter würde mit besonderer Vorliebe die Nacht als die Zeit der Stille besingen. Aber ganz im Gegenteil, denn auch darin unterscheidet sich Hölderlin von den Romantikern, und er zieht es vor, Gegenstände und Erscheinungen im Lichte zu erleben<sup>8</sup>.

Die Wörter: still, Stille, Ruhe werden bei Hölderlin besonders häufig in unmittelbarer Nähe von Wörtern wie: freudig, Freude, froh oder mit diesen selbst gebraucht, mit den Wörtern, welche frohe Stimmung bei dem Menschen zum Ausdruck bringen. Ähnliches könnte man auch von dem Worte Dank sagen. Die Begriffe also, welche bei dem Menschen den Zustand der Stille, des gefundenen Maßes, eine Art Harmonie bedeuten,

<sup>6</sup> StA 2, S. 420.

<sup>7</sup> Vgl. Karl Viëtor, Die Lyrik Hölderlins. Eine analytische Untersuchung. Frankfurt a. M. 1921, S. 76.

<sup>8</sup> Darüber mehr bei W. Hof, aaO, S. 272 ff.

stützen sich in ihrem Inhalt auf Wörter, welche frohen Stimmungen Ausdruck geben, aber sie sind ebensooft da, um den Zustand der überwundenen Antithese Leid-Freude auszudrücken. Das Maß, der Frieden, die Stille, d. h. die wenigstens für den Augenblick hergestellte Harmonie zwischen den sich ewig bekämpfenden Gegensätzen in der Seele des Menschen – das ist ein besonderer Zustand der Freude, wie sie Hölderlin erlebt und dichterisch gestaltet. Das ist, man könnte es getrost sagen, ein höherer Grad der Freude, der auch ein Ausdruck der philosophisch geschauten und erlebten Stille ist, der Zustand, in dem man sich, wenn auch nicht vollendet, so doch der Vollendung am nächsten fühlt<sup>9</sup>.

Ebenso wie vom Erlebnis von Leid und Freude, so ist Hölderlins gesamtes dichterisches Werk vom Erlebnis der Stille durchzogen. Durch dieses Erlebnis ist Hölderlin vielleicht stärker als durch irgendein anderes der Zeit und dem Geist Winckelmanns verpflichtet. Sieht man sich genauer die Beispiele für den Gebrauch der Wörter still und Stille etwa bei Winckelmann, Herder und Goethe an<sup>10</sup>, und verfolgt dabei die Nuancierung der Bedeutungen, angefangen bei Maß, dann weiter über die Bedeutung der Heiterkeit bis zu den Fällen, in welchen diese Wörter das Edle bedeuten, so wird man unschwer zu der Einsicht kommen, daß auch Hölderlins Erlebnis der Stille und des Maßes vom Geiste der Zeit Winckelmanns und Goethes durchtränkt ist<sup>11</sup>. Das Problem der stillen Größe wird in Goethes 'Iphigenie' wohl feiner und feinfühlicher als in irgendeinem anderen Werke der deutschen Klassik behandelt, und zwar in enger Verbindung mit dem Humanitätsgedanken. Wie Raffael seine Madonna, wie Giorgione die schlummernde Venus, oder Goethe Iphigenie und die schöne Helena in seinen beiden größten Dramen, so verherrlicht auch Hölderlin seine Diotima in Vers und Prosa aus einem besonderen Erlebnis der Stille als des Maßes, als der klassischen Harmonie.

Ganz gleich aus welcher Richtung und auf welchen Wegen wir versuchen wollen, uns Hölderlins dichterischem Erlebnis der Stille zu nähern, mögen es die positivistisch stark bewanderten Wege literarischer Beeinflussun-

<sup>9</sup> In seiner, zwar etwas flüchtigen, aber ansprechenden Aufzählung von Hauptbegriffen, um die Hölderlins Dichtung kreist, läßt Paul Böckmann – in seinem umfangreichen und bedeutenden Buch Hölderlin und seine Götter, München 1935, S. 29 – den Begriff des Maßes, bzw. der Harmonie fehlen, aber dafür erwähnt er Hölderlins Begriff der Stille (S. 4, 51 ff.). – W. Hof betont Hölderlins feinen Sinn für das Maß und kommt wiederholt auf dieses Problem zurück; aaO, S. 242 ff., 263 ff.

<sup>10</sup> Grimms DWB, X, Sp. 2949 ff., 2952, 2954.

<sup>11</sup> Darüber mehr bei Walther Rehm, Götterstille und Göttertrauer. Ein Beitrag zur Geschichte der klassisch-romantischen Antikendeutung. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt a. M. 1931, S. 234 ff.

gen sein, etwa durch die Sturm- und Drangzeit<sup>12</sup>, was wohl seine guten Gründe haben kann, oder mag das auch der Ausgangspunkt sein, die Stille sei in vieler Hinsicht der synonymische Begriff für das Maß, wobei an das spinozistisch-pantheistische „hen kai pan“, Eins und Alles<sup>13</sup>, zu denken ist, oder soll das der von Winckelmann ausgehende Weg sein, der durch die so oft zitierte Formel „edle Einfalt und stille Größe“<sup>14</sup> verdeutlicht wird, in allen Fällen steht aber eines fest, und zwar: daß dieses Erlebnis bei Hölderlin ein sehr inniges gewesen ist und daß dementsprechend etwaige literarische Einwirkungen und Anregungen den Dichter in diesem seinem Erlebnis haben nur festigen und in gewissem Maße auch leiten können, so daß auch solche Einwirkungen in so hohem Maße nicht nur zu Hölderlins allgemeiner Bildung, sondern auch ein Bestandteil seiner Denkweise wie auch der Gestaltungsweise dieser seiner Denkungsart geworden sind. Die so aufgefaßte Stille als das griechische, eigentlich als das griechisch gedachte Ideal der Schönheit hat dem talentierten, für das alte Griechenland schwärmenden Hölderlin als durchaus wahlverwandt vorkommen können. Auf der einen Seite Natur und Natürlichkeit, die er durch die unmittelbare Fühlung mit der schönen Heimat am Neckar innig erlebt hat, was durch seine spätere Annäherung an den von ihm vergötterten Rousseau nur verstärkt worden ist; und auf der anderen die Auffassung der alten griechischen Kultur als des Ausdrucks des Gefühls vom Einssein mit der Natur, als des Ausdrucks der Harmonie und einer erhabenen philosophischen Stille, eines Zustandes der inneren Einheit und Stille des Menschen – beides hat zu dem, wenn auch nicht immer einheitlichen dichterischen Erleben der Natur als einer in ihrer Einfachheit edlen Größe geführt, deren Erhabenheit jedoch nichts Sakrales in kirchlichem Sinne des Wortes an sich hat.

Bei Hölderlin ist die Natur das Sinnbild des Maßes und dadurch auch die höchste Form der als Einheit von Gegensätzen, als Einheit in der Mannigfaltigkeit aufgefaßten Harmonie. In der Natur stehen sich das Prinzip des Maßes und das der Harmonie so nahe, daß sie einander gleichgestellt werden, was uns dazu bewegt, den Begriff des Maßes als den der Harmonie zu behandeln<sup>15</sup>. Da Hölderlin in dem alten Griechenland und im Grie-

<sup>12</sup> Adolf Beck, Hölderlin und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Die Anfänge des hymnischen Stiles bei Hölderlin. Iduna. Jahrbuch der Hölderlin-Gesellschaft, I (1944), 90, 99 ff.

<sup>13</sup> Wilhelm Michel, Das Leben Friedrich Hölderlins, Bremen 1949, S. 60, 191.

<sup>14</sup> Walther Rehm, Griechentum und Goethezeit. Geschichte eines Glaubens. München 1952, S. 324.

<sup>15</sup> Ludwig von Pigenot, Hölderlin. Das Wesen und die Schau. Ein Versuch. München 1923, S. 84.

chentum die Einheit von Mensch und Natur, also die höchste Form der Annäherung des Menschen an die Natur verkörpert sieht, so nähern sich seine, nur auf den ersten Blick einander entgegengesetzt scheinenden Ideale, d. h. das dem Streben nach der unmittelbaren Fühlung mit der Natur entstammende und das andere, griechische, oder, besser gesagt, gräzisierungende Ideal, einander so sehr, daß sie im Grunde genommen identisch werden. Das innere Streben nach der Natur und das ebenso innige nach dem äußerst idealisierten alten Griechenland werden zu einem einheitlichen Streben nach der Hölderlinisch begriffenen Stille, nach der Harmonie, nach dem Maße, welches zu treffen Hölderlin immer bemüht gewesen ist. Aber weder Stille noch Harmonie haben bei Hölderlin statischen Charakter. Auch sie sind in den Prozeß der ständigen, unaufhaltsamen Entwicklung miteingegriffen, und die Entwicklung hat auch Hölderlin als ein stetes Werden aufgefaßt. Daher ist auch die Ruhe nur scheinbar statisch, denn auch sie ist ein Prozeß der jedoch in steter Bewegung begriffenen Vorbereitungen auf eine noch stärkere Bewegung. Die Ruhe als der nur für den Augenblick erreichte Zustand des gefundenen Maßes enthält auch ihre Negation – die Bewegung, und schon dadurch die immer vorhandene Möglichkeit des Maßverlierens. Der Inhalt des Maßes, bzw. der Ruhe ist unterschiedlich, denn jeder und alles hat sein Maß. Obwohl die Ruhe bei Hölderlin nicht die Ruhe des sorglosen bürgerlichen Lebens bedeutet, wie das auch Karl Viëtor richtig bemerkt<sup>16</sup>, kaum wäre es anzunehmen, Hölderlin wünsche bloß „die Ruhe der Kontemplation“ und die abstrakte Ruhe „des Bewußtseins der All-Einheit mit der Schöpfung“<sup>16</sup>, denn so eine, ja eigentlich bloß eine solche Ruhe wäre letzten Endes statisch. Hölderlin weiß wohl auch um eine solche Ruhe, dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß wir es mit einem Dichter, und weit weniger mit einem Philosophen zu tun haben. Daher können wir nicht etwa mit mathematischer Genauigkeit nach Lücken in einem System suchen, welches in dem Sinne nicht besteht; es geht um Hölderlins poetisches Erlebnis, und bei Hölderlin wird auch Philosophie zur Dichtung. Von Hölderlins Erlebnis der Gestalt Achills ist schon anderswo gesagt worden, daß er sie als die „Verschmelzung von Ruhe und Tat“ erfaßt habe<sup>17</sup>, und zwar von jener tragischen Ruhe, die übertoll von Kraft und Willen zur Tat ist. Die Ruhe als statischer Zustand, den Hölderlin als dem Prozeß der Bewegung entgegengesetzt fühlt,

<sup>16</sup> Die Lyrik Hölderlins, S. 76. – Einige anregende Gedanken über Hölderlins dynamische Auffassung der Stille finden sich auch bei Wilhelmine Steinkuhl, Die Hölderlinsche Mitte. Interpretation aus dem Schaffen der Frankfurter und Homburger Jahre. Emsdetten 1939, S. 6; s. auch W. Hof, aaO, S. 243.

<sup>17</sup> L. von Pigenot, aaO, S. 22.

hat mit jener hohen Form der Harmonie nichts mehr zu tun, sondern es ist die übliche Form des Ruhens<sup>18</sup>, und wenn es um solche Ruhe geht, kann kaum von einer etwa anderen Harmonie die Rede sein, wobei das Tragische als „die stärkste Harmonie des Seins“<sup>19</sup> erscheinen sollte. Diese Auffassung des Tragischen, bzw. diese Auffassung der Harmonie, die spekulativ und abstrakt ist, ist aber unvergleichlich dynamischer als jene durchaus vereinfachte: die Harmonie sei etwa der mittlere Weg zwischen Glück und Leid, wobei nicht einmal daran zu denken ist, das Glück und das Leid bildeten nach Hölderlins Auffassung gemeinsam genommen – Harmonie<sup>20</sup>. Es ist jedoch eine zu starke Vereinfachung der Hölderlinischen Auffassung der Harmonie, wenn man sie so formuliert, als liege „alles Schöne ... in der Mitte.“<sup>21</sup> Hölderlins Harmonie, die sich wohl, wie übrigens alles Dichterische, einer jeden präzisen Definition entzieht, ist eine Art Synthese aus dem antiken Ideal der Schönheit, wie Winkelmann dieses erlebt und formuliert hat, auf der einen, und aus der Heraklitischen Auffassung des Lebens als eines ständigen Kampfes, der Auffassung von der Harmonie in ständigem Wechsel, auf der anderen Seite. Diese Eigenschaften wohnen auch den Hölderlinischen Begriffen Stille und Maß inne.

Wenn die Natur ein unerschöpflicher Quell des Maßes, der Stille, der Harmonie ist, trotz der Stürme, die auch in ihr Krisenpunkte im Verlieren des Maßes darstellen; wenn das alte Griechenland das Sinnbild und das Ideal der innigen Fühlung des Menschen mit der Natur und des darin gefundenen Maßes und der Harmonie ist, trotz der Tatsache, daß man auch dort des Maßes verlustig geworden und dadurch zugrunde gegangen ist; wenn die Götter, die Hölderlins poetischen Bau bewohnen, von Maß nichts wissen noch wissen wollen – so ist der Mensch der einzige, der sich bewußt bemüht, das Maß zu treffen, und wenn er es findet, verliert er es von neuem und muß es verlieren. Die Schönheit des Menschen ist in seinem Gefühl des Maßes und seinem Sinn dafür enthalten, wodurch er die Einigkeit mit sich selbst und dadurch auch mit der Umwelt erstrebt. Das bedeutet, daß die Schönheit des Menschen in der Schönheit der Seele besteht. Das Edle und das Schöne werden identisch. Bei Goethe ist von der „schönen Seele“ die Rede; Hölderlin nennt seine Diotima „die stille Seele“. Trotz aller Leiden, die Hölderlin auch als Mensch erleidet, wird auch er empor-

<sup>18</sup> Über Hölderlins „zwei Arten der Ruhe“, s. Friedrich Beißner, Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen. Stuttgart 1933, S. 58.

<sup>19</sup> L. von Pigenot, aaO, S. 25.

<sup>20</sup> Vgl. Johannes Klein, Hölderlin in unserer Zeit. Köln 1947, S. 8.

<sup>21</sup> H. A. Korff, Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte, III. Teil, Leipzig 21949, S. 400.

getragen von dem Schönen der Erkenntnis, daß es schön ist Mensch zu sein. Aber schön ist der Mensch, wenn es ihm gelingt, das Maß zu finden, das Maß zu treffen. Obwohl zwischen den Tiefen und Höhen geworfen, obwohl das Maß eine Art Mitte zwischen den beiden Polen bedeutet, findet der Mensch das Maß erst mit viel Mühe und verliert es mühelos. Und wenn er es verliert, verfällt er in tragische Situationen. Das alte Griechenland ist dem Dichter ein Symbol des gefundenen Maßes zwischen dem Osten und dem Westen; Christus ist das Sinnbild des gefundenen Maßes zwischen Gott und Mensch; der Morgen und der Abend symbolisieren die Mitte zwischen Nacht und Tag; der Frühling und der Herbst verkörpern diese immer verbindende Mitte zwischen dem Winter und dem Sommer; die Donau verbindet den Westen mit dem Osten, der Regenbogen den Himmel mit der Erde. Reich ist Hölderlins Dichtung an solchen Sinnbildern des Maßes und der Harmonie, und das Erlebnis des Maßes erscheint in verschiedenen, aber nicht immer klaren Formen. Das Maß verlieren bedeutet dasselbe wie Stille, Ruhe, inneres, seelisches und seliges Gleichgewicht verlieren.

Die Tatsache, daß das Erlebnis der Stille am häufigsten in den Gedichten besungen wird, in welchen auch das Erlebnis der Freude stark, oder wenigstens stärker ausgeprägt ist, bedeutet etwa keine willentliche Verschmelzung von Dionysischem und Apollinischem bei Hölderlin, sondern es bezeichnet wohl auch Spuren dessen, was sich Hölderlin durch Bücher und durch das kulturelle Milieu erworben, und später auch ganz spontan in seine Werke aufgenommen hat. Das so betonte Erlebnis der Freude hat seine Bekräftigung wohl auch aus der Sturm- und Drangzeit, aus Klopstock und Schiller schöpfen können, und auf das poetisch-philosophische Erlebnis der Stille kann man gewisse Einflüsse Winkelmanns und der Pietisten nicht ganz leugnen. Das bedeutet jedoch nicht im mindesten, daß die so umfangreiche und poetisch fruchtbare Gruppe von Erlebnissen des Dichters etwa auf literarische und sonstige Einflüsse als primär wirkende Ausgangspunkte zurückgeführt würde, sondern das ist nur so zu verstehen, daß auch auf dieser Seite etwaige Spuren – mögen es auch ganz leise sein – jener Systematisierung und kontinuierlichen Durchführung des Erlebnisses gesucht werden, einer Durchführung nämlich, in welcher der bestimmte Leitfaden bemerkbar bleibt, angefangen von den ersten erhaltenen Versen des Dichters bis zu seinen letzten Gedichten.

Zum Nachdenken über das Wesen der kontinuierlichen Durchführung besonders des Erlebnisses der Freude und der Stille im poetischen Werke des Dichters veranlaßt uns nicht nur der Umstand, daß diese beiden Erlebnisse sowohl in den früheren wie auch in den späteren Gedichten neben-

einander vorkommen, sondern dazu ermutigt uns auch die Tatsache des Vorhandenseins gerade solcher unter Hölderlins frühesten Gedichten, in welchen das Erlebnis der Stille keinesfalls als einfach und üblich zu werten ist. Zwar dichtet er schon in seinen frühen Gedichten aus dem Gefühl der Stille der Natur, wie im 'Dankgedicht an die Lehrer', oder besingt die Stille der Nacht, im Gedicht 'An meine Freundinnen' z. B., oder ihn zieht die Stille der Schatten an, wie im Gedicht 'Die Unsterblichkeit der Seele', was wohl, mehr oder weniger, Eingebungen üblichen Charakters sind. Aber es werden ebenso und zu gleicher Zeit auch „die stille Freuden“ verherrlicht, wie z. B. im Gedicht 'Auf einer Haide geschrieben', wo das Wort still nicht mehr den üblichen Bedeutungen zuzuzählen ist. „Die stille Freuden“ dieses Gedichts sind schon eine leise Verkündigung jener höheren, Winkelmannisch gefärbten Freude. In diesem Gedichte, einem der ersten des Dichters, werden die Freuden in der von den Fluren unten und von dem Himmel oben umrahmten Stille erlebt, und zwar mit einer Andeutung des Mythologischen tief im Hintergrunde und mit betonter jugendlicher Begeisterung für die Freundschaft. Schon da wirken die „stillen“ Freuden als dichterischer Ausdruck eines Zustandes der überwundenen Leiden, des überwundenen Hasses, und die Stille ist hier ein Bestandteil der Freude des Dichters. Sie ist es hier auch in einem höheren Sinne, im Sinne der Hölderlinschen Auffassung der Harmonie. Kaum haben wir als Leser die Schönheit der „stillen“ Freuden aufgenommen und sie als des Dichters Stürmen in das Schöne begriffen, welches nicht unmittelbar mit den Sinnen erfaßt werden kann, sondern über welches man nachdenken muß, um es zu erfüllen, da überrascht uns der Dichter schon durch eine neue Wendung, die wiederum mitten in einem Jugendgedicht eingebettet liegt. Schön sind die stillen Freuden, dichtet der Dichter, aber noch schöner seien die stillen Leiden:

*Schön, o schön sind sie! die stille Freuden,  
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,  
Schöner noch die stille gottergebne Leiden,  
Wann die fromme Träne von dem Auge rinnt. (I, 44, 73 ff.)*

Mit achtzehn Jahren hat Hölderlin dieses, aus über neunzig Versen bestehende Gedicht verfaßt, von welchem schon längst festgestellt worden ist, daß die ersten dreizehn Strophen der Jugendzeit, und die vier letzten der Zukunft zugewendet sind<sup>22</sup>. Eine der literarhistorischen Merkwürdigkeiten dieses Gedichts besteht, wie man schon früher bemerkt hat, auch darin, daß es des Dichters frühe Neigung kundgibt, in seinem Werk

<sup>22</sup> StA 1, 362, 19 ff.

die drei Zeitstufen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander zu verknüpfen. Von höherem Interesse für unser Thema ist jedoch das in der soeben zitierten Strophe Enthaltene, was wiederum auf die frühen Spuren einer, man könnte sagen, Weltstellung des Dichters in Dichtung und Leben hinweist, die sich mit der Zeit festigen wird<sup>23</sup>. Solche Stellen, wie die oben zitierte, könnten tatsächlich die Schlußfolgerung veranlassen, Hölderlin fasse das Tragische als den Höhepunkt der Harmonie auf. Um so mehr wird man in dieser Annahme bestärkt, wenn man den Blick von diesen Versen des Anfängers ab- und den Versen der Empedokles-Fragmente zuwendet. Gäbe es keine solche Übereinstimmung in Hölderlins Poetisierung des Leids, könnte man die zitierten Verse des Jugendgedichtes als eine Art jugendlicher Manier, vielleicht auch als eine Folge literarischer Anregungen auffassen. Da aber ähnliche Stellen und Verse auch in späteren Gedichten und Werken vorkommen, so kann man auch diese frühen Gedichte nicht einfach abtun, auch für unser Thema nicht. Weit sind wir davon entfernt, zu glauben, alles was der Dichter geschrieben, besäße die Wahrheit und Tiefe eines Sehertums. Das keineswegs. Jedoch bekunden solche Stellen aus den frühen und frühesten Gedichten, wenn sie auch Entsprechungen in späteren Werken haben, daß der Dichter schon zu jener frühen Zeit seine Anschauung über Leben, Literatur und Philosophie fest aufzubauen begonnen hat, und zwar in erster Linie auf Grund dessen, was er über die alte, antike Philosophie und Literatur gelesen und gelernt hatte. Wir wollen uns gar nicht bei der Frage aufhalten, wie es und ob es möglich sei, daß die Leiden schöner als die Freuden seien, ohne daß sie sich schon dadurch in ihren Gegensatz, in Freuden verwandeln, da sie schön werden, aber schon darin wird der Kern der poetisierten Philosophie Hölderlins berührt, d. h. seine Grundauffassung von der schöpferischen Verzahnung der Gegensätze und von der Möglichkeit des Übergangs der einen in die anderen. Von diesem Blickpunkt aus wirkt auch diese frühe Strophe anziehend in Richtung auf die Erkenntnis von Hölderlins Auffassung des dialektischen Dreischritts Leid-Freude-Stille, bzw. Maß. Die aus Freude und Leid aufgebaute Antithese ist durch die sogar wiederholte Anwendung des Wortes still verbunden und so zu einer Art Synthese, zu einer Art wenn auch nur augenblicklicher Harmonie geworden. Obwohl der Zustand der Stille im Grunde genommen die Überwindung des Leids in einem für den Augenblick erreichten Zustand des Gleichgewichts zwischen

<sup>23</sup> Zutreffend bemerkt W. Rehm, daß Hölderlin in den Gedichten 'Die Stille', 'An die Stille' und 'Die Ruhe' auf eine sentimental-pathetische Weise das ausdrücke, was später als reif in das Wesen seines dichterischen Werks eingehen werde. Götterstille und Göttertrauer, S. 241.

Leid und Freude darstellt – die Überwindung im Gleichgewichtszustand ist nur scheinbar kontradiktorisch – ist dieser Zustand auch in dieser Strophe mit dem Gefühl, mit dem Erlebnis des Leids gemischt, aber: was für eines Leids? Neben dem Wort „Freuden“ steht das Epitheton „stille“ als das einzige – „die stille Freuden“. Vor dem Wort Leid ist dieses Epitheton doppelt ergänzt. Das eine Mal steht hinter diesem ein anderes Epitheton, welches das Wesen dieser „stillen“ Leiden näher und präziser begrenzt hat, denn diese Leiden sind nun nicht nur still, sondern sie sind auch gottergeben, also „die stille gottergebene Leiden“. Zum anderen ist dasselbe Epitheton durch einen ganzen und zwar gleich danach folgenden Vers ergänzt, der den Begriff der stillen Leiden irgendwie weiterentwickelt, indem er den Zustand beschreibt, „Wann die fromme Träne von dem Auge rinnt!“ Auch die Wörter gottergeben und fromm werden später ihre sakrale Bedeutung verlieren und werden – auch synonymisch gebraucht – den Zustand des Eins-Seins mit sich selbst, oder, bildlich aufgefaßt, den Zustand der Einheit mit den Göttern bedeuten, das Wort fromm wird auch ethische Bedeutung annehmen. Für diese Entwicklungsstufe des Dichters – es ist das Jahr 1788 – haben diese Wörter noch immer christlichen Klang.

Es erübrigt sich wohl zu betonen, daß der dokumentarische Wert dieses Gedichts, besonders für Hölderlins Erlebnis der Stille, weit vor dessen dichterischem Wert steht, obwohl das Gedicht auch in poetischer Hinsicht seine Bedeutung und damit seinen Platz in der Entwicklung des zu der Zeit jungen Dichters hat.

Die Stille ist dem Dichter ein inniger, lieber Zufluchtsort wie etwa der Mutter Schoß; sie nennt er: „Sanfte“, „Immertreue“, „Freundin aller Liebenden“, „holde Freudengeberin“.

Die Stille bedeutet nicht immer die Überwindung des Leids durch die Freude in ihrer ewigen, bald miteinander, bald gegeneinander wirkenden Bewegung, ewig abwechselnden Entzweiung und Verschmelzung. Diese Stille bedeutet mehr als das. Sie ist jene innere Überlegenheit des Menschen auch über sich selbst, jene Selbstbeherrschung, die moralische Festigkeit und Fähigkeit des Menschen, der autonomen Person, auch im Leiden den Schwerpunkt in sich und nicht außer sich selbst zu haben, und erst auf diesem mittelbaren Wege, durch solche innere Überwindung des Leids, durch die Freuden des „stillen Mannes“ die Größe der so erworbenen Freude zu fühlen. „Viel sind und schön des stillen Mannes Freuden.“ Leid und Freude sind auch weiterhin in stetem dynamischem wechselseitigem Negieren begriffen, aber – dieses ewige, inhaltsgeladene *aber* Hölderlins – die Stille ist da als eine der erhabensten Formen der Synthese, und darin sind die lebenstränkenden Kräfte der Freude enthalten.

Das ewige Oszillieren des Dichters zwischen dem Gefühl des Getrenntseins von dem All-Eins auf der einen, und der Sehnsucht nach der Herstellung des Eins-Seins auf der anderen Seite, dieses stete Oszillieren zwischen dem Gefühl der Größe des All-Eins und der Winzigkeit des getrennten Menschen hat in ihm immer wieder die durchgeistigte Sehnsucht nach der Stille aufgestachelt, die er in der Natur verwirklicht geglaubt hat. Das Unglück haben der Welt die Menschen gebracht, die das Maß restlos verloren haben, und in der Natur ist das Maß ebenso ein Gesetz wie die Bewegung. Dort, in der Natur, sucht der Dichter das Maß, und auf dieser Suche nach dem Maß, nach der Stille, fühlt er sich manchmal allein und wie entleert, manchmal wiederum von kräftigsten Gefühlen und Hoffnungen getragen, aber immer mit der manchmal ausgesprochenen, manchmal bloß angedeuteten Frage „Wohin denn ich?“ So ist es auch in der Ode 'Abendphantasie', die die idyllische Ruhe auf dem Lande, die Stille in der Stadt schildert, und bei ihm, dem Dichter, die nie befriedigte Sehnsucht nach Ruhe und Harmonie, die Zerrissenheit und die Frage ohne Antwort offen läßt:

*Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen  
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müß' und Ruh'  
Ist alles freudig; warum schläft denn  
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?*  
(I, 301, 9 ff.)

Warum „schläft“ „nur“ in Hölderlins Brust der Stachel der Unruhe nicht? Ist dem vielleicht so, nur weil er wie gekreuzigt lebt „zwischen“ der Welt seiner Einbildungskraft, der Welt, an deren ehemaliges Bestehen er glauben will, zwischen dem gedachten Urzustand des Eins-Seins des Menschen mit der Natur einerseits und andererseits einer Schöpfung der dichtenden Phantasie, der Welt nämlich, die seinen Idealen entsprechen sollte?<sup>24</sup> In dem Falle aber gäbe es kein Zwischen, sondern sein Ideal deckte sich mit dem, was einst schon gewesen ist, denn der Zustand des Eins-Seins des Menschen mit der Natur ist für Hölderlin etwas, was einst gewesen ist und wiederum etwas, worin man auch in der Gegenwart des Dichters, wie auch in der Zukunft Stille, also Freude an Stille und Maß findet. Das ist Hölderlins poetisches, vielleicht gewissermaßen auch mythisches Gewand der nie gestillten Unruhe des Dichters, und zwar der Unruhe des Menschen, der äußerst intensiv über das Leben nachgrübelt, und da gibt es keine Stille mehr, und dadurch wird auch jenes „nur“ aus Hölderlins Vers im Grunde aufgehoben. Demgemäß schränkt Hölderlin auf

<sup>24</sup> Emil Lehmann, Hölderlins Lyrik. Stuttgart 1922, S. 143.

sich selbst das Erlebnis ein, welches im Grunde genommen einem jeden intensiv denkenden Menschen eigen ist. Faust ist nicht das einzige, wenn auch vielleicht das größte Opfer dieser allzumenschlichen und ebenso allzu tragischen Erkenntnis.

Mag das auch einer Vereinfachung des ganzen Problems ähnlich sehen, es ist die Tatsache nicht wegzuleugnen, daß Hölderlins ständige Suche nach Maß und Harmonie in erster Linie durch das Erlebnis der eigenen – d. h. persönlichen, familiären und deutschen – Wirklichkeit und nicht, oder wenigstens nicht bloß durch die aus der Literatur geschöpften metaphysisch-philosophischen und literarischen Kenntnisse inspiriert ist. Hölderlin ist allzu dynamisch und tiefdenkend, als daß er glauben dürfte, daß es Stille nur dann geben könnte, wenn es auch keine Wünsche gäbe. Es ist kaum ein Mensch in dem Zustand völliger Wunschlosigkeit zu denken. Daher ist auch Hölderlins Stille ein relativer Begriff, und sie ist viel leichter zu begreifen, wenn wir sie als einen, zwar nicht immer identischen, doch aber dem Begriff des Maßes sehr nahen Begriff auffassen. Es gibt kein dauerndes Maßhalten, keine dauernde Stille und keine dauernde Ruhe besonders für den Dichter, der weit über das hinaus will, was mit menschlichen Kräften zu verwirklichen ist, der, mit einem Worte, eine Art Himmelstürmer ist<sup>25</sup>. Das Maß verlieren, bedeutet auch Stille, Ruhe verlieren. Durch das Gedicht 'Der Frieden' wird der Leser belehrt, daß die Menschheit dem Unglück preisgegeben worden sei, weil man das Maß verloren habe:

*Wer hub es an? wer brachte den Fluch? von heut  
Ists nicht und nicht von gestern, und die zuerst  
Das Maas verloren, unsre Väter  
Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie.*  
(II, 7, 25 ff.)

Auch in dem herrlichen, so oft und so unterschiedlich interpretierten, sogar mit van Goghs Bildern verglichenen<sup>26</sup>, an Naturerleben wie auch

<sup>25</sup> Meta Corssen, Der Wechsel der Töne in Hölderlins Lyrik. Jb. 1951, S. 30.

<sup>26</sup> Karl Jaspers, Strindberg und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin. Bremen 1949, S. 126. K. Jaspers ist vorsichtig genug, um auf die ästhetische Analyse des Gedichts eingehen zu wollen, und verbleibt ausschließlich bei der pathographischen Deutung der Verse Hölderlins. Im Gegensatz dazu gibt aber Hans Schneider – in: Hölderlins Hälfte des Lebens; Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, vol. 11, 1946, S. 292 ff. – eigentlich eine ästhetische Analyse des Gedichts, und zwar mit feinem Gefühl für stilistische Eigentümlichkeiten und überhaupt für das Dichterische, in methodischer Hinsicht aber scheint diese Interpretation keine Bereicherung zu bieten.

an Menschenleid überreichen, wenn auch kurzen Gedicht 'Hälfte des Lebens' steht der Dichter vor der schon bekannten, nur in etwa variierten Frage, gebückt unter der Last der Ungewißheit:

*Weh mir, wo nehm' ich, wenn  
Es Winter ist, die Blumen, und wo  
Den Sonnenschein,  
Und Schatten der Erde? (II, 117, 8 ff.)*

Es ist schon früher festgestellt worden, daß die winterliche Landschaft den Dichter nicht anzieht, daß er den Winter nicht liebt, und daß er ihn auch meidet, wie übrigens auch den Sommer<sup>27</sup>, denn es sind die Jahreszeiten, denen es an Maß mangelt.

Auch in diesem, fast durch einen Zufall aus zwei, zu verschiedenen Gedichten bestimmten Hälften entstandenen Gedicht läuft die Schilderung der Natur auf eine Reflexion hinaus. Vermittels dieser Schilderung denkt der Dichter, er vertieft und gleichzeitig verinnerlicht darin eine Frage.

Die Blumen der zitierten Strophe sind zugleich eine Synthese von Licht und Schatten und ein Sinnbild des Maßes, der fruchtbaren, schöpferischen Stille, die wenigstens wie ein Atemholen zwischen dem ewigen Wechsel von Arbeit und Rast entstanden ist, denn „... wechselnd in Müh' und Ruh' / Ist alles freudig“ ('Abendphantasie'). Wie eng sich die Begriffe der Ruhe bzw. Stille und der Freude in dem dichterischen Erleben der Natur und eigener seelischer Stimmungen wechselseitig berühren, verkündet auf eine sehr anziehende Weise das Ersetzen des Wortes „fröhlich“ durch das Wort „ruhig“ in einem Verse des Gedichts 'Abendphantasie'<sup>28</sup>. Auch dies bedeutet, daß sich diese Wörter, die nach ihrem metrischen Wert gleich, nach dem klanglichen aber ähnlich sind, bei Hölderlin auch inhaltlich berühren, was durch mehrere Beispiele zu bekräftigen ist.

Es wäre eine unnütze Arbeit, nach etwaigen Widersprüchen in den Äußerungen des Dichters über dieses oder jenes Problem, wie auch über sein Erlebnis der Wechselwirkung von Leid, Freude und Stille bzw. Ruhe, Maß oder Harmonie zu suchen; das würde einer Suche nach Lücken und „Blößen“ in einem einheitlichen, streng konstruierten philosophischen System gleichen, das man bei Hölderlin kaum finden wird. Solche Widersprüche werden vorhanden sein, denn die Dichtung ist ja poetischer Ausdruck verschiedener Stimmungen, verschiedener Entwicklungsstufen und

Emotionen des Dichters, unter verschiedenen Umständen erfüllt und niedergeschrieben. Aber auch solche Widersprüche, die fast immer zu erklären sind, werden nur noch stärker das Bestehen jenes letzten Endes doch einheitlichen, wenn auch durch Gegensätze errungenen dichterischen Erlebnisses von Leid und Freude unterstreichen, Leid und Freude, die so intensiv einander entgegengesetzt und wiederum voneinander durchdrungen und emporgetragen werden auf den mühsamen Wegen der menschlichen Suche nach dem Maß, d. h. nach der stabilen Stütze in sich selbst, und erst dadurch auch in der Umwelt.

Das Erlebnis des Maßes, der seligen Stille, der Ruhe verbindet der Dichter manchmal mit so unterschiedlichen Begriffen, daß man beinahe daran zu zweifeln beginnt, ob in diesem Erlebnis überhaupt eine strengere Ordnung zu suchen sei. Einmal dichtet er von den „sorgenfreien Bäumen“ in der Natur ('Emilie vor ihrem Brauttag'), wobei nicht etwa an das stumpfe Leben der Materie zu denken ist, sondern dieses Leben wird personifiziert, indem es in Verbindung mit der nur dem denkenden Menschen eigenen Lebensform gebracht wird, denn nur das denkende Wesen kennt Sorgen; die Bäume sind „sorgenfrei“ als Teil der Natur, die sich entwickelt und in der stillen Harmonie lebt. Ein anderes Mal wird die ebenso pantheistisch gefärbte „Ruhe“ der Kinder besungen ('Auf den Tod eines Kindes'). Ein drittes Mal, z. B. in einem der schönsten Gedichte Hölderlins, in Hyperions Schicksalslied, leben die Götter „schicksaallos“, im Gegensatz zu den Menschen, denen es gegeben ist, „auf keiner Stätte zu ruhn“. Auch in diesem Gedicht wird das sorgenfreie, stille Leben der Kinder mit dem sorgenfreien, stillen, harmonischen Leben der Götter verglichen, der Götter, die – gleich dem Säugling in der Wiege – „schicksaallos“ sind, was dem Begriff sorgenlos gleich ist:

*Schicksaallos, wie der schlafende  
Säugling, athmen die Himmlischen;  
Keusch bewahrt  
In bescheidener Knospe,  
Blühet ewig  
Ihnen der Geist,  
Und die seeligen Augen  
Blicken in stiller  
Ewiger Klarheit. (I, 265, 7 ff.)*

Obwohl erhaben in erhobenem ätherischem Blau und in leichten harmonischen Bewegungen dadoben, werden die Himmlischen mit den Kin-

<sup>27</sup> Adolf von Grolman, Friedrich Hölderlins Hyperion. Stilkritische Studien zu dem Problem der Entwicklung dichterischer Ausdrucksformen. Karlsruhe 1919, S. 29, 55.

<sup>28</sup> StA 1, 610.



dern in etwas verglichen, was, wenn von Kindern die Rede ist, nicht wortwörtlich aufzufassen ist, und was uns berechtigt, dieses Hölderlinsche „schiksaallos“ als dem Worte sorglos gleich zu begreifen. Auf diese Weise also wesen und weben die Götter „in stiller / Ewiger Klarheit“. Wenn die Sorge die untrennbare Begleiterin des denkenden Menschen ist, und wenn schon die Tatsache, daß der Mensch denkt, ihm keine Ruhe gibt, dann ist das Schöne des Menschseins untrennbar gebunden an den Inhalt, von welchem die angeführte Strophe des 'Schiksaalsliedes' erfüllt ist, also an das Leid. Das Leid gewinnt dadurch den tragisch-schönen Inhalt jener ewigen, fieberhaften Suche des Menschen nach dem wahrsten Inhalt des Lebens; das Leid ist also das wesentliche Element des Menschlichen, und die Suche nach der Stille, nach der Ruhe, nach der Rettung vor Leid bedeutet die ewige Tätigkeit des Menschen. Man könnte sogar sagen, daß die Suche nach der absoluten Stille einer Suche nach dem Unerreichbaren, nach einer eigenartigen „blauen Blume“ gegenübergestellt werden kann. In diesem Leid ist immer sein Gegensatz, die Freude über das Menschsein, keimhaft angelegt. Dieser Keim entpuppt sich in Hölderlins Versen bis zu mutigen Vergleichen der Dichter und Helden, also der Menschen, mit Titanen und Göttern. Dadurch erhalten der Schmerz und das Leid des Menschen die Schönheit, die nicht nur durch die grandiosesten Vergleiche mit den ätherischen Höhen ausgedrückt wird, sondern auch durch den Mut, womit der Dichter im Namen des Menschen immer wieder gegen den Himmel stürmt. Der Trost durch die Stille der Götter ist also bloß metaphorisch, ist nur ein poetisches Symbol<sup>29</sup>. In seinem dynamischen, schöpferischen Leid ist der Mensch also noch herrlicher als die Götter selbst, nach deren harmonischer Ruhe er strebt trotz seiner wiederholten Niederlagen.

Dem Dichter selbst ist die Heimat immer sein Zufluchtsort, ein stiller Ort gewesen; er hat immer von neuem dort seine Stille gesucht, in dem Glauben, dort habe er sie in der Kindheit besessen; wiederum bemüht sich der Mensch, der Dichter, durch das Leid hindurch zur stillen Harmonie zu gelangen.

Im Gedicht 'Der Frieden' setzt der Dichter dem Zustand des verlorenen Maßes bei den Menschen den Zustand der Harmonie im Leben der Erde, der Natur entgegen. Nun ist der Begriff der Erde und der Heimat beschränkt auf die Landschaft seiner Heimat. Im Gedicht 'Die Heimat' wendet er sich an die Natur – an die Ufer des Neckars und wiederum an die Wälder um den geliebten Fluß – mit der Frage, ob sie ihm die Schmerzen der Seele stillen werden:

<sup>29</sup> Vgl. W. Rehm, Griechentum und Goethezeit, S. 326.

*Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,  
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,  
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich  
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?* ((II, 19, 5 ff.)

Dem ewig wirkenden Stachel im Herzen des Dichters gegenüber steht die Ruhe des Schiffers, der „froh“ „an den stillen Strom“ heimkehrt, der nichts von dem Leide kennt, welches die Götter dem Dichter gegeben, mit der Gabe des „himmlischen Feuers“, zu leiden und zu dichten:

*Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,  
Die Götter schenken heiliges Laid uns auch,  
Drum bleibe diß. Ein Sohn der Erde  
Schein' ich; zu lieben gemacht, zu leiden.* (II, 19, 21 ff.)

Wenn sich der Dichter in der ersten Strophe von dem Schiffer als einem von gewöhnlichen Freuden über die üblichen kleinen Erfolge im alltäglichen Leben Lebenden stark distanziert, indem er ihn seiner Unruhe entgegengesetzt, stellt er sich aber in der Schlußstrophe desselben Gedichts irgendwie in dieselbe Reihe mit den Menschen, die ja dazu geschaffen sind, zu lieben und zu leiden. Diese Verse – die Schlußverse der Fassung von 1800 – sind auch eine Weihe des Leides, ganz gleich, wie tief die Leere, wie tief die Kluft ist, die das auch hier besungene Leid in der Seele des Dichters geschlagen hat.

Es ist nicht mehr ganz klar, was eigentlich „das himmlische Feuer“ der angeführten Strophe ist, bzw. wen die Götter damit begaben: den Menschen überhaupt, oder den Dichter nur<sup>30</sup>. Zu besserem Verstehen dieser Stelle verhilft dem Leser aber das Gedicht 'Wie wenn am Feiertage', welches in Zinkernagels Ausgabe (I, 319 ff.) schon im Titel „das himmlische Feuer“ führt.

In dem aus derselben Zeit stammenden Gedicht 'Natur und Kunst oder Saturn und Jupiter', in welchem der Herrschaft Jupiters, bzw. des Zeus, die „goldene Zeit“ der Herrschaft des Saturnus entgegengesetzt wird, des Gottes nämlich, in dessen Namen nie ein Befehl gegeben worden ist, des Gottes der Harmonie und der Stille, des Gottes der Natur, feiert Hölderlin den Frieden als Quelle einer jeden Macht:

*... und aus Saturnus  
Frieden ist jegliche Macht erwachsen.* (II, 37, 19 ff.)

<sup>30</sup> S. auch Meta Corssen, Der Wechsel der Töne, S. 32 ff.

Daß der Frieden bei Hölderlin im Grunde genommen dynamisch ist, daß das nur eine vorübergehende Zeitstufe der hergestellten harmonischen Einheit der dialektisch entgegenwirkenden und die Welt bewegenden und vorwärts treibenden Gegensätze ist, zeigt z. B., wenn auch mittelbar, sein Schwanken am Anfang des eben genannten Verses, zwischen den Wörtern Freuden und Frieden<sup>31</sup>. Wiederum gleich an ihrem metrischen, und auch fast gleich an ihrem klanglichen Wert, sind beide Wörter, an dieser Stelle, auch inhaltlich einander sehr nahe, obwohl das Wort Frieden noch besser hierher paßt<sup>32</sup>. Die gegenseitige Nähe der Begriffe Stille und Freude, bzw. Ruhe und Freude ist auch durch ihre Verknüpfung im Ausdruck „ruhest froh“, in einem Vers der ersten Strophe desselben Gedichtes gekennzeichnet. Wiederum ist das eine der Formen des gefundenen Maßes, der Einheit der Gegensätze, der Einheit in der Mannigfaltigkeit. In dem Verlan-

<sup>31</sup> Hölderlins Auffassung des „harmonisch Entgegengesetzten“ hebt W. Michel als den dominanten Zug in Hölderlins Denken der Homburger Zeit hervor. Das Leben Fr. Hölderlins, S. 304. – In Übereinstimmung damit beschäftigt sich auch W. Hof mit dem Problem der Berührung der Extreme Ruhe und Unruhe; aaO, S. 355 ff. – Auch die Romantiker neigen, wie bekannt, dazu, entgegengesetzte Erscheinungen zu höheren Einheiten, zu Synthesen zu verbinden. S. darüber auch Fr. Schultz, *Klassik und Romantik der Deutschen*. Stuttgart 1952, II, S. 54. – Wenn man aber Hölderlins Werk auf ähnliche Berührungspunkte mit seinen Zeitgenossen – und auch in bezug auf die Technik des dialektischen Denkens – hin befragen wollte, so würde man auch bei Goethe Stellen finden, die mit Hegels objektiver Dialektik verglichen werden. Georg Lukács, *Goethe und seine Zeit*. Berlin 1953, S. 183 ff. – In seinem immerhin bedeutenden Buch *Deutsche Klassik und Romantik* (die erste Ausgabe 1922, die vierte 1949) ist F. Strich so weit in der Gleichstellung Hölderlins mit den Romantikern gegangen, daß er ihn und Heinrich von Kleist als die größten Repräsentanten dieser literarischen Strömung dargestellt hat. In der Vorrede zu der vierten Auflage seines Werkes aber fällt F. Strich ein ganz neues Urteil über die deutsche Romantik. Obwohl diese vierte Auflage im Vergleich zu der dritten unverändert geblieben ist – allem Anschein nach, wegen Zeitmangels – hat sich die Stellungnahme des Verfassers zu der deutschen Romantik vollkommen geändert, und wie es dem sehr umfangreichen Vorwort zu entnehmen ist, ist an die Stelle der früheren großen Begeisterung für die Romantik eine scharfe Kritik an derselben getreten. Diese gründliche und offensichtlich grundsätzliche Änderung der Stellungnahme sollte wohl, und gar nicht zuletzt, auch Hölderlin betreffen, und dementsprechend eine ebenso gründliche Revision des im Buche über ihn gefällten Urteils nach sich ziehen, besonders hinsichtlich seines Platzes im Zusammenhang mit der deutschen literarischen und politischen Romantik.

<sup>32</sup> Sowohl Emil Staiger in seinem Buch *Meisterwerke deutscher Sprache aus dem neunzehnten Jahrhundert* (Zürich 1948) als auch Walther Rehm in seinem *Orpheus. Der Dichter und die Toten*. Düsseldorf 1950, S. 192 nehmen hier, wenn sie das Gedicht 'Natur und Kunst' behandeln, das Wort „Freuden“, was wohl bedeutet, daß sie sich an N. von Hellingsgraths Ausgabe halten. In F. Zinkernagels wie auch in F. Reißners StA steht „Frieden“.

gen nach Maß, Harmonie und harmonischer „Stille“, welches Verlangen auch dieses, nach Maß und Harmonie zwischen Natur und Kunst suchende Gedicht ausdrückt, wird die Natur verherrlicht als dies höchste Vorbild des im harmonischen Maße enthaltenen Schönen, als das Vorbild, welches noch höher als die Kunst selbst steht, mit welcher sie auch in diesem Gedicht in Einklang gebracht wird. Wenn durch die Kunst das Reinste, das Feinfühligste der menschlichen Erlebnisse weiterfließt, so ist, nach Hölderlin, der Urquell auch all dessen – die Natur<sup>33</sup>. Andererseits bedarf auch die Natur der Kunst, um darin entdeckt und wiedergegeben zu werden, sonst bliebe sie unentdeckt in ihrer Stille, genauso wie es auch keine Götter gäbe, wenn die Menschen nicht da wären, die sie schaffen und dann feiern. Die Natur lebt durch den Menschen und dessen Kunst, der Mensch und die Natur, die Kunst und die Natur verwirklichen die Schönheit des Lebens in wechselseitiger, harmonisierender Ergänzung, und so wird für Hölderlin die Kunst „die Blüte, die Vollendung der Natur“. Das ist die Harmonie des von ewig sich wiederholenden Dissonanzen begleiteten Schaffens. Das Singen in der Natur, ebenso wie das Singen der Natur stört nicht ihre Ruhe, denn die Ruhe bedeutet Harmonie, Maß, die wechselseitige Ergänzung der Gegensätze. Die harmonische Natur ist eben der ewige Quell der Freude. Das Gepräge der so erfüllten Ruhe scheint auch der „seelige Friede“ des Gedichtes 'Versöhnender der du nimmergeglaubt' zu haben<sup>34</sup>.

Der hier besungene Friede hat in Hölderlins Versen die poetische Seele gewonnen, die bei dem Dichter schon das Erleben von Maß, Stille und Harmonie auf einem höheren, poetisch-philosophischen Niveau besitzen, wo das Gefühl des Maßes eigentlich das Wesen des Schönen und Wahren bedeutet, sowohl in der Natur als auch bei dem Menschen, diesem Gegenstück der Natur, das gleichzeitig aber ihre notwendige Ergänzung ist. Zur poetisch-mythischen Unbestimmbarkeit des Gedichtes trägt auch die Tatsache einiges bei, daß es unvollendet geblieben ist. Ohne Rücksicht darauf, wodurch das Gedicht veranlaßt worden ist, untersteht auch dieses Erlebnis der Hölderlinschen Auffassung des Maßes.

Den Reiz solcher poetischen und unbestimmbaren Weite hat das Gedicht auch in seiner Endfassung, in der 'Friedensfeier', beibehalten. Schon

<sup>33</sup> Vgl. E. Staiger, *Meisterwerke*, S. 30, und W. Rehm, *Orpheus*, S. 198. – Über Hölderlins Beziehung – und zwar aus Anlaß dieses Gedichtes – zu Hesiod und der griechischen Theologie, über den Unterschied zwischen ihm und Hesiod und Homer hinsichtlich des Reiches des Zeus usw. s. Walter F. Otto, *Der griechische Göttermythos bei Goethe und Hölderlin*. Berlin 1939, S. 13 ff.

<sup>34</sup> StA 2, 707. Vgl. auch Eduard Lachmann, *Hölderlins Christus-Hymnen. Text und Auslegung*. Wien 1951, S. 35 ff.

gleich am Anfang desselben durchdringen sich wechselseitig das Erlebnis des Friedens und der Freude, eigentlich ist das Erlebnis des Friedens voller Freude. Auch diese hymnische Idealisierung des Friedens hat in ihrer Unergründlichkeit besondere poetische Reize, die dem Gedicht eine ungeahnte Weite verleihen, welche es einem jeden Leser ermöglicht, ein ungebundenes eigenes Erlebnis des Gedichtes zu haben, auch in Richtung auf die hier berührten Probleme.

Wesentlich für unser Thema ist es aber in dem Falle, daß auch in diesem Gedichte, ebenso wie in den ihm vorangegangenen Fragmenten, das Leitmotiv, das Hauptthema die Versöhnung ist, daß darin mit allen poetischen Kräften der Frieden gefeiert wird, und zwar nicht nur der Frieden im politischen Sinne des Wortes, als Beendigung eines dem Wesen des Menschen widrigen Zustandes, der auch dem zuwider ist, was „Mutter Natur“ will, sondern daß darin auch der Frieden als der Zustand der erhabenen Stille verherrlicht wird, in der die Menschen wiederum dem Göttlichen in sich, und dadurch, bildlich ist es gemeint, auch den Göttern als ihren Gästen beim Feste begegnen. Das Wort still kommt in der Hymne vor, nicht nur präluierend, ganz am Anfang des Gedichts:

*Der himmlischen, still wiederklingenden,  
Der ruhigwandelnden Töne voll (III, 533, 1 f.),*

sondern dieser Begriff wirkt weiter auch als synonymisches Wort zu dem Wort Frieden:

*Und einer, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet,  
Erstaunet, da es stille worden, umsonst nicht, jezt  
Da Herrschaft nirgends ist zu sehn bei Geistern und Menschen.  
(Vers 26 ff.)*

Sogar der, welcher weder Flut noch Flamme gescheut, steht erstaunt darüber, „da es stille worden“ in den Menschen und den Göttern, und dadurch unter ihnen allen, und niemand herrscht und über niemand wird mehr geherrscht, denn tausendjährige Stürme sind stille geworden.

Die Geschichte ist voller Stimmen über den schnellen Untergang großer Taten, diese aber sind jedoch nicht vergeblich gewesen, denn „ein Gott“ ist „des Maases allzeit kundig“:

*.... So ist schnell  
Vergänglich alles Himmlische; aber umsonst nicht;  
Denn schonend rührt des Maases allzeit kundig  
Nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen  
Ein Gott an... (Vers 50 ff.)*

*Schiksaalgesez ist diß, daß Alle sich erfahren,  
Daß, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei.  
Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten,  
Was wohl das Beste sei. So dünkt mir jezt das Beste,  
Wenn nun vollendet sein Bild und fertig ist der Meister,  
Und selbst verklärt davon aus seiner Werkstatt tritt,  
Der stille Gott der Zeit und nur der Liebe Gesez,  
Das schönausgleichende gilt von hier an bis zum Himmel.*

(Vers 83 ff.)

Und „wenn die Stille kehrt“, ist alles selig – die Menschen und die Götter, und „die Mutter Erde“, und alles ist in dieser Seligkeit beisammen; zu dieser Versammlung, in „unser Haus“, auf die Erde, zum Feste, das bereitet ist, läßt der Dichter ein.

Der Friede, die Stille kommt, um es ganz einfach zu sagen, als der Sieg des Prinzips des Guten. Dabei denken wir sowohl an Christi wie auch an Heraklits Lehre, gedenken aber gleichzeitig auch der 'Frühlingsfeier' Klopstocks, nicht nur wegen des ähnlichen Titels.

Auch im Gedicht 'Wenn aber die Himmlischen' ist alles still auf Erden, nachdem sich die Elementarkräfte gelegt haben. Wiederum ist es nicht klar, ob das die Vulkane oder die Donner, oder sowohl die einen wie auch die anderen sind. Nachdem der bebende Strahl des Gottes vorüber ist, nachdem sich die Feuer des Donnerers gelegt haben, ruhen die gezeichneten, d. h. die getroffenen Berge, ruht sich die Erde nach dem furchtbaren Besuch aus, und „still ist es / Auf Erden“. Die Gegensätze stehen einander gegenüber, wie die Pole: der Himmel der Erde gegenüber, die hier zwar als die Tochter des Himmels gedacht ist, wodurch gewissermaßen das alte poetische Bild verschoben wird: alles Leben entstamme der Verbindung zwischen Himmel und Erde als Vater und Mutter alles dessen, was lebt und besteht. In dieser Wucht, mit welcher der Himmel die Erde aufgesucht, hat der Donnerer Freuden geschüttet, aber fast hätte er „im Zorne“ sogar den Himmel vergessen. Die so stürmisch ausgeschüttete Freude ist weit entfernt von dem Begriff der Stille; fast ist sie ihm entgegengesetzt, gerade wie jenem mit der Freude unvereinbaren Zorn, von welchem gleich in den folgenden Versen gedichtet wird. Da hat die Stille, die Ruhe nicht das furchtbare Chaos gebändigt, das Hölderlin äußerst lebendig in der ersten Strophe schildert, sondern die Stille, die Ruhe, ist erst nach dem Chaos eingetreten, nachdem der Donnerer aufgehört hat, die Erde zu schütteln:

*Jezt aber blüht es  
Am armen Ort.*

*Und wunderbar groß will  
Es stehen.*

(II, 222, 18 ff.)

Einmal im Laufe der ersten Hälfte des Jahres 1812 schreibt der schon jahrelang kranke und dichterisch untätige Hölderlin seinem Tübinger Wirt Zimmer zum Andenken auf ein Brett folgende Verse:

*Die Linien des Lebens sind verschieden  
Wie Wege sind, und wie der Berge Grenzen.  
Was hier wir sind, kan dort ein Gott ergänzen  
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.*

(II, 268)

Auch dann also, nachdem schon die lange Krankheit jenen fein geführten intellektuellen Bau des weitgespannten Hölderlinschen poetisch-philosophischen Bogens untergraben und zum Sturz gebracht hatte, nachdem auch die mit größter Anstrengung gebaute Konstruktion von Hölderlins Vers und Strophe nachgegeben hatte, ist irgendwo im trüben Unterbewußtsein des Dichters der Wunsch nach Harmonie spürbar geblieben. An Stelle des streng komponierten Verses, der häufig und mühsam nach antiken Vorbildern gebaut oder in inhaltsgedrängte freie Rhythmen gepreßt worden ist, ist nun der leichte Vers des Volksliedes getreten<sup>35</sup>. Die strenge Form ist verschwunden, aber die Spuren des bestimmten Erlebnisses sind jedoch in solchem Maße zurückgeblieben, daß man sogar auf Grund deren schließen dürfte, wie tief Hölderlins Verlangen nach Maß und Stille, Harmonie und Frieden, und wie innig und schmerzlich gefühlt sein Bekenntnis gewesen, daß er nie, wie er wünschte, das Maß treffen könne.

<sup>35</sup> Darüber s. K. Viëtor, Die Lyrik Hölderlins, S. 228.

VON

MANFRED BAUM

*I Der griechische Text*

In Platons 'Gorgias' hat Sokrates den Polos zu dem Eingeständnis gebracht, daß „der Unrechttuende für elender als der Unrechtleidende und der Nichtgestrafte als der Gestrafte . . . zu halten sei“, als Kallikles sich in das Gespräch eingeschaltet und Sokrates vorwirft, er habe den Polos überverteilt, indem er, als vom Natürlichen die Rede gewesen sei, das Gesetzliche untergeschoben habe und umgekehrt. „Als Polos vom gesetzlich (*κατὰ νόμον*) Unschöneren sprach, verfolgst du das Gesetzliche, als wäre es das Natürliche (*κατὰ φύσιν*). Denn von Natur (*φύσει*) ist allemal jedes das Unschönere, was auch das Üblere ist, also das Unrechtleiden, gesetzlich (*νόμῳ*) aber ist es das Unrechttun.“ Die Ursache für diese Gegensätzlichkeit des Natürlichen und Gesetzlichen gibt er gleich an:

*Die Schwachen und der große Haufe . . . bestimmen . . . die Gesetze . . ., um kräftigere Menschen, welche mehr haben könnten, in Furcht zu halten, damit diese nicht mehr haben mögen als sie selbst . . . Daher wird nun gesetzlich dieses unrecht und häßlich genannt, das Streben, mehr zu haben als die meisten, und sie nennen es Unrechttun. Die Natur selbst aber, denke ich, beweist dagegen, daß es gerecht ist, daß der Edlere mehr habe als der Schlechtere und der Tüchtigere als der Untüchtige. Sie zeigt aber vielfältig, daß sich dieses so verhält, sowohl an den übrigen Tieren als auch an ganzen Staaten und Geschlechtern der Menschen . . . Denn nach welchem Recht führte Xerxes Krieg gegen Hellas, oder dessen Vater gegen die Skythen? . . . Also meine ich, tun sie dieses der Natur<sup>1</sup> gemäß (*κατὰ φύσιν τὴν τοῦ δικαίου*), und, beim Zeus, auch dem Gesetz gemäß, nämlich dem der Natur (*κατὰ νόμον γὰρ τὸν τῆς φύσεως*), aber freilich nicht nach dem, welches wir selbst willkürlich machen . . . Wenn . . . einer mit einer recht tüchtigen Natur zum Manne wird, so . . . durchbricht und zertritt (er) all unsere Schriften . . . und widernatürlichen Gesetze (*νόμους τοὺς παρὰ φύσιν*) und steht auf, offenbar als unser Herr, er der Knecht, und eben darin leuchtet*

<sup>1</sup> Schleiermacher läßt *τὴν τοῦ δικαίου*weg, anders Dodds.

recht deutlich hervor das Recht der Natur (τὸ τῆς φύσεως δίκαιον). Auch Pindaros scheint mir das, was ich meine, anzudeuten in dem Liede, worin er sagt: „Das Gesetz, der Sterblichen König und Unsterblichen“, dies also, sagt er, „führt“<sup>2</sup>... herbei rechtfertigend das Gewaltsamste mit übermächtiger Hand. Ich zeige es an den Taten des Herakles; denn ungekauft“ – so ungefähr lautet es, denn ich weiß das Lied selbst nicht.

Schleiermachers Übersetzung „rechtfertigend das Gewaltsamste“ folgt dem Wortlaut Pindars (δικαιῶν τὸ βιαιότατον), wie er sich aus einer Parallelstelle in Platons Nomoi (714 e), einem Scholion zur 9. Nemee (35 a) und einem Zitat bei Aristides (II, p 68 Dindorf) zweifelsfrei ergibt. Kallikles aber stellt die Worte um zu βιαιῶν τὸ δικαίωτατον, und diesen Wortlaut<sup>3</sup> bieten die vier ältesten Platonhandschriften an dieser Stelle. Platon hat die Worte Pindars absichtlich<sup>4</sup> in dieser Weise umgekehrt. Dafür spricht, daß Kallikles, dem sie in den Mund gelegt sind, in Herakles einen Mann zeigen will, der sich aus der Knechtschaft des bisherigen Rechtes befreit, und nun als Herr auftritt, der das, was ihn unterjochte „durchreißt“ und „niedertritt“, d. h. das Recht vergewaltigt. Das ganz ungebräuchliche βιαιῶν (statt βιάζομαι)<sup>5</sup> ist, als eine sprachliche Gewalt-samkeit, gerade der rechte Ausdruck für diese brutale Umkehrung. Kallikles weiß, daß sich in seinen Worten die sophistische Revolution der Denkart bekundet; das beweist die emphatische Redeweise, in der er eine neue Definition des Nomos<sup>6</sup> gibt, die sowohl den Worten des Pindar als auch dem Denken des Sokrates zuwiderläuft: *ναὶ μὰ Δία κατὰ νόμον γε τὸν τῆς φύσεως*. Nomos kann nur das Gesetz der gesunden, ungebundenen Natur heißen, nicht die widernatürliche Satzung der Menschen (τὰ παρὰ φύσιν συνδήματα ἀνθρώπων). Pindars Worte bedeuteten, daß der Nomos, der für ihn eine Instanz noch über den Göttern ist, auch die größte Gewaltanwendung rechtfertigt, d. h. zu Recht macht (δικαιῶν).

<sup>2</sup> Schleiermachers Zusatz „von Natur“ interpretiert Pindar im Sinne des Kallikles, findet aber keinen Anhalt am Text.

<sup>3</sup> Mit der von Wilamowitz S. 95 vorgeschlagenen Veränderung des Akzents (βιαιῶν statt βιαιῶν).

<sup>4</sup> Nach Turyn, S. 351; Friedländer, S. 322 Anm. 18; Taylor, S. 117 Anm. 1; Stier, S. 248. Anders argumentieren Wilamowitz, S. 97 und Dodds, S. 271 f.

<sup>5</sup> Wilamowitz, S. 95; Dodds (βιαιῶν occurs nowhere else), S. 271; Friedländer, S. 322 Anm. 18.

<sup>6</sup> Taylor, S. 117 Anm. 1: „483e... The first occurrence, so far as I know, in extant literature, of the ominous phrase ‚law of nature‘.“ In dieser sophistischen Deutung ist das Pindar-Zitat zum geflügelten Wort geworden. Vgl. Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Hamburg 1952, S. 719.

Kallikles beansprucht diese Worte zur Legitimation desjenigen Rechts, das sich der Mann, dem seine Natur die genügende Stärke (φύσιν ἰκανήν) dazu verleiht, herausnimmt.

## II Hölderlins Übersetzung

Hölderlins Textvorlage, die Stephaniana von 1560<sup>7</sup>, geht nur auf das Zitat im Gorgias zurück<sup>8</sup>. An einer Stelle hat die Druckanordnung dieser alten Ausgabe Hölderlin irregeleitet: Nach dem Wort ἀθανάτων kommt bei Platon noch einmal Kallikles zu Wort: οὗτος δὲ δὴ, φησὶν „dieses also, sagt er“ (sc. Pindar). Die Worte οὗτος δὲ δὴ sind in der Stephaniana nicht vom Text Pindars abgesetzt<sup>9</sup> und werden von Hölderlin mitübersetzt: „das (führt) eben darum...“ Bei Pindar ist das Wort νόμος ebenso Subjekt des mit ἄγει weitergeführten Satzes wie bei Hölderlin, aber da es mit dem Prädikat nicht durch die logisch bindende Partikel δὴ und das Pronomen οὗτος verbunden ist, behält der erste Teil des Zitates ein größeres Eigengewicht; die Worte ὁ πάντων βασιλεύς verblissen nicht in dem Maße zur Apposition wie in Hölderlins Übersetzung, sondern bilden eine relativ selbständige Aussage über den Nomos. Das ermöglicht es dem Kallikles, an dieser Stelle das Zitat zu unterbrechen. „Das Gesetz (ist) von allen der König, Sterblichen und Unsterblichen.“ Diese allgemeine Bestimmung des Gesetzes wird durch das nachfolgende Beispiel erläutert, ist aber auch unabhängig davon verständlich und bedeutend, wie sie auch schon im Altertum häufig allein zitiert wurde. Der Mythos des Herakles zeigt, in welchem Sinne der Nomos das Beherrschende der göttlichen und menschlichen Welt ist, zeigt die Herrschaft des „Gesetzes“ gerade daran, daß es vermag, neues Recht zu setzen, noch das Gewaltsamste in Gerechtes zu verwandeln. Dennoch ist es nicht das allgemeine Wesen des Nomos, sich auf diese Weise als der König zu erweisen. Vielmehr ist dies eine äußerste Möglichkeit seiner Herrschaft, die nicht in der bloßen Machtentfaltung, sondern in der Stiftung einer Ordnung besteht, auch da, wo die nackte Gewalt zu wirken scheint. In einer solchen Grenzsituation tritt die Hoheit des Nomos in größter Klarheit heraus. Das ist der kühne Gedanke<sup>10</sup>, den Pindar hier auszusprechen wagt. Diese Gewagtheit geht durch den veränderten Wort-

<sup>7</sup> So Beißner im Apparat der Stuttgarter Ausgabe, Bd. 5, S. 516, anders Zuntz und Hellingrath.

<sup>8</sup> Zuntz, S. 95 ff.; anders ist der griechische Text nicht zu erklären.

<sup>9</sup> Beißner, Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen, S. 40 Anm. 61.

<sup>10</sup> Vgl. Friedländer, S. 242.

laut des Satzes in Hölderlins Textvorlage verloren. Für ihn mußte das, woran sich die Würde des Nomos im Äußersten zeigt, zur ständigen, wesentlichen Regierungsgewalt des „Gesetzes“ werden. Dazu kommt die Lesart *ἄγει βιαίως τὸ δικαιοτάτον*, die nicht nur auf das Pindars Worte entstellende Zitat des Kallikles zurückgeht, sondern zu allem Überfluß *βιαιῶν* als Adverb *βιαίως* (zu *ἄγει*) auffaßt, wodurch der Sinn der Pindarworte endgültig verloren geht. Hölderlins Text kann darum an dieser Stelle nicht als Übersetzung Pindars gelten. Die Worte „das gerechteste Recht“ für *τὸ δικαιοτάτον* geben, als substantivisches Objekt zu „führt“, dem Ausdruck eine größere Bestimmtheit.

Die Versabteilung des Fragments stammt von Hölderlin selbst<sup>11</sup> und ist, gemessen an den Ergebnissen der neueren Pindarforschung, falsch. Daß er diese Einteilung aus Gründen des Rhythmus vorgenommen hat, ergibt sich aus den Lesarten. Die Isolierung der Worte „das Gesetz“ im ersten Vers läßt eine markante Pause entstehen, die das Thema der folgenden Verse heraushebt.

Dadurch, daß Hölderlin nur den einen Satz bis zu der Sinnzäsur nach *χεῖρ* wiedergibt, bei der Pindar von sich selbst und den Taten des Herakles zu sprechen beginnt, und durch die Überschrift 'Das Höchste' verlieren die Verse ihren fragmentarischen Charakter und bekommen eine gnomische Geschlossenheit und Bedeutsamkeit, die ihnen *so* bei Pindar nicht zukommt<sup>12</sup>. Pindars *νόμος βασιλεύς* meint die mythische Gestalt des mit höchster Hand waltenden Herrschers über Götter und Menschen, der sich auf zuweilen gewaltsamen Wegen als höchste Macht erweist und dessen Wirksamkeit und Wirklichkeit im Vollzug des Gedichtes erst aufgewiesen (*τεκμαιρομαι*...) wird. In Hölderlins Überschrift kündigt sich bereits die „idealistische“ Interpretation und die nur spekulativ zu erreichende Vermittlung der Gegensätze in einer höchsten Einheit an.

Im übrigen sind Hölderlins Worte eine lexikalisch genaue Übersetzung seiner griechischen Vorlage.

### III Hölderlins Interpretation

„Das Unmittelbare, streng genommen, ist für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen; der Gott“ und „der Mensch“ müssen „verschiedene Welten unterscheiden.“ Die Unmittelbarkeit, von der Hölderlin hier

<sup>11</sup> Zuntz, S. 98.

<sup>12</sup> Neue Oxyrrhynchos-Papyri (vgl. die Ausgabe der Fragmente von Snell [Leipzig 1964]) haben unsere Kenntnis dieses Dithrambus (?) beträchtlich erweitert.

spricht, wird von ihm der Unterschiedenheit „verschiedener Welten“ entgegengesetzt. Sie ist darum die bloße, unterschiedslose Einheit, die Negation von Mannigfaltigkeit und Differenz und kann darum auch „Indifferenz“ und „Nichtentgegensetzung“<sup>13</sup> heißen. Solche Einheit, die die Unterschiedenheit nicht kennt, ist aber „streng genommen ... unmöglich“, ja sogar die Welt, das Ganze dessen, was ist, tritt nur unter der Gestalt „verschiedener Welten“ auf und ermangelt der Einheit für „den Gott“ und „den Menschen“. Der Grund dieser Unmöglichkeit wird im folgenden von Hölderlin aufgewiesen. Er ist für den Gott und den Menschen wiederum ein je verschiedener. Jene Indifferenz aber kann auch das „reine Sein“<sup>14</sup> heißen, sofern jegliches, das ist, mit jeglichem darin übereinkommt, zu sein. Darum gilt auch für das Sein, daß es wie jedes bloß „Unmittelbare ... unmöglich“ ist, wenn es „streng genommen“, d. h. einseitig für sich betrachtet wird, ohne das ihm Entgegengesetzte, das Nichts. Man vergleiche Hegel: „Es muß dasselbe, was ... von der Unmittelbarkeit und Vermittlung, (welches letztere eine ... *Negation* enthält), vom *Sein* und *Nichts* gesagt werden, daß es nirgend im Himmel und auf Erden Etwas gebe, was nicht beides, *Sein* und *Nichts*, in sich enthielte.“<sup>15</sup>

Diese Mittelbarkeit, die allem, das Etwas ist, zukommt, betrifft auch Götter und Menschen. Die ihnen jeweils eigentümliche Mittelbarkeit spricht aus dem Namen, der ihr Wesen bezeichnet. Als „Sterbliche“ und „Unsterbliche“ sind sie die aufeinander bezogenen Entgegengesetzten. Der sterbliche Mensch lebt im Gefühl „des Lebendigen, der in uns und um uns ist“, im „Gefühl dieser Unsterblichkeit“<sup>16</sup>. „Was ist der Menschen Leben? ein Bild der Gottheit“ heißt es in einem späten Entwurf und in dem Fragment „Was ist Gott?": „Die Liebe zur Unsterblichkeit, Das

<sup>13</sup> „Die Weisen aber ...“

<sup>14</sup> Ebenda.

<sup>15</sup> Hegel, S. 69. Die Berechtigung, Hegel zur Erläuterung Hölderlins heranzuziehen, findet da ihre Grenze, wo die bestehenden Unterschiede verwischt werden. So läßt sich Hölderlins Methode in den theoretischen Aufsätzen häufig durch das vom frühen Fichte durchgängig gebrauchte Schema einer Synthesis über Thesis und Antithesis charakterisieren, das aber Hegels Methode gerade nicht angemessen beschreibt. Vgl. Gustav E. Mueller: The Hegel Legend of „Thesis-Antithesis-Synthesis“. *Journal of the History of Ideas* 19, 1958, S. 411–414. Hegel selbst sagt: „... weil der Synthesis der Sinn von einem äußerlichen Zusammenbringen äußerlich gegeneinander Vorhandener am nächsten liegt, ist mit Recht der Name Synthesis, synthetische Einheit außer Gebrauch gesetzt worden“ (aaO, S. 82). Dagegen gebraucht Hegel dieses Schema zur Bezeichnung der Kantischen Philosophie (Jub.Ausgabe ed. Glockner, Bd. 19, S. 610). Eine eingehende Erörterung dieser Fragen wäre Gegenstand einer gesonderten Untersuchung über Hölderlin und Hegel.

<sup>16</sup> An die Schwester, Brief Nr. 205, S. 416.

Eigentum auch, wie das unsere Ist eines Gottes.“ Gott und Mensch sind sich entgegengesetzt in der Sphäre des *einen* Lebens. Für den Sterblichen ist „ein edler Tod ein sicherer Fortgang vom Leben ins Leben“<sup>17</sup>. Die „strenge Mittelbarkeit“ von Gott und Mensch ist nicht eine von außen in das Leben hineingetragene Aufteilung in zwei Bestandstücke. „Es ist . . . sogar die erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation, daß keine Kraft monarchisch ist im Himmel und auf Erden.“<sup>18</sup> Die Herrschaft, unter der Himmel und Erde stehen, ist nicht die Despotie eines Alleinherrschers, sondern das lebendige Walten der strengen Mittelbarkeit.

So wie sich Gott und Mensch unterscheiden, ist die ihnen eigentümliche Weise, verschiedene Welten zu unterscheiden, selbst verschieden: „der Gott muß verschiedene Welten unterscheiden, seiner Natur gemäß, weil himmlische Güte, ihret selber wegen, heilig sein muß, unvermischt.“ Das Unterscheiden des Gottes ist eine Notwendigkeit, die seinem Wesen entspringt; in ihm nur ist er sich „gemäß“, indem er, sich nur an sich selbst messend und im Absehen vom Ungemäßen, sein Wesen rein bewahrt. Seine Natur ist die himmlische Güte, die, in strenger Rückbindung an sich selbst, sich heiligt, als dasjenige Gute, an dem sich bemißt, was unter Menschen gut heißen kann. Sie ist „unvermischt. . . ihret selber wegen“, ihr geht es in solcher Reinerhaltung um sie selbst, d. h. sie nimmt sich selbst in den Vorsatz, um im Rückgang in sich rein sie selbst zu werden. Sofern die himmlische Güte als diese Vermittlung ihrer mit sich selbst besteht, ist sie nicht bloß von der Art des mannigfaltigen Guten, das im Ganzen des Seienden erscheint und verschwindet, sondern sie währt in dieser Lebendigkeit der ständigen Selbstbewahrung.

„Der Mensch, als Erkennendes, muß auch verschiedene Welten unterscheiden, weil Erkenntnis nur durch Entgegensetzung möglich ist.“ Die Notwendigkeit zu unterscheiden, kommt, wie für den Gott, für den Menschen aus seiner Natur: der Erkennende zu sein. Das Denken, das von jeher als Wesensauszeichnung des Menschen galt, wird von Hölderlin als das Erkennen aus der Entgegensetzung gefaßt. Das menschlich endliche Erkennen weiß sich als das Subjekt gegenüber dem Objekt, weiß die Objekte als die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und das Erkannte als das, was in der Vielheit seiner Teile und Merkmale durchlaufen und so auf den diskursiven Begriff gebracht wird. Dieser gibt dem Erkannten seine Bestimmtheit, sagt, was es ist, im Unterschied zu anderem und in der Einheit

<sup>17</sup> An die Mutter, Brief Nr. 239, S. 461.

<sup>18</sup> An Sinclair, Brief Nr. 171, S. 323. Der Ausdruck „im Himmel und auf Erden“, der auch im Hegel-Zitat vorkommt, geht vermutlich, ebenso wie die Stelle in der Phänomenologie (ed. Hoffmeister, S. 43), auf Philipper 2, 10 zurück.

seiner in ihm unterschiedenen Merkmale. Erkenntnis vollendet sich im Wissen um die einfache Bestimmtheit des Erkannten. Sie entspringt aber aus der Unterscheidung und Vergleichung Verschiedener. „Man hat, unter Menschen, bei jedem Dinge vor allem darauf zu sehen, daß es Etwas ist, d. h. daß es in dem Mittel (møyen) seiner Erscheinung erkennbar ist, daß die Art, wie es bedingt ist, bestimmt und gelehrt werden kann.“<sup>19</sup>

Der Mensch hat seine spezifische Mittelbarkeit an der Erkenntnis, wie der Gott die seinige an der Selbstbewahrung vor Vermischung mit dem Irdischen, seiner Heiligkeit. Aber die menschliche Erkenntnis ist mehr als ein Wissen von der Welt der Objekte. Der Mensch weiß auch um sich selbst und die Endlichkeit seiner Welt in der unterscheidenden Abhebung von der göttlichen Welt. Er versteht sich als den wesenhaft Endlichen, indem er um die Jenseitigkeit des Gottes gegenüber seiner Welt weiß. „Gott rein und mit Unterscheidung Bewahren, das ist uns vertrauet . . .“<sup>20</sup>

An dieser Stelle seiner Interpretation bestimmt Hölderlin die strenge Mittelbarkeit als „das Gesetz“. Was hier Gesetz bedeutet, kann erst aus dem Ganzen seiner Interpretation, d. h. vom Ende her gesehen werden. Alle seine Worte dienen zur Erläuterung und Deutung des Pindarischen Nomos.

Das Gesetz tritt zunächst auf als „die Zucht, sofern sie die Gestalt ist, worin der Mensch sich und der Gott begegnet.“ Die Begegnung Gottes mit dem Menschen ist eine wechselseitige Bestimmung, die beiden ihre Gestalt gibt. Dieses gestaltgebende Vermitteln nötigt die Begegnenden in das Feste einer Form, macht sie zu einem scharf Umrissenen, dessen Bestimmtheit sie prägt, in eine Zucht nimmt, deren Verbindlichkeit vom Menschen als Gesetz erkannt und anerkannt wird<sup>21</sup>. Die Heiligkeit des Gottes, die für ihn Selbstheiligung und Bewahrung war, wird für den Menschen zum „Gesetz der Kirche“, zur fixierten Regelhaftigkeit der Begegnung mit dem Göttlichen. Die Weisen, wie „sich . . . ein Volk begegnet“, die „lebendigen Verhältnisse“, in denen die Menschen miteinander stehen, verfestigen sich zu „des Staats Gesetz“; Institution wird, was Organisation war. „Am Ende ist es doch wahr, je weniger der Mensch vom Staat erfährt und weiß, die Form sei, wie sie will, um desto freier ist er. Es ist überall ein notwendig Übel, Zwangsgesetze und Exekutoren derselben haben zu müssen.“<sup>22</sup>

Die Gesetze der Kirche und des Staates sind „mit der Zeit“ nicht mehr aus der ursprünglichen Begegnung der Menschen mit Gott und miteinander

<sup>19</sup> Anmerkungen zum Ödipus 1.

<sup>20</sup> 'Der Vatikan'.

<sup>21</sup> Vom „unmittelbaren Einessein mit dem Gott“ handelt dagegen die Tragödie.

<sup>22</sup> An Landauer, Brief Nr. 229, S. 446.

erwachsen, sondern sie sind „anererbte Satzungen“, Traditionen und Positionen geworden, und „diese führen gewaltig das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand.“ Sie bestimmen das Recht, setzen fest, was recht sei und was unrecht, und regieren so die lebendigen Verhältnisse. Diese Regierungsgewalt der Satzungen wird zu einer menschlichen, verhärteten und deshalb pervertierten Form des mit allerhöchster Hand über Göttern und Menschen waltenden „Gesetzes“, wenn die strenge Mittelbarkeit, die dieses ausmacht, über der bloß unmittelbaren, weil tradierten, Gültigkeit jener vergessen wird.

Bei dieser Bestimmung des Gesetzes wird jedoch fraglich, wie die „Möglichkeit einer Erkenntnis, einer Erklärung“, wie also logisches Denken und menschliche Satzungen zusammenhängen. Soviel ist jedenfalls schon deutlich, daß sich sowohl die Erkenntnis wie die Rechtsprechung in Urteilen vollzieht. Im Urteil wird jeglichem das, was ihm zukommt, zugesprochen, dem Erkannten der Begriff, dem Verurteilten sein Recht. Dieses Zugesprechen des Urteils ist eine Weise der Synthesis, eine Vermittlung: in der logischen Aussage und im Spruch des Gerichts stellt sich erst heraus, wie es um die zur Entscheidung gestellte Sache steht.

Genaueren Aufschluß gibt Hölderlin in einem Brief an den Bruder vom 1. Januar 1799<sup>23</sup>. Er spricht über „den günstigen Einfluß, den die philosophische und politische Lektüre auf die Bildung unserer Nation haben“. „Das affektierte Geschrei von herzlosem Kosmopolitismus und überspannender Metaphysik kann wohl nicht wahrer widerlegt werden als durch ein edles Paar wie Thales und Solon [also den Philosophen und den Gesetzgeber], die miteinander Griechenland und Ägypten und Asien durchwanderten, um Bekanntschaft zu machen mit den Staatsverfassungen und Philosophen der Welt.“ Die Einheit des Philosophen und Gesetzgebers stellt für ihn in neuerer Zeit Kant dar: „Kant ist der Moses unserer Nation, der sie aus der ägyptischen Erschlaffung in die freie, einsame Wüste seiner *Spekulation* führt und das *energische Gesetz*<sup>24</sup> vom heiligen Berge bringt.“ Dasjenige, in dem die Gesetze und die Regeln des philosophischen Verstandesgebrauchs zusammentreffen, ist also die Bildung der Nation<sup>24</sup>. Verstandes- und Staatsgesetz sind die Mittel, die die „leben-

<sup>23</sup> Nr. 172, S. 326 ff.

<sup>24</sup> Von mir hervorgehoben; Hölderlin orientiert sich an der Kantischen Unterscheidung von theoretischer und praktischer Philosophie und geht im folgenden zur Ästhetik über.

<sup>24a</sup> Der Begriff der Bildung spielt auch bei Hegel eine wichtige Rolle. Zur „vollendeten Bildung“ (Phän. S. 30) gehören zwei Momente, die Hegel in einem Vergleich des „Studiums“ der alten und der neueren Zeit erläutert. Diese Darstellung im Vergleich mit

digen Verhältnisse, ... in denen, mit der Zeit, ein Volk sich begegnet hat und begegnet, ... festhalten“ und in dieser Bindung der Menschen aneinander eine regelrechte Vermittlung aller, einen consensus omnium ermöglichen. Aber die „philosophisch-politische Bildung ... hat ... schon in sich selbst die Inkonvenienz, daß sie zwar die Menschen zu den wesentlichen, unumgänglich notwendigen Verhältnissen, zu Pflicht und Recht zusammenknüpft, aber wieviel ist dann zur Menschenharmonie noch übrig? ... die Besten unter den Deutschen meinen meist noch immer, wenn nur erst die Welt hübsch symmetrisch wäre, so wäre alles geschehen.“

Pflicht und Recht halten die lebendigen Verhältnisse zwar „strenger fest ... als die Kunst“, aber sie vermögen nur Gleichmaß und Regelmäßigkeit, nicht den freien Einklang Unterschiedener zu einem Ganzen unter den Menschen zu stiften. Das vermag nur die Kunst, vorzüglich die Poesie: „Nicht wie das Spiel vereinige die Poesie die Menschen, sagt ich; sie vereinigt sie nämlich, wenn sie echt ist und echt wirkt, mit all dem mannigfachen Leid und Glück und Streben und Hoffen und Fürchten ... , das unter ihnen ist, immer mehr zu einem lebendigen, tausendfach gegliederten, innigen Ganzen, denn eben dies soll die Poesie selber sein, und wie die Ursache, so die Wirkung.“ Die Poesie ist als lebendiges Ganzes selbst ein in inneren Verhältnissen stehendes „Produkt“ einer „Bildung“. Sie untersteht einem „gesetzlichen Kalkül, ... wodurch das Schöne hervorgebracht wird“<sup>25</sup>.

In der höchsten Form der Poesie, der Tragödie, kommt darum auch jene höchste Begegnung, die des Sterblichen und des Unsterblichen, zur Sprache. Die tragische Poesie ist am wenigsten Spiel, das Verhältnis, das sie darstellt, bewahrheitet die Unmöglichkeit des „unmittelbaren Einesseins mit dem Gott“ für den Menschen am entschiedensten. Denn der „unmittelbare Gott, ganz Eines mit dem Menschen“ ist für den, der ihn „gesetzlos erkennt“, nur „in der Gestalt des Todes gegenwärtig“<sup>26</sup>. Das „Geschick“, das sich in der Tragödie ereignet, „läßt ... am Ende Verehrung der Himmlichen einerseits und andererseits ein gereinigtes Gemüt als Menscheneigentum ... zurück“<sup>27</sup>, indem es Sterbliche und Unsterbliche in das ihnen allein zukommende „Verhältnis“<sup>28</sup> setzt.

In der fortschreitenden Analyse der Hölderlinschen Interpretation er-

Hölderlins Lehre von griechischen und abendländischen „Haupttendenzen“ der „Vorstellungsarten“ („sich fassen zu können“ und „etwas treffen zu können“) wäre ein weiterer Gegenstand für eine Untersuchung über Hölderlin und Hegel.

<sup>25</sup> Anmerkungen zum Ödipus 1.

<sup>26</sup> Anmerkungen zur Antigonä 2, 3.

<sup>27</sup> An Schütz, Brief Nr. 203, S. 410.

<sup>28</sup> Vgl. an Böhlendorff, Brief Nr. 236, S. 456 f. („lebendiges Verhältnis und Geschick“).



gab sich das, was Hölderlin die „notwendige Gleichheit notwendig verschiedener höchster Prinzipien und reiner Methoden“<sup>29</sup> nennt. Die immer wiederkehrende strenge Mittelbarkeit im Bereich des Göttlichen und Menschlichen war ein Beweis dafür, daß sie „von allen der König“ ist. Diese Geltung eines Allgemeinen für alles Besondere ist seine Gesetzmäßigkeit, seine ausnahmslose Verbindlichkeit, die sich in jeder Besondere behauptet und durchhält und darum „gewaltig“ genannt werden kann. Die „Macht“ des Gesetzes und die Bedeutung seines König-Seins wird von Hölderlin zum Schluß seiner Interpretation noch einmal ausdrücklich bestimmt: „König“ bedeutet hier den Superlativ, der nur das Zeichen ist für den höchsten Erkenntnisgrund, nicht für die höchste Macht.“ Damit ist zugleich bestimmt, was allein das Höchste genannt werden kann. Es ist nicht das Höchste, das Gegenstand einer Erkenntnis werden kann, nicht die äußerste Grenze des Erkennens, wie es nach Hölderlins erster Formulierung „höchster Erkenntnispunkt“<sup>30</sup> verstanden werden konnte, sondern die Bedingung der Möglichkeit aller Erkenntnis. Damit wird zugleich deutlich, daß dieses unvermittelte Zurückkommen auf die Erkenntnis, am Schluß der ganzen Anmerkung, auf diejenige Sicht verweist, aus der heraus alles vorhergegangene gesehen wurde. Die Lehre von den ersten und obersten Gründen der Erkenntnis heißt in der Sprache des 18. Jahrhunderts Metaphysik. Hölderlins philosophische Auslegung dieses Pindar-Fragments erweist ihn als einen metaphysischen Denker des Deutschen Idealismus. Die „reine Methode“ seines Denkens liegt auf dem Wege, der geschichtlich von Kants Transzendentalphilosophie zu Hegels Dialektik führt.

#### IV Pindar und Hölderlin

Stellt man zum Schluß die Frage, wie sich Hölderlins Interpretation zu den Anschauungen Pindars verhalte, so sieht man sich vor einer zweifachen Schwierigkeit. Denn erstens „bleibt der Inhalt des *Nóμος* notgedrungen für uns im Dunkel“<sup>31</sup>, ungeachtet der zahlreichen Zitate des Pindarwortes schon im Altertum. Und zweitens nimmt Hölderlins Textvorlage den Worten gerade die Schärfe des Gegensatzes von *βία* und *δίκη* und die Beziehung auf die Taten des Herakles.

Die modernen Versuche, den Nomos des Pindar zu verstehen, gehen aber gerade von dem Anstoß aus, den Pindar an dem Raub der Rinder des Geryones durch Herakles nahm. Diese offensichtliche *ἀδικία* des Zeus-

sohnes hat der Dichter auch im Fragment 81<sup>32</sup> im Auge, wo er sich geradezu auf die Seite des unterlegenen Geryones stellt. „Der Konflikt... ist wohl die einzige Stelle, an der Pindars Glaube brüchig ist.“<sup>33</sup> Dadurch war diese Stelle auch geeignet, in den sophistischen Auseinandersetzungen um den Gegensatz von Physis und Nomos eine wichtige Rolle zu spielen<sup>34</sup>. Pindar selbst kennt diesen Gegensatz noch nicht<sup>35</sup>. Für Kallikles ist der Nomos bloße Menschensatzung gegenüber dem wahren Wesen des Seienden, der Physis. Indem er die Gegensätze kühn zusammenfaßt zum *νόμος τῆς φύσεως*, hat er eine Waffe gegen den widernatürlichen Nomos der bloßen zwischenmenschlichen Konvention. Diesen neu gewonnenen Nomos glaubt er bei Pindar wiederzufinden, da auch dieser die Gewalt rechtfertigte. Aber Pindars *νόμος βασιλεύς* ist weder ein „Naturgesetz“ noch ein „Naturrecht“ des Stärkeren<sup>36</sup>, sondern der Name für eine noch über den Göttern geglaubte Instanz, eher der Name für ein Problem (das der Theodizee), als seine Lösung<sup>37</sup>. Am ehesten dürfte der Nomos als „männliche Schicksalsgottheit... neben *Μοῖρα*, *Ἄῖσα*, *Ἀνάγκη*, *Τύχη*“<sup>38</sup> zu verstehen sein, als jene „erhabene Ordnung“ (*σεμνὸς νόμος*),<sup>39</sup> die Herakles (nach der I. Nemee) loben wird, wenn er, der Sohn einer Sterblichen, unter die Unsterblichen versetzt worden ist<sup>40</sup>.

Hölderlin kann bei seiner Interpretation des Nomos von diesen Fragen nichts wissen. Für ihn ist das „Gesetz“ die strenge Mittelbarkeit in zweifacher Hinsicht: es macht das Unmittelbare für Gott und Mensch unmöglich, und es führt das Recht, indem es die lebendigen Verhältnisse eines Volkes festhält. Darum ist es „das Höchste“, aber in neuzeitlicher Umprägung: Das Göttliche und das Menschliche unterstehen der Herrschaft, nicht einer höchsten Macht, sondern eines höchsten Erkenntnisprinzips, einer Bedingung des Wissens. Das Wissen des Unendlichen und des Endlichen in ihrer Unterschiedenheit und Einheit gehört in das absolute Wissen, dessen Entfaltung zum System bei Hegel mit einer Logik beginnt, die

<sup>32</sup> Fränkel (P's Religion), S. 54: „Ich lobe dich Geryones; aber was Zeus unlieb ist, das verschweige ich völlig.“

<sup>33</sup> Fränkel, ebenda.

<sup>34</sup> Vgl. Wolf, aaO.

<sup>35</sup> Schroeder, S. 203; Stier, S. 245.

<sup>36</sup> Schroeder, S. 200.

<sup>37</sup> Fränkel, aaO: „Mit diesen Widersprüchen ist er nicht fertig geworden.“

<sup>38</sup> Schroeder, S. 202.

<sup>39</sup> In Schadewaldts Übersetzung (P. Siegeslieder [Fischer] Frankfurt und Hamburg 1962, S. 101).

<sup>40</sup> Schroeder, S. 201. Da in den neu gefundenen Papyri vor allem vom Fang der Mähren des Diomedes die Rede ist, könnte die Geryonesproblematik noch modifiziert werden.

<sup>29</sup> An Schiller, Brief Nr. 232, S. 452. <sup>30</sup> S. Lesart zur Stelle. <sup>31</sup> Schroeder, S. 201.

zugleich Metaphysik ist. Wenn Pindars Nomos „Melodie und Rhythmus“<sup>41</sup>, ewigen Gang und Brauch einer höheren Weltordnung“<sup>42</sup> bedeutete, so kommt die Metaphysik des absoluten Wissens mit ihm darin überein, daß sie es noch einmal unternimmt, „zu erkennen . . . daß die Vernunft Gottes . . . die Welt . . . als einen seligen Gott geboren habe.“<sup>43</sup>

#### Literatur:

Platon wird deutsch nach der Übersetzung Schleiermachers, griechisch nach dem Text der Oxford-Edition (ed. Burnet) zitiert. Beim Text der Hölderlinschen Pindarübersetzung ist die Große Stuttgarter Ausgabe (Bd. 5 ed. Beißner, Stuttgart 1952) herangezogen worden. Im übrigen richtet sich der Wortlaut nach der einbändigen Insel-Ausgabe (ed. Beißner, Frankfurt 1961). Briefe Hölderlins werden zitiert nach der Kleinen Stuttgarter Ausgabe (Bd. 6 ed. Beck, Stuttgart 1959).

Beißner, Friedrich: H's Übersetzungen aus dem Griechischen, Stuttgart 1933.

Fränkel, Hermann: Pindars Religion, in: Die Antike 3, 1927, S. 39–63.

Fränkel, Hermann: Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums, New York-Frankfurt 1951.

Friedländer, Paul: Platon Bd. 2, Berlin 1957.

Georgiades, Thrasybulos: Musik und Rhythmus bei den Griechen, rde Hamburg 1958.

Gundert, Hermann: Pindar und sein Dichterberuf, Frankfurt 1935.

Hegel, G. W. F.: Wissenschaft der Logik Bd. 1 (ed. Lasson), Leipzig 1951.

Pindar: Carmina cum fragmentis ed. A. Turyn, Cambridge 1952 (zit.: Turyn).

Plato: Gorgias, a revised text with introduction and commentary by E. R. Dodds, Oxford 1959 (zit.: Dodds).

Schroeder, Otto: ΝΟΜΟΣ Ο ΠΑΝΤΩΝ ΒΑΣΙΛΕΥΣ, Philologus 74, 1917, S. 195–204.

Stier, Hans Erich: Νόμος Βασιλεύς, Philologus 83, 1928, S. 223–258.

Taylor, A. E.: Plato, The Man and His Work, London 1960.

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von: Platon Bd. 2, Berlin 1919.

Wolf, Erik: Griechisches Rechtsdenken Bd. 2, Frankfurt 1952.

Zuntz, Günther: Über H's Pindar-Übersetzung, Diss. Marburg 1928.

<sup>41</sup> Georgiades, S. 82: „Bei Pindar finden wir das Wort Nomos erstmals auch auf die Musikē angewendet . . .“

<sup>42</sup> Schroeder, S. 200.

<sup>43</sup> Hegel, Glauben und Wissen, ed. Lasson, Hamburg 1962, S. 115.

## „DOMINI KSGESICHTER“

VON

RICHARD ALEWYN

Zweimal kommt in Hölderlins Jugendgedichten ein rätselhaftes Wort vor: „Dominiksgesicht“. Die Ode 'Die Demut' (1788) beginnt mit dem Anruf: „Hört, größte, edlere der Schwabensöhne! Die ihr vor keinem Dominiksgesicht Euch krümmt . . .“<sup>1</sup> Ein Jahr später wird in der Ode 'An die Ruhe' der „Verachtete“ gerühmt, denn „Er höhnet Dominiksgesichtern, Höhnet der zischenden Natterzunge.“<sup>2</sup>

In beiden Fällen ist offenbar eine zwar mächtige, aber verabscheuungswürdige Menschenklasse gemeint, aber welche? Karl Viëtor<sup>3</sup> hat „Dominiksgesichter“ als „Pfaffen“ verstanden, wobei ihm offenbar die Dominikaner vorschwebten. Friedrich Beißner erwägt die gleiche Erklärung<sup>4</sup>. Diese Erklärung ließe sich mit Hölderlins auch sonst heftig bezeugter Animosität gegen Pfaffenwesen durchaus vereinbaren. Nicht ganz verständlich aber bliebe, warum er gerade die Dominikaner als Vertreter der Pfaffenheit und warum er wiederum die Gesichter als pars pro toto für die Dominikaner herausgegriffen hat. Auch Beißner scheint von dieser Erklärung nicht völlig befriedigt, denn er verweist an der gleichen Stelle auch darauf, daß „Dominikus“ (auch „Domini“, „Domene“) als schwäbisches Wort für „Dummkopf“ verzeichnet wird<sup>5</sup>. Diese Bedeutung paßt zwar noch weniger auf die beiden Hölderlin-Stellen, aber sie dürfte dem Ursprung des Wortes näher kommen.

„Dominique“ war nämlich der Bühnenname des Schauspielers Biancoletti (1636 oder 1637 bis 1688), der zu Molières Zeit die Seele der Pariser Comédie Italienne war, und zugleich der Name der von ihm geschaffenen komischen Figur, einer der zahlreichen Abwandlungen des Arlecchino. Die zuerst 1694 in Paris erschienene Sammlung seiner Spässe erlebte unter dem Titel 'Arléquiniana' durch das 18. Jahrhundert hindurch viele Auflagen. Sein Sohn Pier Francesco (1680–1734) trat seine Nachfolge an und trug

<sup>1</sup> Große Stuttgarter Ausgabe I, 1, S. 40.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 92.

<sup>3</sup> Karl Viëtor, Die Lyrik Hölderlins, Frankfurt am Main 1921, S. 5.

<sup>4</sup> Große Stuttgarter Ausgabe I, 2, S. 358 f.

<sup>5</sup> Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Band II, S. 255.

dazu bei, daß der Name Dominique so sprichwörtlich wurde wie Harlekin oder Hanswurst.

Der verlockende Anklang an „dumm“ mag dem Wort in Deutschland zu seiner von Hermann Fischer angeführten Bedeutung verholten haben. Ursprünglich aber bezeichnete das Wort den Bühnennarren. Im Narren sieht Hölderlin den Beherrscher der Bühne. Zweimal spricht er im übertragenen Sinne von der „Narrenbühne“: Einmal am Ende des Gedichts, an dessen Anfang das „Dominiksgesicht“ zum ersten Male auftritt, wo er die Demut beschwört, die „Edleren der Schwabensöhne . . . aus jeder bäurischstolzen Narrenbühne“ zu entführen<sup>6</sup>, das andere Mal in dem Gedicht 'Auf einer Haide geschrieben' (1787). Hier erfahren wir aber auch, wo Hölderlin sich die „Narrenbühne“ aufgeschlagen denkt und wer es ist, der – anders als die „Edleren der Schwabensöhne“ – sich auf ihr „krümmt“. „Höflinge!“ heißt es hier ironisch, „Bleibet, bleibt immerhin in eurem Waagengerassel, Bükt euch tief auf den Narrenbühnen der Riesenpaläste . . .!“<sup>7</sup> Am Hofe also sind die Dominiks zu finden.

Aber was hat es mit dem Gesicht des Dominik für eine Bewandnis? Das Rollenbild gibt die Antwort. Der Dominique trug wie alle komischen Figuren der Commedia dell'arte eine Maske. Ein „Dominiksgesicht“ ist also ein verlarvtes, ein verstecktes oder verstelltes Gesicht und damit ein Zeichen der Falschheit, der Heuchelei und der Gleißnerei, d. h. der Laster, die von der bürgerlichen Kritik schon seit Jahrhunderten der höfischen Welt vorgeworfen waren, und gegen die Hölderlins Lehrmeister Rousseau und Klopstock den Kampf erneuert hatten: Rousseau, der „Verachtete“, dem nach Ausweis der letzten Strophe die Ode 'An die Ruhe' gewidmet ist, und Klopstock, von dem Hölderlin in den Jahren, in denen diese Gedichte entstanden, so tief ergriffen war wie die Besten seiner Generation.

<sup>6</sup> Große Stuttgarter Ausgabe I, 1, S. 41.

<sup>7</sup> Ebenda, S. 29, Z. 27 ff.

TÜBINGEN, JÄNNER

Zur Blindheit überredete Augen.  
Ihre – »ein  
Rätsel ist Reinsprun-  
genes« –, ihre  
Erinnerung an  
schwimmende Hölderlintürme, möven-  
umschwirrt.

Besuche ertrunkener Schreiner bei  
diesen  
tauchenden Worten:

Käme,  
käme ein Mensch,  
käme ein Mensch zur Welt, heute, mit  
dem Lichtbart der  
Patriarchen: er dürfte,  
spräch er von dieser  
Zeit, er  
dürfte  
nur lallen und lallen,  
immer-, immer-  
zuzu.  
(»Pallaksch, Pallaksch.«)

*Paul Celan*

MITGETEILT VON  
MICHAEL HAMBURGER

Im Vorwort zu dem Gedichtbuch 'Journey and Places' (1937), welches sein Gedicht über Hölderlin enthält, schrieb Edwin Muir: „Die Anspielungen in einem der neuen Gedichte benötigen vielleicht einige Erläuterungen, denn Hölderlin ist in diesem Lande wenig bekannt, außer als Name eines deutschen Dichters. Die Reise, von der ich hier einen imaginären Bericht zu erteilen versuche, fand im Sommer 1805 (sic!) statt...“ Es folgten weitere biographische Erklärungen. Die ersten englischen Gedichte über Hölderlin sind also entstanden, als Hölderlin weder durch kritische und biographische Abhandlungen noch durch Übersetzungen einem größeren gebildeten Publikum bekannt war.

Freilich gehört Edwin Muir selber zu den ersten englischen Hölderlin-Übersetzern: schon im Februar 1935, ungefähr zur Entstehungszeit seiner Hölderlin-Ballade, veröffentlichte er in der Zeitschrift 'The European Quarterly' seinen Aufsatz über Hölderlins 'Patmos', in dem auch Teile der frühen und späten Fassungen des Gedichts zuerst in englischer Übertragung zitiert wurden. (In dem Aufsatz gab Muir übrigens das Datum der Reise nach Bordeaux richtig als 1802 an, in dem späteren Vorwort irrte er.)

Edwin Muir (1887–1959) wurde auf einer der schottischen Orkney-Inseln als Bauernsohn geboren. Schon während seiner Kindheit mußte die Familie nach Glasgow übersiedeln, wo sie allmählich im städtischen Proletariat versank und verkümmerte. Dieses Grunderlebnis, mit dem auch der Tod mehrerer Geschwister zusammenhing, bestimmte Muirs dichterische Entwicklung. Die frühen Jahre auf dem wirtschaftlich „rückständigen“ Orkney mit seiner noch mündlich überlieferten Balladendichtung wurden für Muir zum verlorenen Paradies, zu jener Welt der mythischen Urbilder, die in seinen Gedichten und in seiner Autobiographie immer wieder als Gegensatz zum Labyrinth der Zeit beschworen wird. In seinen frühen Gedichten – auch 'Hölderlin's Journey' gehört noch zu diesen, da Muirs Kunst erst in den Vierzigerjahren des Jahrhunderts zur vollen Reife und Selbständigkeit wuchs – gehören die schottischen Balladen noch zu seinen stilistischen Vorbildern. Ganz am Ende seines Lebens kehrte er auch wieder zu diesem Anfang zurück, indem er ein Werk über die überlieferten Balladen plante, welches nun seine Witwe, Willa Muir, ausgeführt hat.

Auch 'Hölderlin's Journey' handelt vom Labyrinth der Zeit, von der bösen und tragischen Verirrung in diesem Labyrinth, welches erst in Muirs späten Gedichten mit der zeitlosen Urwelt versöhnt wird, indem auch die Zeit eine religiöse Verklärung und Erlösung erfährt. Das Balladenhafte der Behandlung verhindert in diesem Gedicht die vollständige Verschmelzung mit dem Gegenstand, trotz Muirs wahrer und tiefwurzelnder Sympathie mit dem tragisch verirrten Hölderlin. Auch die landschaftlichen Elemente sind noch allgemein und wirken darum abstrakt. Aber mit diesem Gedicht geht Hölderlin in die englische Dichtung ein.

Wie Edwin Muir, gehört Stephen Spender (geb. 1909) zu den wenigen englischen Dichtern dieses Jahrhunderts, denen die deutsche Dichtung durch den Aufenthalt im deutschsprachigen Raum zum bestimmenden Erlebnis wurde. Edwin Muir übersetzte u. a. Hauptmann, Kafka und Broch. Spender hat Gedichte von Goethe, George, Hofmannsthal und Rilke, Dramen von Schiller und Wedekind übertragen. Spenders frühe Gedichte weisen – im Gegensatz zu den frühen Gedichten Muirs – einen wesentlichen, d. h. nicht nur thematischen, sondern auch stilistischen Einfluß deutscher Lyrik auf. Daß sein kleines Hölderlin-Gedicht zum Teil eine freie Paraphrase von 'Ehmals und Jetzt' ist, oder daß diese Ode des Siebenundzwanzigjährigen dem alten, wahnsinnigen Dichter zugeschrieben wird, beweist zwar, daß auch die Begegnung Spenders mit Hölderlin nicht durch die Literaturwissenschaft vermittelt worden ist, beeinträchtigt aber weder die Qualität des Gedichts noch dessen echte Vermählung zweier Stile und Sensibilitäten. Spenders Gedicht ist bildhafter aber paradoxerweise zugleich rhetorischer, als das Original; in dieser Hinsicht erinnert es an die metaphorische Rhetorik der spätexpressionistischen deutschen Lyriker – Werfel, Becher und deren Nachfolger. Spender war auch in den Dreißigerjahren als politischer Aktivist der Linken tätig; aber seine besten Gedichte aus jener Zeit – 'Hölderlin's Old Age' ist seiner 1939 erschienenen Sammlung 'The Still Centre' entnommen, in der schon die persönliche und metaphysische Thematik überwiegt – stehen höchstens in einer indirekten Beziehung zu den politischen und gesellschaftlichen Ereignissen der Zwischenkriegszeit.

David Gascoyne (geb. 1916) veröffentlichte in seiner frühen Jugend das erste englische Gedichtbuch, das den Namen Hölderlins trug. 'Hölderlin's Madness', 1938 erschienen, besteht aus einem kurzen Aufsatz über Hölderlin und vierundzwanzig englischen Gedichten, die entweder Gedichte und Gedichtfragmente von Hölderlin mit Hilfe der französischen Übertragung Pierre Jean Jouvets frei adaptieren oder auch, wie 'Tenebrae', mit Gascoynes eigenem Hölderlin-Erlebnis zusammenhängen. Im Vor-

wort bemerkt er: „Das Ganze stellt etwas dar, das man vielleicht als eine *Persona* betrachten kann.“ Daß Gascoyne mit Hölderlin auf dem Umweg über Frankreich bekannt wurde – er selber beherrscht die deutsche Sprache kaum – ist sowohl für seine eigene Situation wie auch für die kulturellen Verhältnisse jener Zeit bezeichnend. Er setzte sich nämlich schon in noch früheren Veröffentlichungen für den französischen Surrealismus ein. Sein Interesse an Hölderlin galt wie jenes der Surrealisten an erster Stelle dem Wahnsinn des Dichters; in der Einleitung bezeichnet er den Wahnsinn überhaupt als „die logische Entwicklung der Romantik“ und stellt Hölderlin neben Rimbaud als einen Seher, dessen Dichtung „stärker als die Verzweiflung ist und in die Zukunft, ins Licht, reicht“. Gascoyne selber hat unter schweren geistigen Störungen gelitten und, wie Rimbaud, über ein Jahrzehnt lang der Dichtung entsagt. 'Tenebrae' ist zugleich eines der reinsten unter den frühen visionären Gedichten Gascoynes und ein Zeugnis seiner Begegnung mit Hölderlin. Jene Bilder, die späten Gedichten Hölderlins entnommen sind – die Orgel, die Flüsse und die Schwäne – stehen in keiner Weise von den anderen Bestandteilen der apokalyptischen Szene ab. Trotz des vorherrschend jambischen Rhythmus ist auch die metrische Freiheit der Hymnen und Hymnenfragmente in Gascoynes Verse übergegangen.

Sir *Herbert Read*, 1893 in Yorkshire geboren, wuchs wie Edwin Muir auf einem Bauernhof auf. Seine dichterischen Anfänge fallen mit dem ersten Weltkrieg zusammen, in dem er sich als Offizier auszeichnete, dabei aber auch als Verfasser von Gedichten und Prosawerken, die den Krieg keineswegs verherrlichten. Wie Muir empfand auch Read den Gegensatz zwischen dem „unschuldigen Auge“ der Kindheit und einer verdorbenen Zivilisation; er wurde zum literarischen Fürsprecher der winzigen anarchistischen Partei Englands, welche die geistige Tradition der industrie-feindlichen Romantik weiterführte. Als Lyriker schloß er sich den „Imagisten“ an, damit auch den avantgardistischen, großstädtischen Literaturkreisen. In späteren Jahren wirkte er auf das weitere Publikum hauptsächlich als Kunstkritiker und Förderer der modernen Kunst, leider auf Kosten seiner dichterischen Produktion. Vielleicht ist etwas von der Bitterkeit und Trauer darüber in dem späten Huldigungsgedicht – aus Herbert Reads Gedichtbuch 'Moon's Farm' (1955) – spürbar. Schon seine Sammlung kritischer Essays 'The Sense of Glory' (1929) hat ein Hölderlinzitat als Motto. 1961 erwähnte Read in einem Brief an den Vf. Hölderlin als „einzigen Dichter, zu dem ich immer wieder zurückkehre.“ Hölderlin zählt für ihn zu den Vertretern der reinen Imagination und jenes Grundprinzips der „organischen Form“, auf dem Reads dichterische Werke, wie auch seine

Ästhetik und seine Kulturkritik, beruhen. Dem frühen Imagism getreu, zeichnet sich auch das späte Gedicht durch die freie Form und die Progression der Bilder statt der Argumente und logischen Verbindungen aus.

Der walisische, aber wie sein Freund Dylan Thomas englisch dichtende Lyriker *Vernon Watkins* wurde 1906 in Maesteg, Süd-Wales, geboren, studierte eine Zeitlang moderne Sprachen, gab aber dann das Studium auf und arbeitet seit 1925 als Bankbeamter in Swansea. Erst während des zweiten Weltkriegs erschien sein erstes Gedichtbuch, dem bis jetzt fünf weitere, sowie eine Übersetzung von Heines 'Nordsee' und viele andere noch in Zeitschriften und Anthologien verstreute Übertragungen deutscher und französischer Lyrik gefolgt sind. Auch seine Übertragungen zahlreicher Hölderlin-Gedichte, besonders der späten Hymnen, liegen noch nicht gesammelt vor. Der Gedichtzyklus 'Hölderlin's Childhood' steht in dem Buch 'Affinities' (1962), in dem Watkins mehrere Huldigungen der für ihn beispielhaften Dichter vereint. Auch gehört Vernon Watkins zu den ganz wenigen englischen Dichtern – W. H. Auden ist ein anderer – welche durch die Odenformen Hölderlins zu eigenen Experimenten angeregt wurden. Im allgemeinen gelten seit dem 16. Jahrhundert alle klassischen Versmaße als im Englischen nicht nachahmbar. Daraus entsteht für den englischen Hölderlin-Übersetzer eine fast unüberwindbare Schwierigkeit, da die Dynamik der Hölderlinschen Ode in keinem anderen Versmaß wiedergegeben werden kann. Trotzdem haben vielleicht gerade die Übersetzungen bewiesen, daß wenigstens die alkäische Ode im Englischen durchaus möglich ist. Für Vernon Watkins, der sich von jedem literarischen Betrieb und allen nicht lyrischen Nebenprodukten grundsätzlich distanziert, ist die Lyrik unzeitlich und überzeitlich. Zu seinen Vorbildern gehören die englischen Romantiker und die Symbolisten, ganz besonders der irische Dichter W. B. Yeats.

Das Gedicht des 1913 in New York geborenen *Delmore Schwartz* steht hier als einziger Beitrag eines amerikanischen Dichters. Schwartz wurde kurz vor dem Krieg als Lyriker und Dramatiker bekannt, seit 1943 auch als Herausgeber und Mitarbeiter der hervorragenden Zeitschrift 'Partisan Review', in dem sein Hölderlin-Gedicht 1954 veröffentlicht wurde. Sein erstes Buch, 'In Dreams Begin Responsibilities' (1938), enthielt neben Gedichten eine Erzählung und ein Theaterstück. Es folgten die dramatischen Gedichte 'Shenadoah' (1941) und 'Genesis' (1943) und die lyrischen Gedichte 'Vaudeville for a Princess' (1951). Schwartz studierte Philosophie und hat an mehreren amerikanischen Universitäten als Philosoph und Anglist gelehrt. Wie schon der Titel des eben genannten Gedichtbuchs an-

deutet, weist das dichterische Werk eine außerordentliche Spannung zwischen dem Bewußtsein der eigenen Lage des Dichters, in einem bestimmten Milieu, zu einem bestimmten Zeitpunkt, und den religiösen und mythischen Archetypen auf. In einem seiner bekanntesten Gedichten wird das „kahle Bett“ des wie täglich Erwachenden zu Platons Höhle, von den Strahlen der Autoscheinwerfer gestreift. Das Bewußtsein eines ähnlichen Dualismus scheint fast allen der englischsprechenden Bewunderer Hölderlins gemein zu sein.

Die Gedichte von Herbert Read, Vernon Watkins und Delmore Schwartz sind schon in einer späteren Phase der Hölderlin-Kenntnis und -Aufnahme entstanden. Erst im Laufe der Vierzigerjahre drang nämlich die Bedeutung Hölderlins und ein Teil seines Werkes allmählich bis zum Bewußtsein eines allgemeinen, wenn auch noch immer begrenzten, englischen und amerikanischen Publikums durch. Eine englisch geschriebene Abhandlung über Hölderlin war seit 1923 für Spezialisten vorhanden; aber trotz der langsam anwachsenden Fachliteratur, ganz besonders Ronald Peacocks 1938 erschienener Hölderlin-Studie, wurde englischen Schülern und Studenten noch während des Krieges im *Oxford Book of German Verse* ein Teil einer Klopstock-Ode als Hölderlin-Gedicht vorgesetzt. (Als solches übersetzte es der Vf. mit fünfzehn oder sechzehn Jahren.) 1943 erschienen die Hölderlin-Übersetzungen von Frederick Prokosch und Michael Hamburger, im folgenden Jahr jene von J. B. Leishman; auch 1943 die Hölderlin-Biographie von Agnes Stansfield, 1945 E. L. Stahls Studie über Hölderlins Symbolik. Damit wurde aus dem legendenhaften Namen der Dreißigerjahre eine historische Gestalt und ein dichterisches Werk – obwohl man noch immer gebildete Engländer trifft, die Hölderlin mit dem schon seit den Zwanzigerjahren in England einflußreichen Rilke verwechseln oder Hölderlin für einen Zeitgenossen Rilkes halten. Auch in Amerika ist nun Hölderlin besser bekannt, als das einzige für diese Sammlung in Frage kommende Zeugnis vermuten läßt. So wird Hölderlin in dem Gedicht des amerikanischen Lyrikers Charles Olsen 'A Funeral Poem for Rainer M. Gerhardt' folgendermaßen erwähnt:

*as Hölderlin on Patmos you  
trying to hold bay leaves  
on a cinder block!*

(Das Gedicht steht in der Anthologie 'The New American Poetry 1945–1960', hg. Donald Allen, New York, 1960.) Ähnlich wirkt die Erwähnung Hölderlins im 13. Teil des Zyklus 'Poems from Pictures of the Gone World' in dem Gedichtbuch 'A Coney Island of the Mind' von Lawrence Fer-

linghetti\*, der wie Olsen zur gegenwärtigen Avantgarde der amerikanischen Lyrik gehört: auch hier wird Hölderlin als Dichter-Märtyrer und Opfer der Zivilisation gefeiert, als einer von vielen, die im „Zivildickicht“ dem Wahnsinn verfielen. Als Huldigung wirkt auch eine Übersetzung des Schlußteils der Elegie 'Menons Klagen um Diotima', welche die Melpomene-Maske in dem Versdrama 'The Tree Witch' des amerikanischen Lyrikers und Historikers Peter Viereck spricht. (Das dramatische Gedicht wurde 1961 in New York als Buch veröffentlicht.)

Der Hölderlin-Monolog *Michael Hamburgers* (geb. 1924) ist ein Jugendgedicht, im Winter 1941 mit siebzehn Jahren in Oxford geschrieben. Obwohl sich Hamburger zu jener Zeit schon als Student und Übersetzer mit Hölderlin beschäftigte, war der eigentliche Anlaß zu diesem Monolog weder ein bestimmtes Gedicht Hölderlins noch überhaupt ein literarischer, sondern ein Satz aus einem späteren Streichquartett Beethovens. Wie Gascoynes Buch und alle die hier gesammelten Gedichte, muß dieser Monolog auch als „Persona“ aufgefaßt werden, nicht als eine Rekonstruktion des historischen Hölderlin. Der Monolog war das erste Gedicht, welches Hamburger veröffentlichte (1942, in der Anthologie 'Z, Oxford and Cambridge Writing'; später in seinem ersten Gedichtbuch, 'Flowering Cactus', 1950).

Wie die Mehrzahl der englischen Lyriker dieser jüngeren Generation, sind *Christopher Middleton* (geb. 1926) und *Geoffrey Hill* (geb. 1932) als Universitätsdozenten tätig, Middleton als Germanist in London, Hill als Anglist in Leeds. Beide gehören zu den hervorragenden Lyrikern der Nachkriegszeit, zeichnen sich auch vor vielen ihrer Generationsgenossen gerade dadurch aus, daß sie die vorherrschende Insularität überwunden haben und für fremde Einwirkungen empfänglich sind. Das geht auch aus den Übersetzungen Christopher Middletons hervor, von Hölderlin-Briefen (zur Zeit noch ungedruckt), von Prosastücken Robert Walsers, den er durch vorzügliche Übertragungen und kritische Arbeiten in England bekannt gemacht hat, und von neueren deutschen Gedichten, die zum Teil in der von ihm und Michael Hamburger herausgegebenen zweisprachigen Anthologie 'Modern German Poetry, 1910–1960' gesammelt vorliegen. Das Gedicht 'Thinking of Hölderlin' ist 1960 in der Dachstube eines Hauses in Neckargemünd entstanden. Seit Jahren befaßt sich Middleton mit der Symbolik der Berge und Hügel, und bereitet eine vergleichende Studie vor, die sich von ältesten religiösen und mythischen Urkunden bis zur modernen Dichtung erstreckt. In diesem Gedicht stellt er die von Hölderlin

\* Beide Zitate verdankt Vf. dem Hinweis des Germanisten Richard John Kavanagh.

mythisch verklärten Berge den wirklichen, dem Dichter vielleicht bekannten Hügeln gegenüber, vergleicht auch eine neuere, nüchterne Art der Anschauung mit dem visionären Blick Hölderlins. Aus dieser Gegenüberstellung entsteht die Spannung und Dialektik des Gedichts. Die erste Zeile setzt einen verschwiegenen Gedankengang voraus: nämlich die Enttäuschung des Dichters, der den „Geiz“ der Hügel empfindet, eine nur ärmliche Landschaft erblickt. Das Gedicht enthält aber kein Urteil über Hölderlin, obwohl sich Middleton mit dem anders empfindenden Dichter auseinandersetzt. Middleton erwähnt noch, daß er sich zu jener Zeit mit Gedichten von Pindar, in der neuen amerikanischen Übertragung von Lattimore, beschäftigte.

In Geoffrey Hills 'Little Apocalypse' ist ein ähnlicher Vergleich mit modernen Anschauungsweisen, wenn auch versteckt, enthalten. Die vorbildliche Reinheit Hölderlins wird nicht mit konventioneller Rhetorik gepriesen, seine Heldenhaftigkeit nur durch die verdeckte Anspielung auf Ikarus angedeutet. Die kurzen, syntaktisch abgehackten Sätze stehen in bewußtem Kontrast zu den überfließenden Rhythmen Hölderlins vor der Umnachtung, ähnlich wie sich Middleton durch Wörter und Phrasen aus der Umgangssprache absichtlich von dem Vokabular Hölderlins distanziert. Ohne eine solche Distanz, die sich aus der Verschiedenheit des eigenen Erlebnisses und der eigenen Ausdrucksweise von jener des bewunderten Dichters ergibt, wäre das Lob eine Anmaßung und die Huldigung eine Schamlosigkeit.

*Die deutschen Übersetzungen der Gedichte schrieb Joachim Uhlmann; das Gedicht von Edwin Muir übersetzte Erich Fried.*

## HÖLDERLIN'S JOURNEY

When Hölderlin started from Bordeaux  
He was not mad but lost in mind,  
For time and space had fled away  
With her he had to find.

„The morning bells rang over France  
From tower to tower. At noon I came  
Into a maze of little hills,  
Head-high and every hill the same.

A little world of emerald hills,  
And at their heart a faint bell tolled;  
Wedding or burial, who could say?  
For death, unseen, is bold.

Too small to climb, too tall to show  
More than themselves, the hills lay round.  
Nearer to her, or farther? They  
Might have stretched to the world's bound.

A shallow candour was their all,  
And the mean riddle, How to tally  
Reality with such appearance,  
When in the nearest valley

Perhaps already she I sought,  
She, sought and seeker, had gone by,  
And each of us in turn was trapped  
By simple treachery.

The evening brought a field, a wood.  
I left behind the hills of lies,  
And watched beside a mouldering gate  
A deer with its rock-crystal eyes.

On either pillar of the gate  
A deer's head watched within the stone.

## HÖLDERLINS REISE

Als Hölderlin aufbrach aus Bordeaux,  
War er nicht irr, doch verloren in Sinnen,  
Denn Zeit und Raum, die waren entflohn  
Mit ihr, die mußte er finden.

„Morgenglocken läuteten über Frankreich  
Von Turm zu Turm. Um die Mittagszeit  
Kam ich in ein Labyrinth von kleinen kopfhohen Hügeln  
Jeder Hügel sah gleich aus, weit und breit.

Eine kleine Welt von smaragdenen Hügeln  
In ihren Herzen eines leisen Glockenrufs Mühn,  
Zur Hochzeit oder zu Grabe, wer könnte das sagen,  
Denn der Tod, der unsichtbare, ist kühn.

Zu klein zum Ersteigen, zu groß um zu zeigen  
Mehr als sich, hatten Hügel den Blick mir verstellt  
Näher zu ihr oder weiter? Die Hügel hätten  
Weitergehn können bis zum Rande der Welt.

Flache Aufrichtigkeit, sonst boten sie nichts,  
Nur dies klägliche Rätsel; wie blieb mir da Wahl,  
Die Wirklichkeit mit solchem Schein zu vereinen,  
Wenn doch im nächsten Tal

Vielleicht schon sie, die ich suchte, sie,  
Gesuchte und Such'rin, vorüberging  
Und wir beide einzeln gefangen waren  
Vom Verrat, der uns einfach umfing.

Der Abend brachte ein Feld, einen Wald.  
Ich ließ jene Hügel der Lügen zurück  
Und ich sah neben einer zerfallenden Pforte  
Einen Hirsch mit bergkristallenem Blick.

In beiden Pfeilern der Pforte wachte  
Der Kopf eines Hirsches innen im Stein,



The living deer with quiet look  
Seemed to be gazing on

Its pictured death – and suddenly  
I knew, Diotima was dead,  
As if a single thought had sprung  
From the cold and the living head.

That image held me and I saw  
All moving things so still and sad,  
But till I came into the mountains  
I know I was not mad.

What made the change? The hills and towers  
Stood otherwise than they should stand,  
And without fear the lawless roads  
Ran wrong through all the land.

Upon the swarming towns of iron  
The bells hailed down their iron peals,  
Above the iron bells the swallows  
Glided on iron wheels.

And there I watched in one confounded  
The living and the unliving head.  
Why should it be? For now I know  
Diotima was dead

Before I left the starting-place;  
Empty the course, the garland gone,  
And all that race as motionless  
As these two heads of stone.“

So Hölderlin mused for thirty years  
On a green hill by Tübingen,  
Dragging in pain a broken mind  
And giving thanks to God and men.

*Edwin Muir*

Und der lebende Hirsch mit stillem Blick  
Sah gleichmütig wachsam drein

Auf seines Todes Abbild – und plötzlich  
Wußte ich, Diotima war tot,  
Als wäre dem kalten und dem lebenden Kopf  
Ein einziger Gedanke entloht.

Dieses Bild hielt mich fest, und ich sah  
Alles, was sich bewegte, still und traurig vor mir,  
Aber bis ich ins Gebirge kam,  
Wußte ich, ich war nicht irr.

Was brachte den Wechsel? Jeder Hügel und Turm  
Stand nun nicht mehr auf seinem rechten Stand,  
Und furchtlos nahmen gesetzlose Straßen  
Ihren unrechten Weg durch das ganze Land.

Herab auf die wimmelnden Städte aus Eisen  
Hagelten Glocken ihren eisernen Schall,  
Über den eisernen Glocken glitten Schwalben  
Auf eisernen Rädern überall.

Und den lebenden und den leblosen Kopf  
Sah ich dort ineinander verschweißt und verloht,  
Warum das sein sollte? denn nun weiß ich,  
Diotima war tot

Bevor ich den Ort des Aufbruchs verließ;  
Die Rennbahn war leer, die Girlande nicht mein,  
Und das ganze Rennen war unbewegt  
Wie diese zwei Köpfe aus Stein.“

Noch dreißig Jahre sann Hölderlin  
Bei Tübingen, an einem grünen Hang,  
Trug in Schmerzen an seinem zerbrochenen Geist  
Und sagte Gott und den Menschen Dank.

## HOLDERLIN'S OLD AGE

When I was young I woke gladly in the morning  
With the dew I grieved towards the close of day.  
Now when I rise I curse the white cascade  
That refreshes all roots, and I wish my eyelids  
Were dead shutters pushed down by the endless weight  
Of a mineral world. How strange it is that at evening  
When prolonged shadows lie down like cut hay  
In my mad age I rejoice and my soul sings  
Burning vividly in the centre of a cold sky.

*Stephen Spender*

## TENEBRAE

Brown darkness on the gazing face  
In the cavern of candlelight reflects  
The passing of the immaterial world in the deep eyes.

The granite organ in the crypt  
Resounds with rising thunder through the blood  
With daylight song, unearthly song that floods  
The brain with burning suns:  
Yet it is night.

It is the endless night, whose every star  
Is in the spirit like the snow of dawn,  
Whose meteors are the brilliance of summer,  
And whose wind and rain  
Are all the halcyon freshness of the valley rivers,  
Where the swans,  
White, white in the light of dream,  
Still dip their heads.

Clear night!  
He has no need of candles who can see  
A longer, more celestial day than ours.

*David Gascoyne*

## HOLDERLINS ALTER

In jüngern Tagen erwachte ich des Morgens froh,  
Mit dem Tau trauerte ich zum Ende des Tages hin.  
Steh ich jetzt auf, fluch ich der weißen Kaskade,  
Die alle Wurzeln erfrischt, und ich wünsche, meine Lider  
Wären leblose Läden, herabgezogen durch endloses Gewicht  
Mineralischer Welt. Wie seltsam, daß am Abend,  
Wenn längere Schatten sich legen wie Heumahd,  
Ich froh bin in meinem irren Alter und daß meine Seele  
Hellodernd singt in eines kalten Himmels Mitte.

## TENEBRAE

Braune Dunkelheit auf dem schauenden Gesicht  
In der Höhle mit Kerzenschein spiegelt  
Das Schwinden der stofflosen Welt in den tiefen Augen.

Die Granitorgel in der Krypta  
Hallt mit wachsendem Donner durchs Blut  
Den Gesang des Tageslichts, unirdischen Gesang,  
Der das Hirn mit lodernden Sonnen durchflutet:  
Dennoch ist Nacht.

Es ist die endlose Nacht, jeder ihrer Sterne  
Ist in der Seele wie Schnee des Morgenrauns,  
Deren Meteore der Glanz des Sommers sind  
Und deren Wind und Regen  
Die ganze friedliche Frische sind der Flüsse im Tal,  
Wo die Schwäne,  
Weiß, weiß im Traumeslicht,  
Noch eintunken ihre Häupter.

Klare Nacht!  
Er braucht die Kerzen nicht, der einen Tag erblickt,  
Länger und himmlischer als unsrer.

## A GIFT FOR SCARDANELLI

See: the field is empty . . .  
You came here by a curious detour  
the hedges were trimmed but oranges  
among the intricate thorns  
glowed like torches. You expected to find  
a temple of honey-coloured stone  
and an old man crouched in the porch  
listening to a marble-browed girl  
that there discourses on the nature of love.

April und Mai und Julius sind ferne  
Ich bin nichts mehr: ich lebe nicht mehr gerne . . .

The clouds are unanchored: they might  
fall from the sky to cover you  
I have brought you a basket of figs  
and some fine linen  
but alas  
no white goat to slaughter  
and fingers have faltered  
that should have played the flute.

*Herbert Read*

## TO HÖLDERLIN

Poet of godlike stillness, anchorite,  
Son of the world God made before man sinned,  
Outcast of Hellas, aether's lonely friend,  
Worshipper wounded at the shrine of light:  
Children were no less glorious in your sight  
Than those blest genii whom you saw descend;  
The sea held riches from the same first mind:  
Love was to you as to the birds their flight.

## EINE GABE FÜR SCARDANELLI

Sieh: das Feld ist leer . . .  
Du kamst auf seltsamem Umweg  
die Hecken waren geschnitten aber Orangen  
glühten wie Fackeln  
im Dornengewirr. Du dachtest,  
einen Tempel aus honigfarbnem Stein  
und einen alten Mann, kauernd im Vorhof,  
zu finden, der einem marmorstirnigen Mädchen  
lauscht, das dort über das Wesen der Liebe spricht.

April und Mai und Julius sind ferne  
Ich bin nichts mehr: ich lebe nicht mehr gerne . . .

Die Wolken sind von den Ankern gelöst: sie könnten  
vom Himmel fallen und dich begraben  
ich habe dir einen Korb mit Feigen  
und feines Linnen gebracht  
aber ach  
keine weiße Ziege zum Schlachten  
und Finger haben gezaudert  
die auf der Flöte spielen sollten.

## AN HÖLDERLIN

Dichter gottähnlicher Stille, Einsiedler,  
Sohn der Welt, die Gott gemacht vor dem Sündenfall,  
Ausgestoßner aus Hellas, einsamer Ätherfreund,  
Anbeter, verwundet am Schrein des Lichts:  
Kinder waren nicht minder herrlich in deiner Sicht  
Als jene gesegneten Genien, die du niedersteigen sahst;  
Das Meer barg Reichtümer desselben ersten Geistes:  
Wie Flug den Vögeln war die Liebe dir.

You looked for constancy. Heroic power  
Greece gave you. Deep was every breath you drew,  
Deeper the sacrifice which overthrew  
All with divinity; but then love's hour  
Had broken Rousseau's consecrated flower,  
The tragic splendour of the entirely true.

\*

Harmonious Nature named you her happiest child,  
Singer of Patmos and the golden islands.  
Godlike, reborn of light's aethereal silence.  
The Christian and the Greek were reconciled.  
Your senses prayed, and on that happy field  
Heaven's light, all-healing, bathed the enamoured lands.  
You heard the stillness under which Christ stands.  
In Diotima's eyes stood love revealed.

Over the castle hung with a kestrel's power  
Her memory, rivers, mountains peaked with snow  
Descending sheer, for shadows to devour.  
Smooth on the flowering lake, swans plunged their eyes  
Into a walled, a wintry world below,  
Where light was cloistered, and became unwise.

*Vernon Watkins*

Du trachtetest nach Dauer. Griechenland  
Gab dir Heroenkraft. Jeder Atemzug von dir war tief,  
Tiefer das Opfer, das alle besiegte  
Mit Göttlichkeit; doch dann hatte die Stunde der Liebe  
Rousseaus geweihte Blume zerstört,  
Den tragischen Glanz des völlig Wahrhaftigen.

\*

Die harmonische Natur nannte dich ihr glücklichstes Kind,  
Sänger von Patmos und der goldenen Inseln.  
Gottähnlich, wiedergeboren aus des Lichtes ätherischer Stille.  
Christ und Grieche waren ausgesöhnt.  
Deine Sinne flehten, und auf diesem seligen Grund  
Badete des Himmels Licht, allheilend, die verliebten Länder.  
Du vernahmst die Stille, unter der Christus steht.  
In Diotimas Augen stand die Liebe offenbart.

Über dem Schlosse hing, mit der Kraft des Falken,  
Die Erinnerung an sie, Flüsse, Berge, schneebegipfelt,  
Mit steilem Hang, den Schatten zum Verzehr.  
Sanft tauchten auf dem blühenden See die Schwäne ihre Augen  
In die ummauerte, winterliche Welt hinab,  
Wo das Licht eingeschlossen war und töricht wurde.

HÖLDERLIN

(Tübingen, December 1842)

Diotima is dead, and silent  
the island's singing bird.  
The temple I raised from ruin  
fallen again.

Where is the flame I stoked from ashes  
of the mind? Where are the heroes  
and my pulsing song?  
Nothing stirs on the lakes of time.  
Give back my agony,  
O stir the forest's sap,  
sweep my slow blood.

And yet, no caged old panther I,  
pacing my madness. These muttered words  
are gates, not bars, where only I can pass.  
This is my wisdom, where no flowers grow,  
no weeds, this is my peace.

I am calm now, with the world  
locked out, bowed to the door;  
my meadow end is pensioned by the gods.  
They did not hear,  
O crippled Fate, the grimy idol's  
golden teeth led them away.

I have no tears to mourn forsaken gods  
or my lost voice.  
This is my wisdom, where no laughter sounds,  
no sighs, this is my peace.

Glory is gone, and the swimming clouds;  
my dumb hand grips the frozen sky,  
a black bare tree in the winter dusk.

*Michael Hamburger*

HÖLDERLIN

(Tübingen, Dezember 1842)

Diotima ist tot, und still  
der Insel singender Vogel.  
Der Tempel, den ich aus Bruchwerk erbaut,  
zerfallen aufs neu.

Wo ist die Flamme, die ich geschürt  
aus Seelenasche? Wo sind die Helden,  
und wo mein pulsender Gesang?  
Nichts regt sich auf den Seen der Zeit.  
Gib mir die Qual zurück,  
o laß der Wälder Saft sich regen,  
fahr' in mein träges Blut.

Und doch, kein alter Panther hinter Gittern,  
durchmeß ich meinen Wahn. Denn diese Worte, hingemurmelt,  
sind Tore, nicht Stäbe, die ich allein durchschreiten kann.  
Dies meine Weisheit, wo keine Blume sprießt,  
kein Kraut, mein Friede dies.

Nun bin ich ruhig, die Welt  
ist ausgesperrt, hinausverbeugt zur Tür;  
mein Ende, wiesengleich, ist von den Göttern mir beschieden.  
Sie hörten nicht,  
o Schicksal, so verrenkt, das goldne Raubgebiß  
des schmierigen Idols entführte sie.

Mir fehlt die Träne für der Götter Einsamkeit,  
die Trauer für mein Lied, das ich verlor.  
Dies meine Weisheit, wo kein Lachen hallt,  
kein Seufzen, mein Friede dies.

Ruhm ist entschwunden, schwimmende Wolken auch;  
meine stumme Hand greift den gefrorenen Himmel,  
ein schwarzer kahler Baum im Winterdämmerlicht.

## THINKING OF HOLDERLIN

(Hills Near Heidelberg)

Never mind avarice; the hills  
squander at least a sprawl  
of steep oak. Speak  
of the moroccan green  
pines that fetlock them; of rumps,  
rutted by axes; of bristling stung flanks,  
flushed by puffs of cloud –

for first and last  
who saw them crammed the air  
with hawk and temple;  
and what fetched them avarice, in the interim,  
cannot change their green  
bulk and butts of sandstone,  
let alone rot the wits, killing,

as hawk and temple, his, for the crime  
of being put, by them, wise to the least thing.  
No, not in his name  
do I join these crooked words, lest I miss  
for him, more than temple, his hawk,  
now lofted by their hot gusts, now  
plucking the crowded vermin from their folds.

*Christopher Middleton*

## AN HÖLDERLIN DENKEND

(Hügel nahe Heidelberg)

Scher' dich nicht um den Geiz; die Hügel  
verschwenden ein Wuchern wenigstens  
steiler Eichen. Sprich  
von dem saffiangerünen  
Kiefernhaar ihrer Fesseln; von Rümpfen,  
axtdurchfurcht; von borstigen zerstochenen  
Flanken, durchspült von Wolkenbäuschen –

denn vor allem,  
der sie sah, füllte die Luft  
mit Falke und Tempel;  
und was sie zum Geiz zwang, inzwischen,  
kann ihre grüne  
Masse und die Sandsteinkanten nicht ändern,  
geschweige den Verstand verderben, tötend,

wie *sein* Falke und Tempel, wegen des Verbrechens,  
von ihnen aufgeklärt zu werden noch über die kleinste Einzelheit.  
Nein, nicht in seinem Namen  
füge ich zusammen diese krummen Worte, besorgt,  
um seinetwillen, ich könnte noch mehr als den Tempel seinen  
Falken vermissen,  
jetzt von ihren heißen Böen emporgehoben, jetzt  
pflückend das dicht gedrängte Geziefer aus ihren Falten.

HÖLDERLIN

Now as before do you not hear the nameless voices,  
Serene in the midst of their rejoicing,  
Chanting to those who have hopes and make choices,  
Clear as the birds in the thick summer foliage:

It is! It is!  
We are! We are!

Clearly, as if they were us and yet not us,  
Hidden like the future, distant as the stars,  
Having no more meaning than the fullness of music,  
Chanting from the blue peaks where success,  
Effort and desire are meaningless,  
Surpassed at last in the joy of joy,  
Chanting enchanted the blue's last vow:

It is! It is!  
This is eternity: eternity is now!

*Delmore Schwartz*

LITTLE APOKALYPSE

Hölderlin: 1770–1843

Abrupt tempter; close enough to survive  
The sun's primitive renewing fury;  
Scorched vistas where crawl the injured and brave:  
This man stands sealed against their injury:

Hermetic radiance of great suns kept in:  
Man's common nature suddenly too rare:  
See, for the brilliant coldness of his skin,  
The god cast, perfected, among fire.

*Geoffrey Hill*

HÖLDERLIN

Jetzt wie zuvor hörst du die namenlosen Stimmen nicht,  
Hell inmitten des Jubels,  
Singend denen, die hoffen und wählen,  
Klar wie die Vögel im dichten Sommerlaub:

Es ist! Es ist!  
Wir sind! Wir sind!

Klar, als wären sie wir und doch nicht wir,  
Verborgен wie die Zukunft, fern wie die Sterne,  
Nichts als Fülle der Musik,  
Singend hinab von den blauen Gipfeln, wo Erfolg  
Mühe und Sehnsucht bedeutungslos sind,  
Übertroffen schließlich in der Freude der Freude,  
Verzückt singend das letzte Gelübde des Blaus:

Es ist! Es ist!  
Dies ist die Ewigkeit: Ewigkeit ist jetzt!

KLEINE APOKALYPSE

Hölderlin: 1770–1843

Jäher Versucher; nah genug, zu überleben  
Der Sonne urhaft sich neuernden Zorn;  
Versengte Aussichten, wo die Verwundeten und Mutigen kriechen:  
Gefeit gegen ihre Wunden steht dieser Mann:

Hermetisches Strahlen großer Sonnen verhalten:  
Zu selten plötzlich des Menschen allgemeine Natur:  
Sieh, wegen der leuchtenden Kälte seiner Haut  
Geworfen der Gott, vollendet, ins Feuer.

MITGETEILT VON  
LUDWIG VON PIGENOT

Die aus dem Nachlaß Norbert von Hellingraths stammenden, auf sein Hölderlin-Werk sich unmittelbar beziehenden Briefe greifen – auch da, wo die Erwiderungen fehlen – so ineinander, daß ihr sachliches Verständnis keines besonderen Kommentars bedarf. Wichtig allein erscheint der zeitgeschichtliche Grund und der Geist, in dem diese Briefe wurzeln. Die Erstveröffentlichung der Pindar-Übersetzungen im Verlag der 'Blätter für die Kunst' (im Februar 1910 eine Auswahl der Hymnen; im Herbst 1910 die Gesamtausgabe) fordert die Frage: welche Bedeutung hatte Stefan George für den zwanzigjährigen Hellingrath? Wurde ihm von seiten des Kreises ein besonderer Auftrag erteilt? Hat erst das Erlebnis „George“ das Erlebnis „Hölderlin“ angeregt?

Hellingrath feierte als Neuzehnjähriger in einer handschriftlich noch erhaltenen, sehr gründlichen Arbeit 'Über Verlaine-Übertragungen von Stefan George' (Seminarvortrag im Sommer 1907) diesen als Übersetzer. Zum Dichter George, von dem er damals nur den 'Teppich des Lebens' genau kannte, hatte er noch kein entschiedenes Verhältnis. Er rechnet ihn zu den Neuromantikern und Symbolisten. Schon im Sommer 1907 (zur Zeit des Seminarvortrags) gibt er seiner seelischen Haltung zum Dichter George in einem vierstrophigen Gedicht Ausdruck:

STEFAN GEORGE

*Wer knieen kann in deinem blassen Land  
Mit seinen leisen Farben matten Tönen,  
Wer dieser weichen, schlanken, schwanken, schönen  
Und ganz verträumten Formen Siegel fand*

*Der kniee betend mit gerungenen Händen  
Vor dir, der du dem Gott von einstmals gleich  
Und seinem Gral und seinem Himmelreich  
Nur dem der kniet kannst deine Gnade spenden.*

*Denn wie zum Gral muß der berufen sein  
Ihn darf nicht locken fremdes Geigenspiel  
Kein Gott, kein Weib, kein Tod, kein Licht, kein Ziel.  
Er muß dir ganz sein ganzes Leben weihn.*

*Wer das nicht kann soll nur von ferne sehn  
Wie wenn durch Luft und Dunst die Sonne bricht  
Die fremde Welt in einem fremden Licht  
Und sie bewundern und vorübergehn.*

10. VII. 1907

Erst gegen Ende des Folgejahrs 1908 greift der jetzt Zwanzigjährige zum 'Siebenten Ring' (Tagebuch: 27. 12. „George Zeitgedichte“; 30. 12. „George Gezeiten“). Die Wirkung dieser Gedichte war ungeheuer. Nach späterer Andeutung war es die Sylvesternacht 1908/09, in der er – bis tief in den Morgen des neuen Jahres hinein wachend – von der Gewalt und Nüchternheit des Georgeschen Wortes getroffen seine eigenen geliebten Jugendgedichte dem Feuer preisgeben wollte.

*Mich Stückwerk will ich nun in Stücke schlagen  
ich Flamme mich zu grauer Asche kehren  
ich Sturm die Asche in die Winde streun.*

Und in unmittelbarer Folge („1909 Jänner“) entstand das kurze Gedicht 'George II', das das vom Juli 1907 widerrief:

*Nun brach die Sonne göttlich-brausend durch  
und überstürzend fällt ihr glanz herab  
und ihre fluten überfluten mich  
und branden schäumend und sie sind die welt.  
Nun darf ich knieen in dem vollen licht  
nun darf ich knieen: wie die fluten strömen.*

In den Folgemonaten steht nach dem peinlichen Ausweis des Tagebuchs der Dichter George durchaus im Mittelpunkt von Hellingraths Fühlen und Denken: 29. 2. 09 „Gezeiten, Maximin“, 9. 3. „In der Arche: ich über George“, 25. 3. „George Die Fibel“, 28. 3. „George: Vorrede und Maximin laut“, 5. 4. „Stefan George: Goethes letzte Nacht in Italien“ ...

Erst um die Mitte des Jahres („Juli 1909“) glaubt Hellingrath das volle Gleichgewicht wieder gefunden zu haben. Es kam zu dem 'George III' genannten Sechseiler, der die 'George Trilogie' vollenden soll.

*Aber so sagte mein harter Dämon: ich solle  
nirgend liegen bleiben auf dem wege  
denn zum wandern sei der helle weg da  
und zum wandern morgenfrische füße  
und zu träumen sei es zeit am abend  
und der abend komme früh genug.*



Wie ist diese Wandlung, dieses Sich-Bekennen zum eigenen „harten Dämon“ zu begreifen? Das Tagebuch scheint darüber einiges auszusagen: Die Beschäftigung mit Georges 'Siebentem Ring' wird nämlich immer wieder unterbrochen durch eine solche mit Hölderlin (15. 3. 09 „Hölderlin Fragmente – Empedokles auf dem Ätna“; 16. 3. 09 „Hölderlin Tod des Empedokles“; 2. 4. 09 „Hölderlin laut“ ..). Schon vorher (1908) war Hellingrath durch von der Leyen zu näherer Beschäftigung mit Hölderlins Sophokles-Übersetzungen gedrängt worden. Es kam (am 13. 7. 09) im Seminar zu einem Referat über den 'Ödipus tyrannos'. – Im Herbst 1909 war Hellingrath erstmals die Donau abwärts nach Schloß Lichtenau (im österreichischen „Waldviertel“ nördlich Krems) gereist, wohin ihn die Eltern seiner späteren Braut (zusammen mit seinem Vetter Christian von Liechtenstern) eingeladen hatten. Auch dorthin hat ihn Hölderlin begleitet. (7. 9. 09 „Hölderlin Grund zum Empedokles. „mit H. in der Heide gelegen“). Aus Lichtenau schreibt er seiner Tante Elsa Bruckmann – auf einen Spaziergang mit ihr, Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder beziehend:

„Sehr interessierte mich was Du über Hofmannsthal – Schröder – George schreibst. Du weißt nämlich noch nicht von der ‚großen Wendung meiner politik‘, die in den letzten Julitagen zum Ausdruck kam in ein paar Versen, die meine George-Gedichte zur Trilogie ergänzen: (Aber so sagte mein harter Dämon...‘) Du siehst also: ich bin nicht eigentlich mehr Partei. Dennoch freue ich mich über ‚Goethes letzte Nacht in Italien‘. George darf nicht zurück, so wenig wie's die katholische Kirche darf: er muß den Bogen spannen, mag er brechen: So gibt's, poetisch gesprochen, doch einen großen Krach. George darf jetzt alles, darf seine Tat zu wahnsinniger Größe steigern: es gilt für ihn nur noch, *da* er einmal gescheitert ist, den getanen Schritt nicht zurücknehmen wollen und die Folgen tragen, nicht in irgend einer jämmerlichkeit enden. Denn: Hofmannsthal ist ein viel besserer Dichter als er, auf seinem Gebiet ihm gleich und Meister auf einem Dutzend anderer. (So waren Schiller Brentano Eichendorff oder so wer bessere Dichter als Hölderlin; Hartmann oder Simmel oder Gott weiß wer bessere Philosophen als Nietzsche): aber aus George spricht der Gott, das pythische Orakel der Menschheit. Dessen Werkzeug wird gern zerbrochen, aber es sollte, schon dem Gott zu Ehren, nicht klein und jämmerlich enden.“

Aus Österreich, wo er noch für sechs Tage Wien besuchte, nach München zurückgekehrt, ist Hellingrath für die nächsten Wochen in das Studium Hölderlins vertieft, um Ende Oktober für einige Tage nach Stuttgart zu reisen. Sinn dieser Reise war vor allem, in den Hölderlin-Papieren der Landesbibliothek nach der Handschrift von Hölderlins Pindar-Übertragungen

zu suchen. Daß solche existieren, hatte er einer Notiz aus dem Buch von Carl C. T. Litzmann entnommen ('Friedrich Hölderlins Leben', Seite 613, Fußnote).

Kaum nach München zurückgekehrt, zieht Hellingrath Wolfskehl, den er schon („8. 2. 1908“) im Hause Bruckmann kennengelernt hatte und an dessen Donnerstag-jours er in der Folge gelegentlich teilnahm, ins Vertrauen. Die Kunde, daß der junge Freund in der Stuttgarter Bibliothek Pindar-Fragmente und unbekanntes Hymnen der Spätzeit Hölderlins gefunden hatte, muß begreiflicherweise Wolfskehls lebhaften Geist in Aufregung gesetzt haben, und Wolfskehl war es auch ohne Zweifel, der den damals in München weilenden Stefan George dafür gewann, dem begabten jungen Studenten in den 'Blättern' Raum für ausgewählte Stücke aus Hölderlins Pindar-Übersetzung zu gewähren. Im Hause Wolfskehls traf Hellingrath wiederholt mit George zusammen (Tgb. 26. 11. 09 „bei Wolfskehl Stefan George. Hölderlins Pindar“; 30. 11. 09 „bei Wolfskehl George“). Die weitere Entwicklung ist aus dem Briefwechsel Hellingraths mit Gundolf leicht zu verstehen. In der Neunten Folge der 'Blätter' (Februar 1910) erschienen auf 25 Seiten (8–33) zwei Olympische (XI und XIV) und fünf Pythische Oden (III, VIII, X, XI, XII) mit einem kurzen Vorwort Hellingraths. Noch im Herbst des gleichen Jahres folgte als Buchausgabe das ganze Übersetzungswerk der Oden, dem die zwei – späteren Jahren zugehörigen – Pindar-Fragmente 'Die Asyle' und 'Das Belebende' beigegeben waren. Den Charakter der 'Blätter für die Kunst' sucht auch noch die im Juni 1910 eingereichte Dissertation 'Hölderlins Pindarübertragungen' zu halten (alle Hölderlin-Zitate wie der Text selbst, sind hier in Kleinbuchstaben wiedergegeben). Daß dies im Kreis um George als offenes Zugeständnis empfunden wurde, dafür ist der große Dankbrief Gundolfs für die ihm übersandte Dissertation (Sommer 1911) Zeugnis.

Die genannten drei Schriften sind nur das Vorspiel des viel bedeutsameren Unterfangens: das im Beginn des Jahres 1912 anhebende Wagnis einer 'historisch-kritischen Ausgabe von Hölderlins Sämtlichen Werken'. Das ungeheure, lange vergebliche Ringen Hellingraths um das Gelingen dieses wahrhaft großen, die Zeit prägenden Unternehmens versuchte ich in der zweiten Auflage des Buches 'Hölderlin-Vermächtnis' (München: Bruckmann 1944) im Kapitel 'Hellingraths Weg zu Hölderlin' auf Grund vieler bis dahin unbekannter Dokumente zu schildern. Es muß auf dieses Buch hingewiesen werden, weil es dem hier Gesagten – in den großen Rahmen der Biographie Hellingraths eingeordnet – erst den lebendigen Atem gibt. Vor allem die dort zum Teil veröffentlichten frühen Briefe an von der Leyen sind Zeugnis für dieses Ringen des jungen Gelehrten, der zu wissen

glaubt, daß nur religiöse Haltung dem Werk des Dichters gerecht werden kann.

Tiefes religiöses Erleben Hölderlins liegt ohne Zweifel auch bei *Wilhelm Michel* (1877–1942) vor, der im Herbst 1911, als Hellingrath – der Verzweiflung nahe – noch als Lehrer an der École Normale in Paris weilte, ihm einen denkwürdigen Brief schreibt. Der Brief dankt dem um ein volles Jahrzehnt Jüngeren, persönlich noch Unbekannten, für die bei der Lektüre von dessen Dissertation empfangenen Anregungen und bittet um eine Besprechung seines kurz vor dem Erscheinen stehenden Buches 'Friedrich Hölderlin' (München: Piper 1911). Dieses Buch kann er Hellingrath zunächst nur in Druckfahnen schicken. Es ist ein Luxusdruck von 75 Seiten, der drei Essays, 'Hölderlin und die Sprache', 'Hölderlin und die Götter' und 'Hölderlin und die Kultur', zur Einheit zusammenfaßt. Um den Charakter des Buches wenigstens anzudeuten, sei hier nur eine charakteristische Stelle aus 'Hölderlin und die Sprache' zitiert (S. 20 und 22):

*„Der Sprachgeist schlägt in Hölderlin seine Wohnung auf und führt fortan in ihm kraft eigenen Rechtes sein gewaltiges Leben. Hölderlins Dichtung wird von Stund an magisch. Sein Wort nimmt beschwörerische Gesten an. Auch wo er nur von höchst persönlichem Leide zu singen scheint, ist sein Wort Prophetie und Gesetzgebung. Denn dadurch, daß alles Säkulare in ihm hinter der Empfindung des Weltwiderspruches zurücktritt, wird er selbst zur ‚Welt‘. Seine Sache ist fortan nie mehr bloß seine Sache, sondern zugleich die Sache des Universums. Er ist nicht nur Kämpfer, sondern auch zugleich Vorkämpfer . . . Hölderlins Dichtungen werden in dieser Zeit reiner Tanz, kultischer Tanz des Sprachkörpers vor dem Götterbilde des Widerspruches.“*

Hellingrath hat solche ans Genialische grenzende Formulierungen des Älteren mit Vorsicht anerkannt, ja, er war bereit, mit ihm gemeinsam das Werk der Hölderlin-Ausgabe zu wagen, zumal dieser ihm in allem freie Hand, ja Befehlsgewalt zuzugestehen schien. Gleich nach seiner Ankunft in München – während der Herbstferien der École Normale – ging er, am 10. Oktober, mit seinem Partner zum Verleger Müller, mit dem Michel schon Verbindung aufgenommen hatte, um alles Wichtige zu besprechen. In rascher Folge kam es zu einem Vertrag über eine historisch-kritische Ausgabe. Doch mochte sich Hellingrath schon bei dieser ersten Begegnung mit Michel darüber klar geworden sein, daß dieser bei aller geistigen Fassungskraft auch dem Sublimsten gegenüber doch nicht der ihm notwendige Helfer bei seiner Ausgabe sein könne. Denn hier kam es weniger auf Geistesblitze an als auf hingebende Arbeit auch im Kleinsten, auf Arbeit

an der Entzifferung und peinlichem Festhalten der handschriftlichen Texte. Die Zeit drängte, da mittlerweile auch der Insel-Verlag eine kritische Hölderlin-Ausgabe angekündigt hatte. In seiner Not wandte sich Hellingrath wieder an von der Leyen, der ihm einen Studenten suchen sollte, der „arbeitsam“ und zur sofortigen Mitarbeit bereit wäre. Es ist Michel hoch anzurechnen, daß er den Sachverhalt rasch begriff und ohne alles Ressentiment als Mitarbeiter an der Ausgabe ausschied. Wenn er auch mit seinen Versuchen, Hellingrath zu einem Zeitungskampf über die geheimsten Probleme der Deutung von Hölderlins Spätzeit (wie die Frage des „abendländischen Zeus“) zu reizen, keinen Erfolg hatte, hielt er doch dessen Ausgabe bis ans Lebensende rückhaltlos die Treue. In seinem überreichen Schaffen blieb Hölderlin bis zuletzt die Mitte. Seine während des zweiten Weltkriegs erschienene Hölderlinbiographie ('Das Leben Friedrich Hölderlins', Bremen: Schönemann 1940) bleibt in ihrer wirklichen Hingabe an den Dichter von allem bloß Essayistischen fern. Daß sich seine geistige Schärfe bis in sein Alter erhalten hat, bezeugt der wirklich erstaunliche Aufsatz 'Kampf mit der Gottheit' (Neue Rundschau, August 1941), darin er dem als „blasphemisch“ in Verruf gesetzten Satz „Himmlische Gottheit . . .“ (Bd. VI S. 29) eine Deutung von erstaunlicher Tiefe gibt. Wilhelm Michels Name wird mit der echten Hölderlin-Forschung für immer verbunden bleiben.

Die Beziehung Hellingraths zu *Friedrich Seebaß*, der nach Michels Ausscheiden sein einziger Mitarbeiter wurde, war nach dem Zeugnis der Briefe eine sehr glückliche. Noch im Frühjahr 1912 kann Hellingrath in lustig derber Art, die alle seine Familienbriefe charakterisiert, der Mutter mitteilen: „Den Michel hab ich glücklich zum Tempel draußen, dafür den ‚jungen‘ Seebaß herein, der arbeitet. Es ist doch gut, wenn Einer im Ge-  
spann auch zieht.“ Schon 1913 können zwei Bände der auf sechs Bände angelegten Ausgabe erscheinen: von Hellingrath bearbeitet den Übersetzungsband V, der neben den Sophokles-Übersetzungen die Pindar-Hymnen enthält, und von Seebaß Band I mit den Jugendgedichten. Beiden Bänden sind die diesen Jahren zufallenden Briefe angegliedert. Hellingraths Wunsch war es, durch solche Zuordnung den Zeitschicht-Charakter seiner Ausgabe zu betonen. Ohne Briefe ist allein der Hymnenband IV, der erst einige Monate nach Hellingraths Tod erscheinen konnte. Erlebt hat Hellingrath nur noch das Erscheinen des Sonderbandes der Hymnen im Sommer 1914 in 100 Exemplaren, die er an alle Freunde mit besonderer Widmung verschenkte; Dankesbriefe der Empfänger sind in großer Zahl noch erhalten. Die Widmung an Seebaß lautet: „Friedrich Seebaß dem werkgenossen mit herzlichem dank N. v. H.“

Die Mehrzahl der auf die Frühzeit von Hellingraths Hölderlinforschung bezüglichen Briefe verdanken wir seiner Braut, Freifrau Imma von Bodmershof/Ehrenfels, die sich die Sicherung des Nachlasses ihres am 14. Dezember 1916 bei Verdun gefallenen Verlobten zu einer Lebensaufgabe gemacht hat. Dieser reiche Nachlaß, dem auch die hier veröffentlichten Briefe zugehören, befindet sich seit Juli 1964 im Kloster Bebenhausen bei Tübingen (Hellingrath-Archiv). – Als verloren haben sämtliche Briefe Hellingraths an Wilhelm Michel zu gelten, da sie während des zweiten Weltkriegs, am Tage, da sie der Hellingrathschen Familie gesandt werden sollten, in Darmstadt verbrannt sind. Die Briefe Hellingraths an Gundolf befinden sich vermutlich im Londoner Gundolf-Archiv. Die an Seebaß gerichteten Briefe wurden (bis auf zwei schon bekannte) dankenswerter Weise von der Witwe des am 5. März 1963 Verstorbenen dem Archiv zur Verfügung gestellt.

## I

### 1. Norbert von Hellingrath an Friedrich Gundolf (Briefentwurf).

Wolfskehl sagt ich solle da er nicht in München ist die Pindarabschriften an Sie sehr geehrter Herr Doctor senden. dabei möchte ich ein paar worte über den text mitgeben · denn so etwas ist besser geschrieben als gesagt:

Die orthographie Hölderlins habe ich gewahrt · offenbare schreibfehler verbessert · die inconsequenzen aber stehen gelassen | Gabe – Gaabe Kilikisch-Cilizisch . . . [?] | · zwischen ss und sz unterscheidet er nur manchmal ich liesz daher den unterschied ganz fallen · ff und f wechseln auch · das liesz ich stehen: in den stücken die ich schon in München hergab und die nicht durchgesehen sind ist die Sache noch etwas bunter. Gefährlicher ist das dass man ‚den‘ ‚der‘ ‚des‘ | und selbst auch ‚die‘ | oft nicht voneinander unterscheiden kann eben so die entsprechenden nominalendungen · trotzdem | oder deshalb | getraute ich mich nicht Pyth. 1. 1.9 ‚Den unaufhörlichen Feuers‘ stehen zu lassen obwol mirs im klang lieber wäre. Wo mir ergänzungen sicher und nötig erschienen setzte ich sie in (klammern) ein · | Pyth. 2 str. 9 habe ich fälschlich Verhält(niss) ergänzt · es ist Verhält stehen zu lassen | · fraglich ist mirs auch ob ich Pyth. 1. 3.10 nicht die starke declination des adjectivs beibehalten sollte da sie nicht oft vorkommt und also das ohnehin schwere erfassen der satzconstruction uns nicht weiter erschwert. Schwierig ist die räumliche anordnung der verse · ich habe – hauptsächlich weil sie am unbequemsten nachträglich einzu-

führen wäre – eine form gewählt die Hölderlin nur stellenweise anwendet: nämlich wie in den Pindarausgaben die kurze zeilen mit majuskel beginnen | deren irgend eine Hölderlin benützte | . Jede zeile mit majuskel zu beginnen hätte den nachteil etwa ‚. . .mu- / Thiger‘ . . schreiben zu müssen · consequent wäre es auch – analog diesen Pindarausgaben – nur da mit minuskel einzurücken wo Hölderlin mitten im Wort die verszeile abbricht – so wie ich schrieb ist etwas unruhig und die correspondenz der strophen unkenntlich gemacht.

Der sinn ist manchmal erstaunlich gut erfasst · so dass man geneigt sein kann stellen die im deutschen nur bei gutem willen und nur aus dem griechischen verständlich sind für absichtlich so dunkel zu halten · jedenfalls ist – auch von geradezu missverstandnem abgesehen – Hölderlin noch dunkler als Pindar wie er ja auch dunkler ist als Sophokles. So scheint Pyth. 1. 5 v. 9/10 der ganze zusammenhang begriffen | wegen des richtigen ‚sie‘ v. 10 | man wird aber nicht wol ohne griechischen text erkennen daß ‚der Pythiade‘ genit. sing. femin. und attribut zu ‚Lauf‘ sein soll · selten ist es dass – wie Pyth. 1. 1 v. 6/7 – der sinn des griechischen satzes verfehlt aber im deutschen etwas anders sinnvolles gesetzt ist. *Ἐναρκησ* als in seiner ausgabe immer am grossgeschriebnen versanfang stehend hat er nicht als eigennamen erkannt | Pyth 8 3 v. 11 |

Die interpunction habe ich nach Hölderlins gebrauch ergänzt wo sie sicher nur aus versehen fehlte · an einigen stellen suchte ich durch bleistiftzeichen – wie gewünscht – den zusammenhang übersichtlicher zu machen · viel wird man aber da durch interpunction nicht erreichen können weil für die uns schwer fassbaren und ungewohnten verschränkungen gerade kein lesezeichen existirt · ein paar schwer kenntliche genitive von eigennamen auf -s habe ich mit bleistift bezeichnet.

Das was noch an vollständigen oden aussteht (eigentl. nur Pyth 10 und auf ein haar Ol. VIII) wird bald nach folgen. Soll ich dann die fragmentarischen anfangen?

München 41. Ganz gehorsamst  
9. dec. 9 Hellingrath

### 2. Friedrich Gundolf (Bingen) an Norbert von Hellingrath (München).

Sehr geehrter Herr v. Hellingrath

Ich danke Ihnen für Ihre sorgfältigen Abschriften die für die in Aussicht genomene Veröffentlichung in den Bl. vollkommen ausreichen. Einzel-

heiten sind leicht in der Korrektur zu verbessern. Für die vorläufige Veröffentlichung in den Bl. ist allerdings schon des Raumes halber eine Auswahl geboten. Deshalb genügt vorderhand Einsendung der von Ihnen in Aussicht gestellten X und VIII. Bitte also diese noch zu senden. Die Übersetzungen scheinen allerdings nicht gleichwertig so daß z. B. P II gerade das Beste: das Tönende vermissen läßt. Glauben Sie, daß Sie aus einer kursorischen Durchnahme der Handschrift hinsichtlich der Fragmente Ihr eigenes Urteil darüber feststellen können? Hatten Sie z. B. bei P II ein ähnliches Gefühl?

In freundlicher Gesinnung  
F. Gundolf  
Darmstadt. Grüner Weg 37

12. Dez. 1909

[Poststempel: Bingen]

3. *Norbert von Hellingrath an Friedrich Gundolf (Briefentwurf).*

Sehr geehrter Herr Doctor.

bestens dankend für Ihren brief sende ich nun die zwei Oden die noch gewünscht wurden.

Zu meinen abweichungen von der hs wäre noch nachzutragen daß ich glaubte Hölderlins beede immer durch beide ersetzen zu sollen.

Was nun das noch übrige fragmentarische betrifft (seinem umfang nach etwa halb so viel als was bisher in Ihren händen ist) / so ist das lesen der hs so schwer daß es dann schon aufs abschreiben nicht mehr ankommt / ferner werde ich für meine arbeit mirs doch wol abschreiben müssen. Des weiteren bin ich in der bibliothek / stumm und in allem ihrem geräusch / noch weniger als sonst fähig mich auf meinen eindruck zu verlassen. Dort fehlt mir auch aller maßstab • neben dem gräszlichen Tycho Momsen (den angenehmeren Thiersch habe ich zur zeit nicht) ist Hölderlin immer so sehr erlösung daß *in* ihm alle unterschiede verschwimmen • Hölderlin selbst haben Sie / so dass mir auch kein vergleich gegeben ist (die zweite P. von der Sie sprechen hatte ich nie vollständig in der hand) • dabei schien mir auch innerhalb der einzelnen oden Hölderlins kraft zu schwanken • das so ganz von Hölderlin verschiedene des griechischen textes verwirrt mit und die nicht einmal immer leichte erwägung in wie fern er dessen *sinn* ver-

standen hatte. Ich muss mich also unfähig erklären ein irgend vernünftiges urteil auszusprechen. Damit will ich natürlich weder Stefan George noch Ihnen zumuten sich durch den rest der oden durchzuarbeiten. Jedenfalls aber werde ich sie abschreiben und die abschriften stehen Ihnen zur verfügung • wie ich umgekehrt bitten muss von den oden die nicht zum abdruck bestimmt werden meine abschrift späterhin zurückzuerhalten.

Gleichzeitig lege ich abzüge eines so viel ich sah unveröffentlichten knabenbil[d]nisses Hölderlins von 1786 bei • ich hatte nicht die zeit sie selbst zu machen und bin daher unschuldig für die wiedergabe der leicht colorirten zeichnung • deren züge wol trotzdem etwas liebes behielten.

Ganz gehorsamst  
Hellingrath

16. dec 1909

München – Maria Einsiedel

4. *Friedrich Gundolf (Bingen) an Norbert von Hellingrath (München).*

Sehr geehrter Herr von Hellingrath:

Haben sie dank für die freundliche übersendung der weiteren abschriften und des anmutigen bildchens.

Vorläufig genügen die abschriften vollkommen, nur bitte ich noch für die bei mir befindlichen stücke um vollständige angabe der überschriften.

Ich verbleibe in freundlicher gesinnung

Ihr  
Friedrich Gundolf.

[Poststempel: Bingen] 19. dezember 1909.

5. *Karl Wolfskehl (Darmstadt) an Norbert von Hellingrath (München).*

Darmstadt 30. 12. [09]

Lieber Herr von Hellingrath:

Ich kann Ihnen heute, immer noch sub sigillorum sigillo sagen daß die aufgenommenen Pindar-Oden etwa 25 Seiten füllen werden. Die von

Ihnen weiter abgeschrieben Stücke zu senden ist nicht nötig. Ich habe viel Arbeit, vieles bereitet sich vor und ich freu mich mehr als ich sagen kann über die Constellation der Zeit – trotz dem Untergang dreuenden Cometen der uns näher und näher rückt, wie mich Sterngucker versichern. Mag er, wir *müssen!*

Ich komme Ende nächster Woche nach München, hoffe Sie dann bald und sehr oft zu sehn.

Inzwischen alle guten Wünsche zur Jahreswende.

Auch von meiner Frau. Auch und ergebenst an Ihre Frau Mutter!

Herzlich Ihr  
KWolfskehl.

Wie schön daß die Handschrift bis Mitte Februar in Ihrer Obhut bleibt! Mag dann Schweigen und Sorge [?] und Achtsamkeit ihre Früchte tragen. Bitte stellen Sie doch bis ich komm die Einzelstücke, ... [?] komponiert noch einmal zusammen, daß man sieht wie sich alles zu einem Ganzen – für die *Sonder*-Ausgabe, zusammen schlösse. Abermals adieu und alles Gute! K. W.

6. *Friedrich Gundolf (München?) an Norbert von Hellingrath (München).*

Lieber Herr von Hellingrath:

Sie erhalten hier Ihre korrektur nebst manuskript mit der bitte sie sobald als möglich erledigt ins Haus Wolfskehl zurückzubringen (spätestens übermorgen, gegen 5). Ihr name ist auf dem vorblatt vermerkt, das ebenso wie das letzte Ihnen nicht zugesandt werden kann da es mit andrem satz auf der rückseite behaftet ist und Sie's, da es nur ein paar zeilen sind, hier im haus durchsehen können.

Mit freundlichem gedenken  
Ihr Friedrich Gundolf.

12. Januar 1910.

7. *Friedrich Gundolf (Darmstadt) an Norbert von Hellingrath (München).*

Darmst[a]dt, Grünerweg 37 4/X. 1910

Lieber Freund:

Mit bestem Dank bestätige ich Ihnen den Empfang der Pindar-vorrede, die nach Form und Inhalt völlig zweckentsprechend ist.

Die Setzung oder Weglassung der Widmung an den v. d. L. hängt davon ab, ob ihm bereits in irgend welcher Art Mitteilung gemacht wurde.

Ich freue mich sehr darauf das lang ersehnte Werk endlich Buch werden zu sehen und wünsche Ihnen und uns Glück dazu.

Mit herzlichen Erinnerungen  
bin ich Ihr  
Friedrich Gundolf

8. *Friedrich Gundolf (Darmstadt) an Norbert von Hellingrath (Paris).*

Darmstadt, 26. XII. 1910  
Grünerweg 37

Lieber Freund:

Der Zweifel ob Sie um die Weihnachtszeit zu Hause seien oder in Paris hat das Packet verspätet worin die Ihnen gebührenden Exemplare des Hoelderlin und des Jahrhunderts sich befinden. Entschuldigen Sie diese Versäumnis (die übrigens nicht mich trifft, da ich diesmal mich um Druck, Versand usw., fern von Berlin, nicht kümmern konnte) und lassen Sie sich meine Freude und meinen Glückwunsch aussprechen zur Herausgabe dieses rührenden und großen Nachlasses.

Wegen des Klopstockgedichtes weiß ich keinen Bescheid, Sie werden ihn wohl von Wolfskehl bekommen. Doch scheint mir daraus daß das Gedicht durch Zeichen von den übrigen getrennt ist hervorzugehen, daß es einen abseitigen, sei es zweifelhaften, sei es problematischen Ursprung hat. Es ist aber ein ebenso schönes, als klopstockhaftes Gedicht und das begründet seine Aufnahme. Wollen Sie mir bitte mitteilen, ob und wie lange Sie in München sind.

Mit den herzlichsten Wünschen  
für das neue Jahr bin ich Ihr ergebener  
Friedrich Gundolf

9. Friedrich Gundolf (Heidelberg?) an Norbert von Hellingrath (Paris).

[wohl im Sommer 1911]

Lieber Freund:

Ihre Hölderlinarbeit habe ich trotz der dispensation gleich gelesen und es nicht bereut: für eine tendenz die mich selber eben füllt und eine verfahrensart des geistes, die ich, als fruchtbar und wünschbar, meinen hörern zu vermitteln strebe, ist Ihre Schrift ein reines und gutes paradigma: im grammatisch konkreten, in den satzgefügen, im greifbarst philologisch sachlichen selber den geistigen impuls, die lebenskraft, das werk- und wesenkonstituierende eines Menschen, einer dichtkunst, einer geistigen gesamt epoche zu packen: symbolisch die organisierende kraft eines umfassenden Ganzen selbst in den kleinsten auswirkungen dieser kraft noch wahrzunehmen: jene unselige trennung zwischen aesthetischer und philologischer, zwischen sinnlicher und geistiger betrachtung aufzuheben, zwischen kern und schale, stoff und gehalt, form und wesen eines gebildes. . . Daß Sie das gerade bei Hölderlin zum erstenmal energisch angefaßt haben, ist mir für meine gegenwärtige arbeit, für mein Colleg unschätzbar. . . meine letzte vorlesung hat für Goethes Lyrik in den grundzügen eine symbolische grammatik zu geben versucht. . . Ausscheidung der zufälligkeiten, der bloßen sachen aus dem bereich der geistesgeschichte: das gilt es auch hier. . . Die Philologen sollen sich nicht mehr mit der bloßen zusammenstellung und deskription von isolirten grammatikalien und realien begnügen dürfen, die aesthetiker nimmer mit einer abtastung der formen, die philosophen nimmer mit einer ausdeutung des ideengehalts einer dichtung; alle drei mit gegenseitigen kompetenzkonflikten. . . Vielmehr wissen wir, und Sie haben es gut bewährt, daß das Konkrete das symbol des geistigen, der buchstabe leib des geistes ist, und man braucht nicht mehr zu stöhnen über „philologischen kleinkram“, und den Bequemen, Aestheten, und Phantasten keine fliegenden willkürlichen Konstruktionen und Gewölke und Rhapsodien mehr zu gestatten. Wo Leben ist, das [elbst] waltet es vernehmlich im Kleinsten wie im Größten, gliederbar deutlich, wenn auch nicht zer-gliederbar löslich. „Lebensgefühl“ ist keine anregende, viel verhüllende oder ersparende phrase, sondern etwas das sich in jedem lebendigen satz ergreifen, d. h. schauen, zeigen, deuten läßt. Das auge, der wissende leib, der sinnliche gedanke, soll bei uns an stelle des „gemüts“ treten, und wissenschaft wird wieder nicht nur die hirne, sondern die menschen belehren. Philologie wird man wieder übersetzen dürfen mit „Liebe zum

geistigen (wirk-lichen, gewirkten) Wort, zum Logos, nachdem es generationenlang hieß: „beschäftigung mit wörtern.“

So ist mir Ihre arbeit wertvoll als symptom, und das kann sie nur, weil sie eine leistung.

Soll ich Ihnen noch sagen was mich im einzelnen an Ihren sätzen gefreut, gefördert, ja gehoben hat: seine 43–50. . . das ist gefüllt mit sachlichem wissen, substantiell, dicht und doch so leicht und schön und gelöst gesagt, wie nur durchgeglühte, ehrfürchtige, geflügelte erlebnisse uns erlauben, schwer erarbeitetes, faktisches, gesammeltes auszudrücken. . . da ist Hölderlins Tragödie wirklich in seinen trümmern vernommen und nachgedeutet.

Haben Sie Dank für Ihre Sendung, und lassen Sie mich auch fürderhin an Ihrem Hölderlinwerk teilnehmen. Wer dies verschüttete und verkrustete Götterbild wieder ganz ins Licht, in unser nährendes und reinigendes licht heben hilft, den rechne ich zu meinen persönlichen woltätern.

Herzliche Grüße von  
Ihrem Friedrich Gundolf.

NB. Ihre Interpunktion ist manchmal doch pindarischer und sparsamer als der gang und bau Ihrer gedanken. .

10. Friedrich Gundolf und Karl Wolfskehl (Darmstadt) an Norbert von Hellingrath (München).

[Feldpostkarte, Poststempel: Darmstadt 23. 12. 14.]

[nachträgliche Zufügung:] (spricht Gundolf)

Lieber Norbert: Bitte schicken Sie doch ein hier fehlendes und sehr gewünschtes Exemplar Ihres Hölderlinhymnenbandes an mich [weiter Handschrift Wolfskehls:] hierher, d. M. misst seinen Band und bräuchte ihn. Schicks doch in den Grünen Weg 37 hierher!

Gutes Fest – und kommst Du in die Nähe?

Herzlich Dein Karl

[seitlich:] Alles Herzliche, von Ihrem Gundolf.

11. *Friedrich Gundolf (Darmstadt) an Norbert von Hellingrath (München).*

Darmstadt, Grünerweg 37  
23. Januar 1915

Lieber Norbert:

Beifolgendes Goethebuch sendet Ihnen Stefan George mit seinem freundlichen Gedenken.

Ich freue mich daß ein kleiner faux pas Ihnen noch etliche friedliche Tage verschafft hat, und wünsche Ihnen Genesung ohne Gefahr.

Meine treuen Wünsche begleiten Sie, Lieber, wohin auch immer – Wünsche für Ihr Wohl und Ihr wichtiges Friedenswerk wie für ihr Tun im Krieg.

In Freundschaft Ihr  
Friedrich Gundolf

## II

1. *Wilhelm Michel (München) an Norbert von Hellingrath (Paris).*

München, 18. 9. 11.

Sehr geehrter Herr,

In diesen Tagen erscheint bei Piper in München ein kleines Büchlein von mir „Fr. Hölderlin“. Die Lektüre Ihrer Prolegomena zu der Pindarübertragung gibt mir den herzlichen Wunsch ein, es möchte mein Versuch von Ihnen als dem Einzigen echten und zulänglichen Freunde des Dichters gelesen werden. Sobald Sie mir Ihre Adresse mitteilen, werde ich Ihnen ein Exemplar schicken lassen.

Aber der Ausdruck dieses Wunsches, indem Sie gütigst meine große Freude über Ihre Leistung erkennen wollen, ist nicht der nächste Zweck dieser Zeilen.

In meinem erwähnten Büchlein habe ich nur von dem Elementaren Hölderlins sprechen können, um mich von dem Drucke der Schuld unseres Jahrhunderts gegenüber dem Dichter einigermaßen zu entlasten.

Nun aber gehen mir immer mehr die unvergleichlichen Probleme auf, die noch zu lösen sind und die heute nicht einmal in ihrer Fragestellung verstanden werden. Ich meine Hölderlins Gedanken über das Verhältnis Griechischer Kunst und Welt zum Abendlande, wie sie in den letzten Briefen an Böhlendorf, Schiller, Wilmans, in den Bemerkungen zum Odipus, in den letzten großen Elegieen angedeutet sind. Ich genieße diese Probleme vorerst fast nur in der Schönheit ihrer Gestalt und habe in diesem Genusse zwar eine beglückende, aber doch unklare synthetische Empfindung ihrer eigentlichen Bedeutung. Einiges ist mir zu entziffern gelungen, Vieles ist noch dunkel geblieben.

Ich wollte fragen: Kommen Sie einmal nach München und wäre es möglich, daß wir uns bei Wolfskehl einmal besprechen könnten?

Es ist mir, als müßte ich Ihnen für Ihre Arbeit zugunsten des Dichters danken, nicht im Namen Hölderlins, dazu fehlt mir gerade Ihnen gegenüber die Berufung, sondern im Namen der Deutschen, die wider ihren Willen und wider ihre bessere Art den alten Sünden nur neue zugesellen.

Mit hochachtungsvollem Gruße!

Ihr  
Wilhelm Michel.

[seitlich:] Hohenzollernstr. 120 III

2. *Wilhelm Michel (München) an Norbert von Hellingrath (Paris).*

München, 28. 9. 11.

Sehr geehrter Herr,

Ich freue mich lebhaft auf ein Gespräch mit Ihnen, versichere Sie inzwischen nochmals meiner höchsten, uneingeschränkten Anerkennung der erarbeiteten wie der nicht erarbeiteten Qualitäten Ihrer Äußerungen über Hölderlin.

Ich bin mittlerweile zu ziemlicher Einsicht in die letzten theoretischen Äußerungen Hölderlins gelangt und habe die Handschriften in Arbeit, um möglichst bald zum Abschlusse meiner nächsten Hölderlinschrift zu gelangen. Ich schulde Ihnen schon Dank: für den Hinweis auf die Bedeu-

tung des Wortes „Transport“, auf die ich ohne Ihre Unterstützung wohl erst nach vielen Umwegen gekommen wäre.

Mit ergebenstem GruÙe!

Ihr  
Wilhelm Michel.

3. *Wilhelm Michel (München) an Norbert von Hellingrath (Paris).*

Mchen, 12. 12. 11

Sehr geehrter Herr v. Hellingrath,

Die Odyssee der aufzuziehenden Hölderlin-Exemplare erzähle ich Ihnen morgen im Brief. Heute sende ich Ihnen den III. Band; Donnerstag folgt der Gedichtband. Ich bitte heute nur um sofortigen Bescheid, ob *diese* Art des Aufziehens Ihnen recht ist; Nowack behauptet, so wird es immer gemacht; mir scheint es nicht richtig, ich hatte ihn auch anders instruiert. Das *rechts* angeklebte Blatt ist für die vordere Seite bestimmt; dann muß man umdrehen u. hat das Notizenblatt wieder rechts.

Ergebenen GruÙ:

W. Michel.

4. *Wilhelm Michel (München) an Norbert von Hellingrath (Paris).*

[gedruckter Briefkopf:] Wilhelm Michel

München, 25. I. 12.  
Hohenzollernstraße 120

Lieber Herr v. Hellingrath,

Wie Sie aus beifolgendem Schreiben ersehen, sind die Stuttgarter nette Leute und lassen die Handschriften gleich auf 6 Wochen länger da. Ich glaube, wir können sie dann gleich ganz da behalten, da wir sie eigent-

lich jetzt schon „ersessen“ haben. Die verspätete Antwort erklärt sich so, daß ich in deutscher Sinnigkeit oder in einer Anwendung von Mülleritis das erste Schreiben in meiner Brieftasche stecken ließ. –

Nach dem 1. Februar kann ich auch wieder einmal an den Handschriften arbeiten. Bisher ist es ja leider herzlich wenig, was ich getan habe.

Mit besten Grüßen!

Ihr  
Wilhelm Michel.

[seitlich:] Eben kommt auch Bescheid von Homburg, ebenfalls günstig.

5. *Wilhelm Michel (Paris) an Norbert von Hellingrath (München).*

Paris, 5/I. 13

Lieber Herr v. Hellingrath,

Es kam mir hier durch Zufall ein Mspt. von Achim von Arnim in die Hand, ein Foliopfeblatt, überschrieben: Ausflüge mit Hölderlin. Der Text wird Ihnen ja wohl bekannt sein. Die Kopie, die ich Ihnen hier mitsende, ist genau, Durchstreichungen und Überschreibungen sind alle von Arnim. Ich erhielt das Blatt durch den Enkel des 1. Besitzers; der letztere stand mit Goethe in Beziehung.

Ich glaube ja kaum, daß die Abschrift großen Wert für Sie und Ihre H.-Ausgabe hat, schicke sie Ihnen aber doch; auf Wunsch kann ich Ihnen auch Einblick ins Original vermitteln.

Und was macht die Ausgabe? Der Übersetzungsband soll ja schon heraus sein. Hier habe ich im Kreise Paul Fort Interesse für H. erwecken können; „Vers et Prose“ bringt jetzt e. Besprechung meines H.büchleins und will auch Ihre Ausgabe seinerzeit anzeigen. Nicht weiter wichtig.

Ich bin noch bis 15. Januar hier, gehe dann nach der Pfalz und komme wahrscheinlich März nach München. Über e. Nachricht von Ihnen würde ich mich sehr freuen.

Mit den besten Grüßen!

Ihr  
Wilhelm Michel.

86, rue Notre Dame des Champs



13. II. 13

Lieber Herr v. Hellingrath,

Die Frage des Hölderlin'schen Empedokles wird sich wol reduzieren auf die Frage, ob man das Tragische dem Dramatischen gleichsetzen darf. Daß Hölderlin und Empedokles der Welt tragisch gegenüberstehen, ist zweifellos; sie bieten die ganze Phänomenologie des Widerspruches *unentfaltet* oder rückwärts wieder harmonisiert in lyrischer Rundung. Aber die dialektische Auseinanderlegung, der harte, verkörperte Widerstreit der Momente fehlt vollständig; es fehlt alles, was H. selbst Zäsur nennt, jedes Parteinehmen für einen Zeitpunkt oder eine Leidenschaft. Daher ist, was Hölderlins Wort treibt und schwellen macht, sicherlich der tragische Atem; zugleich aber steht es für mich fest, daß Menschen wie Hölderlin typisch undramatische Menschen sind, weil sie bei ihrer pantragischen Gesamtaufassung keinen Raum für subjektive Freiheit, keinen Raum für buchstäblichere Auseinandersetzung von „Naturmacht“ und „des Menschen Innerstem“ haben. (Auch der historische Empedokles! Ihm erschien, wie ich einmal gelesen habe, als die Idee der Welt „die rundliche, gleichmäßige Kugel, allseitig geglättet und jauchzend über die innere Ruhe“; seine historische Stellung ist auch, so viel ich weiß, die eines eklektischen Versöhners zwischen der eleatischen und heraklitischen Philosophie). „Alles ist Rede gegen Rede, die sich gegenseitig aufhebt.“ Aber im „Empedokles“ gibt es dieses muskulöse, kämpferische Gegenüberstehen von Rede zu Rede nicht, sondern nur die bereits erfolgte und nachklingende Aufhebung. Die „Reinigung“ geschieht nicht „im Zorn“ des Widerstreits, sie ist bereits geschehen, ehe sich beispielsweise Hermokrates dramatisch mit seinen priesterlich-pfäffischen Forminteressen gegen den „chaotischen“ Empedokles stellt. Hölderlin definiert die tragische Darstellung (er meint die „tragisch-dramatische“ Darstellung natürlich) so: sie besteht in dem faktischen Worte, das, *mehr Zusammenhang als ausgesprochen*, schicksalsweise vom Anfang bis zu Ende gehet. Der Sinn der unterstrichenen Apposition ist doch wohl: dessen eigentlicher Sinn mehr im dialogischen Streite als in nackter lyrischer Formulierung zutage tritt! Aber im ganzen „Empedokles“ ist das Dramatische das *Ausgesprochene* (Reden und Monologe des Empedokles), nicht das im Zusammenhange Stehende und durch Feindliches Ergänzte. Das Eine kann man wohl sicher behaupten, daß der „Empedokles“ Hölderlins eigenen Anschauungen vom Drama, wie sie in den „Anmerkun-

gen“ niedergelegt sind, nicht entspricht. Das Drama steckt in tragischen Menschen vom Schlage Hölderlin virtuell, nicht phänomenal. Hölderlin und Empedokles sind prädestinierte Opfer, und Opfer sind subjektiv wie objektiv *undramatisch* im griechischen wie im hesperischen Sinne; man denke an Christus.

Sie wollen den „Empedokles“ gerade wegen dieser kultischen Bedeutung als dramatisch gelten lassen. Aber nichts scheint mir sicherer als daß dies Hölderlins Auffassung von der griechischen Tragödie und unseren Auffassungen vom Drama überhaupt widerspricht. Wenn Sie allerdings diese nicht gelten lassen wollen, dann fällt der Streit mangels eines Gegenstandes dahin.

Herzliche Grüße

Ihres

Wilhelm Michel.

7. Wilhelm Michel (Darmstadt) an Norbert von Hellingrath (Heidelberg).

Darmstadt, 21. 4. 14

Sehr geehrter Herr v. Hellingrath,

Es fehlt mir leider an Zeit, genauer aufs Einzelne Ihrer Exegese der „Anmerkungen zur Antigonä“ einzugehen; im allgemeinen nur so viel, daß sie mir durchaus gelungen scheint, wie ich das in einer demnächst erscheinenden Besprechung etwas ausführlicher begründet habe. Ihnen persönlich gegenüber möchte ich mir einen Hinweis auf eine Stelle gestatten, die meiner Meinung nach den Hölderlinschen Gedankengang nicht ganz richtig wiedergibt: Bd V, p. 359. Sie wissen, daß H. an den Griechen als Erster innerhalb unseres ganzen Kulturkreises das *Orientalische* bemerkte (Brief an Schiller), das, was *nicht* plastisch-europäischer Geist an ihnen war, sondern asiatische Wildheit und Affinität zum Panischen, Formgefährdenden, in seiner Sprache: zur wilden Welt der Toten, zur „ewig ungeschriebenen Wildnis“, die ganz fraglos identisch ist mit dem was ich in meiner Sprache das Chaos, das Panische nenne. Dies ist bei ihnen das „Nationale“, die Grundschicht ihres Ethnos, diese asiatische Erbschaft, diese ständige Gefahr dionysischen Verbrennens. Dies ist auch von Ihnen pag. 359 im Ganzen richtig hingestellt, nur lese ich dort ungern die Wendung „noch nicht heimatlich in einer andern Welt“; denn was sollte es wohl in einer „wilden Welt der Toten“ für Heimat geben können? Sie denken anscheinend an das christliche Himmelreich, das nicht von dieser Welt ist;

aber dies ist nicht gemeint, sondern eben jener „ewig menschenfeindlichere Naturgang“, die asiatische „Todeslust“, das „Sehnen nach dem Abgrund“ aus der Stimme des Volks. Diesem stellt sich Zeus als Grenzgott entgegen und statuiert ein „Innehalten“. [über getilgtem: und zwingt es zur Erde zurück.] Das eigentliche Erratum Ihrer Auffassung kommt zum Vorschein in dem Satze „Wir dagegen haben kaum noch Leib und Heimatrecht auf der Erde . . ., daher denn Zeus nicht nur . . . unserm Fortgerissensein begegnen muss, sondern mit Gewalt uns allzuleichte zur Erde herabbiegen.“ Dies ist genau das Gegenteil von dem, was H. gesagt hat. H. sagt (S. 257, Zl. 3 v. u.): Die Abendländer stehen unter dem eigentlicheren Zeus, der nicht nur, wie bei den Griechen, einen Wohlabbewogenen *Ausgleich* zwischen dem formerhaltenden und den panischen Tendenzen schafft, sondern der das Panische (Dionysisch-Göttliche) schon fast ganz verdrängt hat zugunsten der irdisch-nüchternen Tendenzen („Junonische Nüchternheit“). [Randbemerkung Hellingraths: ist ganz was anders, gar keine Gegensätze] Bei den Griechen ist das *Panische* nationell, bei uns ist das *Irdische* nationell. Dieser Unterschied ändert auch alle unsere Vorstellungen hinsichtlich der dramatischen Konzeption: Da die Schwäche der Griechen in ihrem Überflusse an „heiligem Pathos“ lag, mußte ihre Haupttendenz werden, sich zu *fassen*; da *unsere* Schwäche in dem Mangel an dionysisch-göttlicher Inbrunst liegt, da wir *zu* irdisch-gefaßt sind von Natur, deshalb muß *unsere* Haupttendenz sein, der Beschränktheit zu ent-rinnen, im Feuer göttlicher Inbrünste aufzuflammen und so zu echten schicksalsmäßigen Verstrickungen zu gelangen. – Um den Gegensatz zu *Ihrer* Ausdeutung klarer herauszuarbeiten: Die Abendländer sind nach H.’ Meinung nicht etwa *zu* geistig, allzuleicht, oder *zu* unirdisch, sondern im Gegenteil *zu* beschränkt, zu sehr in bloßer Schicklichkeit befangen, *zu* irdisch, *zu* unbedroht in ihrem engen ungöttlichen Dasein. Ich glaube, Sie werden selbst zugeben, daß dies mit H.’ Auffassung vom Unterschiede zwischen den Griechen und uns übereinstimmt. Wir Abendländer haben nach H.’ vielfach ausgesprochener Überzeugung keineswegs das Herabbiegen [Randbemerkung Hellingraths: tatal] zur Erde nötig, sondern das genaue Gegenteil, das „Feuer vom Himmel“, das Panische, das auflösende und begeisternde Element. Dies ist der Angelpunkt der Hölderlinischen Auffassung von der Antike. Zum Überfluß beweist auch die Kritik der Deutschen im Hyperion ganz unzweideutig (besonders im Zusammenhange mit dem großen Neujahrsbrief an den Bruder), daß H. dem Abendlande nicht eine weitere Verirdischung, sondern im Gegenteil das Einströmen göttlich auflösender, befreiender Einflüsse für nötig hielt.

Wenn mir der Punkt nicht so sehr wichtig schiene, würde ich mir nicht

erlaubt haben, Ihnen meine abweichende Auffassung vorzutragen; nehmen Sie es bitte im Interesse des Werkes gut auf.

Ich würde mich freuen zu hören, welches der nächste Band sein wird, der erscheint.

Mit ergebenen Grüßen!

Ihr

Wilhelm Michel

Sandbergstr. 66, Darmstadt.

[Unter dem Brieftext Nachbemerkung Hellingraths:]

mehr das Paradoxon des Nationellen bedenken:

weil die Griechen Leib sind, der gewaltige Aufschwung von der Welt weg – weil wir im geistig-leeren heimischer deshalb leiblich-irdisch beschränkt (siehe Immas Brief)

der eigentlichere Zeus kann uns nur dann zur Erde zwingen wenn wir nicht drauf sind

tödtend factisch – tödtlich factisch.

M: er bemerkt nicht daß er in einer wilden Nachtwelt der Gespenster wohnt er geht ganz von seinem Erlebnis des *subjectiv* chaotischen u. gestalteten aus, sieht H. nicht genug als staatlich empfindend.

Hölderlin aus seiner spätezeit interpretieren, nicht die aus der unklarern!

8. Wilhelm Michel (Darmstadt) an Norbert von Hellingrath (Heidelberg).

D. 13. 5. 14

[Bleistiftnotiz:] verspätet abgesandt! W. M.

Lieber Herr von Hellingrath,

Lassen Sie sich sagen, daß ich mich sehr freue, Sie in der Nähe zu wissen. Ich hoffe Ihnen bald einmal einen Vorschlag machen zu können, wie wir persönlich die sicherlich nicht unwichtige Frage wegen Auslegung der bewußten Stelle in den „Anmerkungen“ besprechen können. Heute nur so viel, daß ich selbst Ihnen in der Kritik meines *allgemeinen* Hölderlin-Bildes nicht ganz Unrecht geben kann. Es ist mir selbst sehr wahrscheinlich, daß ich dieses Bild zu sehr mit Farben angelegt habe, die meinem eigenen Temperamente und Erlebnis entstammen. Das liegt an der ganz eigenartigen und unvergleichlichen Rolle, die Hölderlin in meinem Leben

gespielt hat. *Sie* haben wohl in diesem reinen Bilde mehr die Winckelmannsche „Stille“ gesehen, die reine Form; *mir* lag mehr an der dramatischen Entfaltung, wodurch seine reine Linie vielfach gestört wurde, ich wills nicht leugnen. Mir persönlich steht es fest, das es de facto in Hölderlins Privatleben heftige Deformationen gegeben haben muß. Denn der Mensch wird nicht wahnsinnig ohne Zwischenzustände des Kampfes. Er spricht ja selbst viel von seiner Heftigkeit und Reizbarkeit, er hatte Krisen des Tobens. Aber in seine Dichtung und Form ist das alles verwandelt übergegangen, und dies ist schließlich das Entscheidende. So werde ich wohl der Kritik gegenüber zugeben müssen, daß mein Hölderlin-Bild subjektiv verzeichnet ist; „tausendfältig sind die Verirrungen der Liebe“. Ich nehme nur die Entlastung für mich in Anspruch, daß die Verzeichnung geschah zugunsten des einseitigen Heraustreibens einer bisher wenig beachteten Seite an Hölderlin: daß sein Ringen um dichterische und religiöse „Form“ genau wie bei den Griechen eine Bedrohtheit von formfeindlicher Seite zum Untergrunde hat.

Dagegen getraue ich mich, meine Auslegung der bewußten Stelle zu vertreten. Der strittige Punkt liegt (abgesehen von allem Allgemeinen) darin, daß das „entschiedener zur Erde zwingen“ bei Hölderlin ganz gewiß vom „Nationellen“ gemeint ist, während Sie, durch die aktive Form des Verbums verlockt, es aufs „Streben“ beziehen. H. sagt: Die Herabgezwungenheit zur Erde ist für uns „nationell“. Ihnen aber scheint er zu sagen: Wir müssen zur Erde herabgezwungen werden. Ich bin natürlich sehr gerne bereit, diese meine Meinung irgendwo in Zeitschrift zu begründen, schon deshalb, damit der Leser einen Anreiz zur Beachtung des immer noch apokryphen Anmerkungen-Hölderlin erhalten.

Herzlich grüßend der Ihrige: W. M.

[seitlich:] Ich habe Beziehungen zur Frkf. Ztg.; meinen Sie nicht, daß ich die H.-Ausgabe dort einmal besprechen soll?

9. Wilhelm Michel (Darmstadt) an Norbert von Hellingrath (Heidelberg).

[Poststempel:] Darmstadt 8. 6. 14

Lieber Herr v. Hellingrath,

heute nur vielen herzlichen Dank für die Mitteilung des Sonderdruckes. Das ist wirklich gestaltende, schöpferische Arbeit, die Sie da geleistet haben. Können Sie im Laufe dieser Woche nicht einmal hierher kommen?

Ich richte mich dann durchaus nach Ihnen und habe die ganze Woche frei. – Eulenberg hat in seinem neuesten Bande „Neue Bilder“ auch einen Abschnitt „Hölderlin“. Reichlich schustermäßig. Viele herzliche Grüße!

Michel.

[Am oberen Rande:] Ich zeige die Ausgabe jetzt in der Frkf. Ztg. an.

### III.

1. Norbert von Hellingrath (Paris) an Friedrich von der Leyen (München).

[Paris, vermutlich Sommer 1911]

Lieber herr Professor. endlich kam auch die buchausgabe von Diederichs und geht ein exemplar an Sie ab. Wie viel dank ich Ihnen schuldig bin sagt das büchlein dadurch: daß ich Hölderlin durch Sie zuerst kennen lernte, daß Sie gegen alle meine torheit und widerspenstigkeit die übertragungen mir siegreich aufzwingen und mich so zum Pindar drängten, zum alten wie zum wiedergeborenen. Dass Sie auch mit Ihren umarbeitungsplänen so gar nicht unrecht hatten ging mir erst so ganz auf, als ich plötzlich und unerwartet vor dem factum der buchausgabe stand und die sache nicht mehr bloß als torturwerkzeug für die referenten und die leute vom fach anzusehen genötigt war, nun, das ist versäumt. Ich möchte Ihnen aber gern bei der gelegenheit von weitem plänen sprechen (mit Diederichs war hier gar nichts zu machen, er wollte nur auf den Montmartre, wo ich nicht eben der beste führer bin) und fragen was Sie dazu meinen. Ob es nämlich nicht gehn müßte, eine art provisorischer kritischer ausgabe von H. mit Diederichs zusammen zu machen, indem man in bunter reihenfolge dünne bändchen von 2–300 seiten erscheinen ließe. Den anfang könnte man mit dem letzten bande machen: Hs *sämtliche übersetzungen* nach dem druck von 1804 und den hss auf der bibl. zu Stuttgt u. Hombg: d. h. die trauerspiele des Soph., den Pindar, edirte und unedirte Soph. chöre, und anhangsweise proben aus Horaz Euripides und Ovid von bescheidnerem kunstwert. Die sache wäre leicht und schnell zu machen, den kritischen apparat füg ich im notfall bei der fahnen correctur ein, ich bin ja gut vorbereitet. Dann könnte der letzte band der Gedichte kommen, die *Zeitgesänge* d. h. die großen gedichte in der art und zwischen Archipelagus und Patmos mit dem allerdings sehr schwierigen krit. apparat und vielen unedirten fragmenten und

entwürfen. Dann die *prosaischen schriften* mit dem sehr nötigen textapparat und wichtigem unedirtem. Dann, wenn Gott es gut meint, der *Empedokles* der nicht durch bloßes zurückgehn auf Litzmann aus der ‚böhmischen‘ verhuzung befreit werden kann. schließlich *Gedichte* mittlerer band: lyrik der reife mit anhang: wahnsinn. Der rest ist unwichtig: für den *Hyperion* (viell. 2. bde) hat Zinkernagel das meiste getan u. wäre viell. zu menschlichen bedingungen zu haben. Die *Jugendgedichte*. Die briefe in zwei oder drei bänden. Die letzten beiden sind nicht schwer · vielleicht wäre dafür auch mein französischer doctorand zu haben · oder jemand von Ihnen aus. Jedes der bändchen wäre abgeschlossnes ganzes für sich, mit sehr anständiger einfachheit ausgestattet und somit kein fürchterliches unternehmen · ich würde, vorausgesetzt, dass die sache dann rasch ginge so wie ich fertig werde, die sache beinahe zu den bedingungen meiner dissertation übernehmen d. h. nur mit einem gewinnanteil *nach* abzahlung der kosten, nötigenfalls sogar für die kosten eine garantiesumme beibringen, nur daß ich dann in der ausführung der ausgabe ganz freie hand habe. Kurzgefaßte einleitungen und das unentbehrliche erklärender und den text begründender anmerkungen · die textherstellung erinnert sehr an die griechischen papyrustexte und meine altphilologische schule käme mir reichlich zu gute. Die sache würde der Böhmischen ausgabe keine concurrenz machen u. wäre eine fromme sühne für deren sünden. sie würde kein millionengeschäft aber wenn wir sähen daß sie über unsre kräfte geht könnten wir jeder zeit innehalten und auch der torso wäre für den verlag keine schande. sicher wäre auch subscription auf eine vorzugsausgabe zu ermöglichen. Das dachte ich so. – Bei Ihnen werden jezt leise ferien lüfte vielversprechend wehen · bei uns sind schon lange universitätsferien · aber an der École gibt es nur angstschweiß vor den prüfungen, die wirklich den angstschweiß verdienen. ich glaube nicht dass mich meine schüler vor ende juli loslassen werden und auch da noch nicht gerne · es sind alle sehr nette leute mit denen ich freundschaftlich stehe aber irgend wie erfreulich wird der unterricht nicht bei dem furchtbaren examens pragmatismus · ich habe einfach erklärt zu den und den stunden stehe ich dem und dem zur verfügung und pauke dann mit ihnen ein, was sie sich einbilden. Was ich dabei an französisch und deutsch gelernt habe (*sehr* viel ists nicht), ein wenig philosophie, ein wenig kunstgeschichte aus der anschauung, ein referat über die bücher von Klages, das aus raummangel auf 6 druckseiten nichts rechtes werden konnte obwohl ich wochen drüber schwitzte, das ist wissenschaftlich der ertrag des jahres · menschlich: sehr viel schönes das ich sah, zahllose trübe stunden des allein seins und in mir wühlens, sehr viel beschämung und wut und ein klein wenig hoffnung und stolz für meine lieben

vaterländer und daß ich weniger als je weiß wer ich bin und wos mit mir hinaus soll. Wenn ich Alfred Kerr wäre, sagte ich: so ist das leben! und übersezte es in alle cultursprachen. So aber bitte ich Sie mich der gnädigen frau empfehlen zu wollen und grüße Sie in der hoffnung Sie, wenn nicht juli-august auf der durchreise, jedenfalls im october wiederzusehen

als Ihr getreuer Norbert Hellingrath

[am obern Rand:] Obenauer geht es gut, wir sehn uns ziemlich viel.

2. *Norbert von Hellingrath (Paris) an Friedrich von der Leyen (München).*

Paris 45 rue d'Ulm 15 XI 11

Ich knüpfe wieder an, lieber herr Professor, da, wo wir uns trennten. der student von dem Sie sprachen hat nichts von sich hören lassen. ich habe inzwischen Müllern durch Michel bearbeiten lassen und er hat sich einverstanden erklärt. ich könnte also über etwa 200 M verfügen und darüber hinaus etwa noch kostenersatz und freiemplar. dafür wäre zu leisten: alle irgend in betracht kommenden almanache und literarischen zeitschriften (etwa von 1796–1808) zusammen zu bringen, sie durchzusehen nach: 1) recensionen *über* Hölderlin 2) etwa als von H. stammend in betracht kommenden (auch anonymen) recensionen oder derartigen aufsätzen 3) nach gedichten Hs. ferner, was nicht mehr viel ausmacht wenn man schon einmal über dem ist, könnte er auch noch die neuern bibliographien durchsehen um die vollständigkeit unsrer ausgabe zu prüfen. Dafür steht ihm wenn er etwas interessantes findet, völlig frei diesen fund zu einem zeitschriftenaufsatz etc zu verwerten, ich würde selbstverständlich für ausgiebigste erwähnung in den vorreden sorgen und, wenn ihm wirklich wertvolle beiträge glücken sollten, es auch durchsetzen daß sein name auf das titelblatt kommt. endlich bezahlt sich die arbeit selbst. ich bin wütend daß ich hier in Paris sitze, weil ich doch später in deutschland seine ganze arbeit noch ein mal machen werde: nichts versezt einen so lebhaft in die zeit als eine solche zeitschriftenschau. wenn er irgend in höhern semestern ist, so könnte er zweifellos die arbeit zu interessanten eignen untersuchungen mit verwerten, ich weise nur auf die leute hin, über die wir gar nichts haben und die, für ihre zeit so bezeichnend, für einen geistreichen menschen mir sehr dankbare gegenstände scheinen: Sinclair

und Siegfried Schmidt; beide brauchen *den* hintergrund und zu großem teil auch die bibliographische arbeit. Kurz so wenig ich behaupten will er sei für seine arbeit überzahlt, so ist er doch reichlich so gut bezahlt wie ich; und es schiene mir für einen jungen unternehmenden menschen etwas sehr schönes. Die frage ist nun: wissen Sie jemand geeigneten und der sich *sofort* daran machen könnte. denn wenn ich auch das manuscript vor seinen ergebnissen abschließen könnte, vor der ersten correctur, also bis jänner, muß ich sie haben. aus diesem grunde wollen auch Sie mir nicht übel nehmen wenn ich Sie um möglichst rasche, sei es ja oder nein, erledigung dieser sache bitte, weil ich natürlich eh ich von Ihnen hörte niemand andern darum angehen möchte und die zeit drängt und drängt. – Mein aufruf ist bis jezt so gut wie ergebnislos. mir ist nicht sehr gut zu mute, ich komme noch nicht ordentlich in die ausarbeitung des manuscripts hinein weil mir lauter allgemeinheiten im kopf herumgehn. Mörike besaß Hölderlinhss, in Waiblingers nachlaß müssen welche sein, die verwandten Hölderlins haben wahrscheinlich nach den geschäften mit Schwab und Hamel noch etwas gehabt, wie sizt da herr Zinkernagel in Tübingen so schön im vollen. ich werde doch wol weihnachten herüber müssen. Wolfskehl meinte ich solle auf jeden fall auch an C. Schmidt schreiben, auf die gefahr hin daß dann bei Zinkernagel der stein ins rollen kommt (der doch wol schon auf meinen aufruf hin, und überhaupt bleibt so was nicht geheim, ins rollen kam); meinen Sie? oder haben Sie sonst irgend einen handschriftlichen gedanken? Ich danke Ihnen für alles was Sie mir schon geholfen haben und helfen werden, bitte mich der gnädigen frau zu empfehlen und bin immer Ihr dankbar ergebner

Hellingrath

3. *Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath (Paris).*

München 26. XI. 1911

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich habe soeben Ihr Schreiben erhalten und teile Ihnen mit, daß ich gern zu der angegebenen Arbeit bereit bin – allerdings ersehe ich aus Ihren Angaben, daß es sich für mich mehr um rein mechanisch bibliographische Dinge handelt. – Sie würden mich sehr zu Dank verpflichten, wenn Sie mir möglichst bald Namen und Adresse Ihres Herrn Mitarbeiters

mitteilen würden, damit ich mich mit diesem in Verbindung setzen könnte. Ich habe zwar momentan noch eine andere Arbeit, hoffe jedoch noch vor Weihnachten an die Sache gehn zu können.

Hochachtungsvoll  
Friedrich Seebass.  
cand. phil.

Adr. ab. I. Dez.  
Herzogstr. 67 in Schwabing.

4. *Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath (Paris).*

M. am 4. XII. 1911  
Herzogstr. 67<sup>III</sup>

Sehr geehrter Herr!

Ihr Schreiben vom 30. XI. habe ich gestern erhalten und ich kann Ihnen heute mitteilen, daß ich Ihnen meine Zeit schon in den nächsten Wochen zur Verfügung stellen kann. Daß ich Ihnen auf der Karte nur unbestimmt antworten konnte, lag daran, daß ich gerade mit der Ordnung der Bibliothek von Dr. Hollgarten hier beschäftigt war – jedoch steht dies für die folgende Zeit nicht mehr im Wege und so werde ich heute Nachmittag mit der modernen Hölderlinbibliographie nach d. Euphorion und dem literarischen Echo beginnen in der von Ihnen angegebenen Weise – zur Kontrolle werde ich nebenbei noch die Jahresberichte für neuere deutsche Lit.gesch. heranziehen.

Da der von Ihnen weiter angegebene Arbeitsplan jedenfalls sehr viel Zeit in Anspruch nehmen wird, denke ich statt nach Braunschweig zu fahren über Weihnachten hier zu bleiben.

Ich bitte nur noch um Nachricht, ob ich Ihnen das zusammengestellte bibliographische Material allmählig zusenden soll oder ob Sie Alles in Allem wünschen. –

Daß Ihnen die Sache derartig eilig war, wußte ich nicht durch Herrn Prof. v. d. Leyen und bedauere daher umsomehr, Ihnen kürzlich keinen definitiven Bescheid gegeben zu haben – hoffentlich werden diese Dezemberwochen für Ihren Auftrag noch genügen.

Ergebenst

Friedrich Seebass.

5. Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath (Paris).

München am 11. XII. 1911  
Herzogstr. 67<sup>III</sup>

Sehr geehrter Herr!

Ihre letzte Karte habe ich erhalten; inzwischen habe ich die moderne Hölderlinbibliographie fertig gestellt und zwar vollständig – nur die Bände 2, 3, 6 und 12 des literarischen Echo waren mir bisher nicht zugänglich, da sie auf der Universitätsbibliothek nicht vorhanden und auf der Staatsbibl. vor dem 20. d. Ms. nicht reklamierbar sind. In zweiter Linie habe ich so gut wie möglich die Bibliographie für die Zeit bis 1880 zusammengestellt – auch hier versagten ab und zu die Mittel beider Bibliotheken, jedoch besonders empfindlich ist der Mangel an den in Betracht kommenden Zeitschriften, Almanachen, Taschenbüchern u.s.w., aus H's Zeit. Selbst die wichtigsten wie Flora, Agleia, Stäudlins und Neuffers Taschenbücher fehlen fast in sämtlichen Jahrgängen. Ich sprach heute mit Herrn Michel, mit dem ich mich in Verbindung gesetzt und dem ich mein Material vorlegte, und dieser hielt es für nötig (wie ich selbstverständlich auch) das Fehlende kommen zu lassen. Mit Ihrer Einwilligung werde ich also demnächst mich nach Berlin wenden und sehen, was dort vorhanden ist – die wenigen Tage unfreiwilliger Muße werde ich zu einem Vortrage in Pauls Seminar am nächsten Sonnabend verwenden und zugleich mir nach dem hier verfügbaren Materiale ein Bild von der Aufnahme H's bei seinen Zeitgenossen zu machen suchen: so fand ich gerade heute morgen neben einem verständnisvollen kurzen Aufsätze in Aretin's Aurora über den Hyperion verschiedene Urteile von höchster Stupidität: ein paar ergötzliche möchte ich Ihnen doch geschwind mitteilen: Z. B. findet sich in der „neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften usw.“ gelegentlich der Besprechung des Taschenbuches für 1805 folgender Erguß: „für den seltenen Sterblichen, der die neuen Gedichte von Hölderlin zu verstehen sich mit Recht rühmen kann, sollte ein stattlicher Preis ausgesetzt werden und wir würden selbst den Verfasser nicht von der Mitbewerbung ausschließen. Nichts erregt mehr Unwillen als Nonsens mit Praetension gepaart“ – und in der „neuen allgem. deutschen Bibliothek“ 1797 äußert ein Kritiker der Schillers Musenalmanach v. 1796 bespricht sich blumenreich folgendermaßen „von den Herren Hölderlin und Reinwald sind nur ein paar Blümchen vorhanden die dem Wohlgeruche der umstehenden wenigstens keinen Eintrag thun“ prächtig nichtwahr!

Wie Sie bereits erwartet, war der Ertrag der Bibliographie an Material

für den Text nicht groß – immerhin war das eine und andere Herrn Michel unbekannt geblieben.

Übrigens gestehe ich, daß ich im Verlaufe der Arbeit mit immer wärmerem Herzen dabei bin eigentlich wider Erwarten, da mir H. in meinen ersten Tübinger Semestern nicht so recht nahe getreten war – merkwürdigerweise kamen mir gestern Abend beim Anhören des herrlichen Brucknerschen Streichquintetts beim Adagio einige Verse von ihm in den Sinn – auf dem Heimweg dachte ich näher darüber nach – Schiller Wagner, Bruckner's Neunte – Empedokles. – Jedoch Sie entschuldigen gütigst den abgerissenen Gedanken! Finis epistolae, finis sententiae.

Ergebenst

Friedrich Seebass.

6. Norbert von Hellingrath (Paris) an Friedrich Seebaß (München).

[Poststempel: Paris 16. 12. 11]

Vielen Dank für Ihren brief. ich bin spätestens nach den weihnachtsfeiertagen in München. Wenn Sie lust haben Ihre weihnachtspläne wieder auf zu nehmen so ist von meiner seite gar nichts dagegen zu sagen, da sich die sache doch wol noch ein paar tage länger hinaus zieht. Nur lassen Sie mir in diesem fall Ihr material zukommen, sei es durch herrn M sei es an meine Münchner adresse Carolinenplatz 5 II. Was das bestellen von büchern betrifft, so könnten Sie ja vielleicht einiges wichtige gleich kommen lassen, damit die arbeit nicht ganz stockt. das weitere mündlich. freue mich sehr Sie seis an weihnachten seis im neuen jahr kennen zu lernen.

Hellingrath

7. Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath (Paris).

München am 17. XII. 1911

Sehr geehrter Herr!

Für Ihre liebenswürdige Karte meinen besten Dank! Ich freue mich unsagbar, wenigstens für acht Tage heim fahren zu können – vielleicht ist es möglich folgenden Plan damit zu verbinden: da meine Heimat (Helmstedt) ganz nahe bei Magdeburg liegt, wäre es nur ein kleiner Abstecher auf der Rückreise nach Berlin zu fahren und auf der dortigen Bibliothek einige Tage durchzuarbeiten: es fehlen hier in der Tat unglaublich viele

Werke – eine kleine Liste der allerwichtigsten Almanache u.s.w. teile ich Ihnen mit. Ich bestelle täglich auf beiden Bibliotheken je 10 verschiedene derartige Werke, jedoch bei zwei Dritteln ohne Erfolg. In der letzten Woche habe ich ca. 60 Bände der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ und der „Neuen Bibl. der freyen Künste und schönen Wissenschaften“ durchgesehen, allerdings verhältnismäßig wenig Ausbeute gehabt – aber das Schweigen spricht auch eine beredte Sprache, zumal wo unbedeutende Dichter bei Besprechung von Taschenbüchern gerühmt werden und H's Gedichte im selben Bande nicht erwähnt. – Wenn ich die Berliner Bibl. benutzen könnte, würde sich auch die Übersendung wenigstens der voluminösen Journale erübrigen, wie des „Berliner Conversationsblattes“ in dem z. B. 1828 Achim von Arnim über den Dichter gehandelt hat, ebenso des „Freimüthigen“ St. Gallen 1831: schließlich könnte ich dort einige seltene hier nicht vorhandene Werke durcharbeiten wie z. B. Hallensleben: Beiträge zur Charakteristik H's 1849 und Petzold: „H's Brot und Wein“ 1886 [!] zwei Gymnasialprogramme u. a. Sollte der Verlag Müller bereit sein, die Reisekosten zu übernehmen, würde ich gern sofort nach dem I. Januar für einige Tage nach Berlin fahren, dann sofort nach München zurück, um womöglich mündlich Mancherlei mit Ihnen zu besprechen. [Fußnote:] Ich bitte höflichst um baldige Nachricht hierher. – Auf alle Fälle lasse ich mein gesamtes Material bei Herrn Michel. –

Das beigelegte Gedicht fand ich in der Flora 1793 auf S. 276: es ist unterzeichnet mit H\*\*\*; ich möchte vermuten, daß es vielleicht von H. etwa aus d. J. 1789/90 stammt, NB findet sich in jenem Almanach kein Beitrag von Hölderlin selbst unterzeichnet, auch die pseudonyme Unterschrift ist allein bei diesem Gedicht. Halten Sie die Autorschaft unseres Dichters für möglich? Haug ist ausgeschlossen! Einiges weitere derart hoffentlich später mündlich.

Ihr ergebener  
Friedrich Seebass.

8. *Norbert von Hellingrath (Paris) an Friedrich Seebaß (München).*

[Poststempel: Paris 18. 12. 11]

Sehr geehrter Herr. vielen Dank für Ihren Brief. Haben Sie sich schon einen Feldzugsplan gemacht und sich über den Besitz der Berliner orientiert? Wenn Sie sehr viel dort haben, so fände ich auch einen Aufenthalt in B. sehr günstig. Was verstehen Sie aber unter „Reisekosten“? Stellen Sie

das zusammen und wenden Sie sich damit an Herrn Michel der den Verleger fragen könnte. Im übrigen kann ich wohl auch im Jänner auf ein paar Tage abkommen und in Tübingen Stuttgart oder Heidelberg einiges nachsehen was Ihnen fehlt. (NB. Petzolds Brot und Wein besitze ich!) Mit Ihren Ferien richten Sie sich nur nach Bequemlichkeit ein, da durch meine Anwesenheit in München sich vieles vereinfachen wird und dadurch wieder Zeit herein kommt. Vielmals grüßend in Eile  
Hellingrath

(Das Gedicht scheint mir nicht Hölderlinisch.)  
Auf 'wieder'sehen im Jänner.

9. *Friedrich Seebaß (Helmstedt) an Norbert von Hellingrath (München).*

Helmstedt. 30. XII. 1911  
in Braunschweig.

Sehr geehrter Herr!

Nachdem ich noch möglichst viel Material in M. durchsucht hatte, habe ich die ganze Arbeit Herrn Michel hinterlassen – hoffe jedoch im Januar noch Mancherlei mit Ihnen persönlich besprechen zu können. – Gestern schickte mir der Verlag einen größeren Betrag, sodaß ich vom 3. bis 6. I. in Berlin die dortigen Bibliotheken auf die in M. fehlenden Werke untersuchen kann. Leider habe ich von dort bisher nicht die erwartete Nachricht erhalten, jedoch müssen ja mindestens alle in Preußen erschienenen Zeitschriften u. dergl. dort vorhanden sein. –

Mit den besten Wünschen für das neue Jahr ergebenst  
F. Seebass.

10. *Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath (München).*

München am 13. I. 1912  
Herzogstr. 67<sup>III</sup>

Sehr geehrter Herr Doktor!

Leider ist es mir nicht möglich, Sie heute Abend aufzusuchen, da ich von Zahnschmerzen übel geplagt werde. Wenn es Ihnen recht sein sollte,

werde ich am Montag Abend Ihnen mein Material unterbreiten – bitte bestimmen Sie mir die Zeit, nur habe ich bei v. der Leyen bis 8<sup>h</sup> Übungen. –

Mit den besten Empfehlungen  
ergebenst  
Friedrich Seebass.

11. *Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath (München).*

München den 24. I. 1912  
Herzogstr. 67<sup>III</sup>

Sehr geehrter Herr Doktor!

Zu meinem Bedauern traf ich Sie heute Morgen nicht in der Bibliothek an und muß Ihnen daher leider schriftlich mitteilen, was ich Ihnen viel lieber mündlich angedeutet hätte: bisher hat mir der Verleger Müller noch kein Honorar zugehen lassen, wie ich vermute, weil er nicht weiß oder ahnt, daß ich nun über sechs Wochen meine Kräfte fast allein der Hölderlin Ausgabe gewidmet habe, oder weil er mit dem Ertrag meiner Arbeit nicht zufrieden ist. Würden Sie die Güte haben, ihm mitzuteilen, daß so viel als möglich geschehen ist seinem Auftrag gerecht zu werden? Glauben Sie mir bitte, daß ich am liebsten niemals Ihnen gegenüber die geschäftl. Seite der Arbeit erwähnt hätte, die mir wie Sie vielleicht bemerkt haben mehr und mehr wert wird, weil sie mich trotz all der ermüdenden und geistlosen Zugaben allmählig Hölderlin näher bringt – jedoch der Zwang der Verhältnisse liegt schwer auf mir in dieser Zeit. –

Geschwind möchte ich Sie auf eine ganz interessante Notiz aufmerksam machen, die ich heute in den „Blättern für liter. Unterhaltung 1827“ fand, nach der schon damals Gedicht von H. „besonders in Norddeutschland von verwandten Gemütern mit Begeisterung gehegt und selbst handschriftlich gesammelt wurden“ Es ist eine ausführliche Besprechung der ersten Ausgabe 1827 [1], recht erfreulich im Ganzen wenn auch begreiflicherweise ohne besonderes Verständnis für die letzten Gedichte aus seiner Reifezeit. Auch die eingehende Anzeige der Schwabschen Ausgabe l. c. 1847 ist lesenswert – beide stehen Ihnen im Lesesaal zur Verfügung. Ich gedenke am Sonnabend den Versuch zu machen, Sie aufzusuchen, um Einiges Andere mit Ihnen zu besprechen. –

Ich begrüße Sie als Ihr ergebener  
Fr. Seebass.

12. *Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath.*

München. 2. Aug. 12  
Herzogstr. 67<sup>III</sup>

Sehr geehrter Herr von Hellingrath!

Besten Dank für Ihre Karte, die leider nicht Ihre Adresse enthielt; so gelangt mein Brief nur durch Umweg zu Ihnen, was ich zu entschuldigen bitte.

Mittlerweile hat v. der Leyen aus Stuttgart die Nachricht erhalten, daß mir „nach Maßgabe der Bestimmungen“ gerne die Einsichtnahme und Verwendung der Marbacher Manuscripte gestattet sei. Ohne die geringste Aufforderung meinerseits schrieb mir Muncker eine sehr höfliche Empfehlung an Güntter und so hoffe ich demnächst die Reise anzutreten. Auch hat sich Müller bereit erklärt einen Teil der Kosten zu tragen.

Da ich durch den Direktor der Lateinschule in Marbach hörte, daß in der Tat dort eine Menge ungedruckter Hölderliniana sich befänden, habe ich mich entschlossen mit dem Drucken zu warten bis dahin – es könnten ja recht gut Jugendgedichte mit darunter sein; geordnet und fertig zum Druck ist beinahe schon Alles. Ich denke etwa am 12. d. Ms. abzufahren und bitte Sie wenn Sie mir noch irgend einen Wink geben wollen bis dann um Nachricht. Leider hat mich der Tübinger Freund bisher ohne Kunde gelassen, was ich beinah als böses Omen ansehen möchte.

Was Böhlendorff anbelangt, freue ich mich Ihnen heute einiges Authentische über diesen seltsamen Freund Hölderlins mitteilen zu können. Meine Weisheit stammt aus: v. Recke und Napiersky: Allgem. Schriftsteller und Gelehrten Lexicon der Provinzen Livland Esthland und Kurland Bd. I S. 209 ff. 1827:

„B. (*Kasimir Ulrich* – so auch sonst!) studirte . . . 1794 in Jena und ging von hier im Frühlinge 1797 nach der Schweiz . . . Zu Anfange d. J. 1799 forderte ihn einer seiner Freunde zu einer literarischen Reise in verschiedenen Gegenden Deutschlands auf. Er verließ demnach die Schweiz und begab sich zu diesem Freunde, welcher sich damals zu Homburg an der Höhe aufhielt. Hier verzögerte sich aber die Reise, wegen der Kränklichkeit des letztern um drei Monat und zerschlug sich zuletzt ganz.“ So gehts noch ein paar Seiten ausführlich weiter. Der Freund ist m. E. kein anderer als H.

Ich vermute, daß ihnen diese entlegene Quelle nicht bekannt war und von Interesse für Sie ist. Geboren ward nach ihr B. 1775 und endete durch Selbstmord am 10. April 1825. –

Mit besten Grüßen

Ihr Friedrich Seebass.



13. Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath (wohl Lichtenau, Nieder-Österreich).

München am 6. IX. 1912  
Herzogstr. 67 III

Sehr geehrter Herr Doktor!

Soeben aus Stuttgart heimgekehrt, möchte ich Ihnen kurz von dem Resultate meiner Reise berichten. Sie stand nicht eben unter den glücklichsten Auspicien: einmal hatte ich lange und vergeblich auf eine Beantwortung meines offiziellen Gesuches an den Schillerverein zu warten – Gütter war verreist und so hielt man eine Mitteilung der Genehmigung für überflüssig! – dann war in Tübingen die Bibliothek direkt vor dem Umzug und daher wenig und mit großen Schwierigkeiten zu benutzen – ein Diener meist nur da! – und ausgerechnet als ich endlich nach Marbach kam wollte Frä. Dr. Mellinger in Urlaub gehen. Nur ihrem Entgegenkommen verdanke ich, daß ich in ein paar Tagen angestrengter Tätigkeit das Nötige dort erledigte.

Durch Herrn Prof. Schmid Tübingen entdeckte ich das Diotima Exemplar des Hyperion bei Herrn Oberst von Spindler Stuttgart; Leider wollte er mir nicht gestatten, eine längere Widmung H's mir aufzuschreiben er selbst habe eine Publikation von seinen Autographen-Schätzen in Aussicht. Hoffentlich erscheint diese nun vor unserem Hyperion Bd! Vor dem zweiten Teil jenes kostbaren Exemplars stehen also die Worte „Wem sonst als Dir“. Überraschen wird Sie, daß ich im Schiller-Museum die von Sauer seinerzeit veröffentlichten Jugendgedichte und Hyperions Jugend aus Künzels Besitz vorfand – nur für die Varianten ergab sich noch einiges Neue. Jedoch ich übergehe Unwesentliches und lege nur bei was für Sie von Bedeutung und Wichtigkeit ist.

Sehr interessant ist das lange Gedicht „Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind“ von dem früher nur die erste Strophe bekannt war und das nach Schwab stets aus der Zeit des Irrsinns und an Diotima gerichtet galt – beides ist nun also nicht der Fall ich gestehe daß ich die schwer leserlich hingeworfenen Worte ziemlich ergriffen entzifferte. – Der Entwurf „an einen Unbekannten“ (Gonzenbach) ist meines Wissens noch nicht bekannt – ich habe freilich Bächtolds Veröffentlichung nicht zur Hand. Hoffentlich kommt der Brief an Wilmanns noch rechtzeitig in Ihren Band, ebenso das beifolgende Verzeichnis von „Druckfehler im Oedipus“ auf einem einzelnen Quartblatt. Ist Ihnen das Fragment bekannt, das I. G. Fischer 1882 veröffentlicht hat? Für alle Fälle lege ich es bei. Wohl aus derselben Zeit etwa (oder früher) stammt das Bruchstück: ich kann Dir das wohl sagen...

– Willkommen werden Ihnen die Varianten zum „Rhein“ zum Litzm. Text sein. Alles andere was ich nicht beilege kommt nur für mich in Frage.

Viel Nachträge zur Bibliographie fand ich in Marbach davon später mündlich – In Stuttgart war ein prächtiges Bild von Tübingen, was sich vorzüglich zur Reproduktion eignen würde, – ich spreche darüber demnächst mit Müller. Leider fand ich jedoch weder auf der Bibliothek noch im Kupferstich-Kabinet einen Stich von Denkendorf und Maulbronn, also bleibt für dies nur das kleine Bild im Schwäb. Taschenb. 1820. –

Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn ich wüßte, daß meine Abschriften richtig in Ihre Hände gelangt sind. Ich hielt es für nötig sie Ihnen gleich zu senden, da Sie ja bis Ende Sept. ausbleiben wollten.

Mit bestem Gruss  
Ergebenst  
FSeebass.

[seitlich:] Meine Nachfragen bei schwäb. Privatsammlern auch bei der Familie Paulus waren leider umsonst.

14. Friedrich Seebaß (München) an Norbert von Hellingrath (München).

[Poststempel: München 16. Okt. <12>]

Sehr verehrter Herr Doktor!

Herzlichen Dank für Ihren Gruß. Ich bin morgen Freitag Mittag von 2-3<sup>h</sup> im Seminar und freue mich mit Ihnen sprechen zu können. Ein Brief an Sie gelangte nach langen Irrfahrten durch Deutschland und Osterreich wieder in meine Hände. Der Band mit den vielen Druckfehlern ist auch in meine Hände bisher noch [nicht?] gelangt.

Freundlichen Gruß  
Ihr Friedrich Seebass.

15. Friedrich Seebaß (Solln) an Norbert von Hellingrath (Heidelberg).

Solln am 19. Juli 1914

Sehr verehrter Herr v. Hellingrath!

Lassen Sie mich heut nur ganz kurz Ihnen meinen herzlichen Dank sagen für die freundliche Übersendung des Sonderdruckes mit Ihren Widmungsworten darin. Der Eindruck dieses Bandes auf mich ist wahrhaft unbe-

schreiblich – ich denke, er *muß* die stumpfen Köpfe und Seelen der Deutschen wie ein Blitz erleuchten. Ich denke Ihnen in acht Tagen ausführlicher nach Marbach zu schreiben – Anfang August bin ich vielleicht schon Hauslehrer.

Herzlichst und dankbarst  
Ihr  
Friedrich Seebaß.

16. *Norbert von Hellingrath (München) an Friedrich Seebaß.*

[Herbst 1914]

Lieber Seebass

herzlichen dank für Ihre karte. Ich war schon im begriff über Ihre heimat einen brief an Sie zu senden, da ich annahm dass Ihre Breisacher adresse veraltet wäre und ich in der ersten zeit meines dienstes als kriegs-freiwilliger (1. bayr. feld.art.reg) gar nicht zum schreiben gekommen bin.

Ihren brief aus den ausmarschtagen hab ich erhalten und verfügungen getroffen daß er auf jeden fall berücksichtigt wird. Sollte ich nicht zurück-kommen (was mir freilich bei meinem zur zeit noch überaus friedlichem garnisonsdasein im augenblick wenig wahrscheinlich vorkommt), bitte ich Sie das werk woran wir beide so viel kraft gesezt haben nach möglichkeit zu ende zu führen; bei eintretenden schwierigkeiten wenden Sie sich an Hugo Bruckmann München Carolinenplatz 5. Mein band ist soweit fertig daß er von meinen angehörigen auch in meiner abwesenheit erledigt werden kann, In der nacht vom 5. bis 6. mobilmachungstag, meinen ersten soldatentagen, hab ich noch alles in ordnung gebracht. Doch ist wol von Müller und Mänicke aus die arbeit (trotz gegenteiliger behauptungen) ein-gestellt (ebenso die honorarzahlung). Ob Müllers verlag den krieg über-dauern wird scheint mir sehr fraglich, doch glaub ich sicher daß auch bei einem zusammenbruch des verlags unser Hölderlin, wenigstens bei einiger bemühung unsrerseits, fortgeführt werden kann.

Und nun die herzlichsten wünsche daß sie gut zurückkehren mögen aus diesen harten tagen, die sie aus dem getreuen philologischen waffenbruder im kampf um den reinen text zu meinem hohen vorgesezten gemacht haben,

von Ihrem  
Norbert Hellingrath

17. *Friedrich Seebaß (Gebweiler) an Norbert von Hellingrath (München).*

Gebweiler am 15. Okt. 1914

Verehrter Herr v. Hellingrath!

herzlichen Dank für Ihren freundl. Brief – leider hab ich nicht Zeit Ihnen ausführlicher zu schreiben. Von Herzen alles Gute für kriegerische Tätig-keit – ich hab es inzwischen zum Leutnant gebracht.

Für unsern Hölderlin hoff ich trotz Allem das Beste und – sollte keiner von uns wiederkehren – ist ja ein gut Teil dennoch geschafft und *der* Ge-danke macht doch das Herz warm (solang man nebenbeigesagt Zeit hat Gedanken zu haben).

Viele Grüsse von Ihrem  
Seebass.

18. *Norbert von Hellingrath an Friedrich Seebaß.*

15. 3. 1916

Lieber Seebass, endlich raffte ich, in königs rock noch weniger leicht mit der feder, mich zum schreiben auf. Gleichzeitig rafft sich auch unser ver-leger auf den vierten band, der seit kriegsausbruch bis auf vorrede und letzten bogen fertig liegt, wieder in bewegung zu bringen. Es ist ein jammer daß ich keinen weitem band im manuscript liegen habe, denn dieser krieg ist wie gemacht zum correcturen lesen (welche tatsache Sie als adjutant vielleicht nicht so klar empfinden als ich). ich möchte die correcturen für mein ganzes leben jezt im voraus erledigen können, da für productive arbeit einem doch kein raum bleibt und man für irgend eine nützliche tätig-keit so viel zeit übrig hätte.

Meine kriegstätigkeit war nicht sehr aufregend bis jezt, nun hab ich endlich erreicht in eine batterie zu kommen die mich wenigstens landschaft-lich vollauf befriedigt, beinah 1000 m hoch und aus der feuerstellung mit einem blick vom schwarzwald bis nach Lothringen. Dennoch freu ich mich von herzen auf die zeit wo wir uns in der alten tätigkeit wieder zusammen-finden.

Inzwischen bin ich mit aller ehrfurcht die ein junger leutnant einem btlsadjutanten schuldet und mit herzlichen grüssen

Ihr  
Besten dank für Ihre karte!  
Norbert Hellingrath

19. *Norbert von Hellingrath an Friedrich Seebaß (Freiburg).*

[Poststempel: 31. 3. 16]

Herzlichen dank für Ihre karte und aufrichtigste wünsche guter wiederherstellung und erholung

von Ihrem  
Nr. Hellingrath

20. *Norbert von Hellingrath an Friedrich Seebaß.*

26. 5 [16]

Lieber herr Seebass, ich hoffe so verspätet erreicht Sie der brief über die alte gut erholt an einer neuen adresse. Ihr staunen über zeithaben zum correcturenlesen erstaunt mich: ich bin hier viel bei der infanterie und hab doch auch aus andern abschnitten genug herren getroffen aber keinen gefunden dem nicht überreichlich leere zeit bleibt die mit correctur besser oder so gut gefüllt würde als mit karten photographiren oder romane lesen. ob aber mit dem Hölderlin etwas vorwärts geht kann ich nicht sagen. nach dem krieg gewiß, mag unser verlag ihn überleben oder nicht. so dass wenn Sie zu vorarbeiten muß haben, die gewiss nicht verloren sind. der gedanke zum Hyperion nur briefe zu nehmen hat viel für sich, wenn keine raumschwierigkeiten draus entstehn. sonst kämen ja nur die paar gereimten gedichte in betracht. – Wenn Sie sich die bogen des Anhangs von der druckerei verschaffen können, haben Sie selbstverständlich alle meine zustimmung. Müller schrieb ganz kürzlich wieder es solle vorangehn; ich weiss nicht obs wahr wird. – Bin von herzen und mit besten wünschen

Ihr Hellingrath

[am oberen Rand:] Mit Ihrer annahme daß ich die Ehre habe aus respectabler höhe und entfernung die schöne stadt St Dié zu bewundern haben Sie recht.

21. *Friedrich Seebaß (Braunlage) an Norbert von Hellingrath.*

Braunlage (Harz) 30. Juni 1916  
Sanatorium Dr. Barner.

Sehr verehrter Herr von Hellingrath!

Besten Dank für Ihre letzten Zeilen mit Ihren freundlichen Wünschen zu meiner Wiederherstellung. Um die Fertigstellung der letzten Bogen

nicht länger hinauszuschieben, sende ich Ihnen hiermit gleich die beiden letzten Anhangsbogen zu, damit Sie ev. gleich Imprimatur geben können. Die Vorrede werde ich natürlich gern noch einmal für Sie durchsehn und Druckerlaubnis geben.

Sie wüßten Zinkernagels „Kritik“ zu lesen: sie findet sich aufgezeichnet im – Euphorion Bd. XXI. 1914 S. 356 (ich glaub es war das 3. Heft). Der Herr regt sich über zehn Seiten furchtbar auf wegen Ihres Stiles und bekommt einen Tobsuchtsanfall, als er auf den Namen Stefan George stößt – ich begreife Sauer wirklich nicht.

Also viel Vergnügen für die Lektüre! Witkowsky hat nun auch den I. Band und zwar sehr anerkennend in der Z. f. Bücherfreunde besprochen, wie mir ein Münchner Bekannter mitteilt – sonst ist mir nichts von Besprechungen bekannt geworden.

Folgendes dürfte Sie interessieren: auf der Durchreise durch Frankfurt sah ich einen Augenblick ins Goethe-haus und dort unter Glas und Rahmen auf einem Quartblatt den Schluß von Kepler dann An Thills Grab. Außerdem einen prächtigen Stahlstich mit dem bezeichnenden Altersbild. Leider war kein Schlüsselgewaltiger dort und meine Zeit zu knapp – doch hoffe ich auf der Rückfahrt nach Süddeutschland nocheinmal dort einzukehren. Ferner kam ich durch einen Versteigerungskatalog auf ein Fragment aus Hyperions Jugend, das nach den angeführten Worten bisher nur zum Teil bekannt ist. Es befindet sich in Berlin, und ich würde gern deswegen dorthin fahren: nur ist mir die Reise vorerst noch zu anstrengend, auch zu teuer.

Gestern Morgen kamen die Anhangsbogen durch Vermittlung von Mänicke und Jahn und ich denke mich ordentlich dahinein zu vertiefen. Auch Petzolds Brod und Wein hab ich mir schicken lassen. Würd es sich nicht empfehlen in Zukunft nach dem Sonderdruck zu citieren, da er wohl viel verbreiteter sein dürfte wie die Programme? Leider fehlt mir Michels Hölderlinbuch, das auch nicht in Göttingen ist – ich würd es gern einmal wieder in Ruhe lesen.

Im Druckfehlerverzeichnis (S. 408 des Anhangs) müßten wohl noch folgende Verse geändert werden: S. 79 v. 62 Nacht. statt Nacht, S. 117 v. 82 Herz. statt Herz, S. 121 v. 48 ergreift. statt ergreift (? nach Petzold) S. 325. Z. 1 auf. statt auf S. 325 Z. 9 auch statt auch, (?) S. 270 Z. 9 eine statt ein ne. Eine ganze Reihe kleiner Abweichungen von Ihrem Text in Brod und Wein bringt Petzolds Abschrift – bezieht sich wohl Ihre Bemerkung S. 324 unten darauf oder haben Sie manches mit Fleiß nicht aufgeführt? dann dürfte wohl noch eine kurze entsprechende Bemerkung nötig werden. Ich führe hier geschwind die einzelnen Verse an, wo mirs auffiel: vv. 59 75 82 91 97 107 109 112 114 115 117 119 120/22 129 150.

Aufgeführt werden müßten m.E. sicher die abweichenden Lesungen Petzolds v. 29 geheiligt v. 48 den Sänger v. 59 die Tempel, wo die Gefäße/ und eventuell seine Conjekturen v. 94 und 157 abgelehnt.

Mit Interesse hab ich mich wieder an die Bibliographie gemacht und denke sie wens dahin kommt als Anhang meiner Dissertation zu veröffentlichen. Ungefährer Plan: Ausgaben mit Besprechungen – Einzelne Textveröffentlichungen – Ältere Literatur – Wissenschaftl. Literatur im engern Sinne – neue Bewegung – Unwesentliches – H. im Ausland – Gedichte an und auf H. – H. in der Musik – eventuell: H. in Sammelwerken. Was meinen Sie dazu und haben Sie nicht noch einen Teil meiner Sammlung oder einzelne Notizen dazu? –

Nun weiss ich aber nichts mehr und bleibe mit freundlichem Gruß und vielen Guten Wünschen

Ihr  
Friedrich Seebaß.

22. *Norbert von Hellingrath (Köln) an Friedrich Seebaß (Braunlage).*

[Poststempel: Cöln] 14. 7. [16]

Früher als ich dachte fand ich, zu einem vier-tage-kurs nach Cöln befohlen gelegenheit die Euphorion kritik zu genießen, die mich höchlich erbaute. Schön ist auch die wendung über den „nicht vorliegenden Band“ den er anscheinend doch gelesen haben muss. Herzlich grüßend Hellingrath

23. *Norbert von Hellingrath an Friedrich Seebaß.*

19. 7. [16]

Lieber herr Seebass, also das Kölner kommando war mir lieb als bequeme gelegenheit Zinkernagels werk mir zu gemüt zu führen, einen guten beweis wie nötig es ist diesen Hölderlinpächter nicht allein wirtschaften zu lassen, minder günstig war das kommando für die druckbogen, die eben erst abgegangen sind (am M. und J.), da ich doch die vier tage unter culturmenschen, zu denen auch noch meine mutter kam, nicht zum fertigkauen der korrektur verwenden mochte. – Ich hab zuerst am schluss der vorrede,

dann vor dem druckfehlerverzeichnis ein paar worte anfügen wollen über das zweijährige fertigliegen des bandes, hab aber in meiner Vogesenverdummung keine rechte form finden können und es gehen lassen, wenn ich nicht doch den druckfehlern noch ein vorsätzchen nachschicke. Was die druckfehler selber anlangt, so ist S. 7 v. 20 an sich so rettungslos verkorrt, dass ich dem falschen Alte seinen fehlenden punkt gelassen habe. S. 79 v. 62 ist mir zu ungewiß. auch bei S. 9 v. 12 fand ich in dem bruchstückhaften den punkt nicht so wichtig. Blieb also findet. Barbarossa und Herz. Im Anhang werden bei der unübersichtlichkeit eines solchen aparats noch soviel kleinigkeiten (hoffentlich nur kleinigkeiten) zu tag kommen daß wir am besten nicht mit dem erstgefundenen anfangen sondern ganz auf den VI. band warten. Hoffentlich zeihen Sie mich deshalb nicht unverantwortlichen leichtsinns, ders verdient von Neckargreisen zerfleischt zu werden. Übrigens hat Z. unsern sonderdruck durch indiskretion eines damit versehenen Heidelberger Professors in der hand gehabt, freilich erst nach erscheinen der recension.

Anbei ein artikel von Michel gescheit und schlampig wie alles von ihm, der schlussabsatz nicht schlecht.

Herzlichst und mit besten Wünschen für Ihre gesundheit

Ihr H.

24. *Friedrich Seebaß an Norbert von Hellingrath.*

3. Sept 1916

[Poststempel: Stuttgart 4 Sep 16]

Von einer Bodenseefahrt schönste Grüße und Dank für Ihre letzte Karte. Morgen gehts in den Schwarzwald. Freudenstadt Reserve-Lazarett. Von dort mehr.

Mit herzlichen guten Wünschen

Ihr

Seebaß.

25. *Friedrich Seebaß (München) an Frau von Hellingrath.*

München am 2. II. 1917

Städt. Krankenhaus links der Isar

Hochverehrte gnädige Frau!

Während der Stunden, die ich neulich bei Ihnen weilte, war es mir völlig unmöglich, Ihnen und Ihren Angehörigen auch nur ein Wort der Teilnahme zu sagen – ich war zusehr niedergeschmettert durch die Wucht der Briefe,

die das Schrecklichste unverhüllt und gegen alle geheimen Hoffnungen sagten. Noch bin ich ganz im Banne des Schmerzes und der Trauer, vermag Ihnen auch kein Wort des Trostes zu sagen, weil ich wohl fassen kann, was Alles Sie mit ihm verloren haben. –

Was nun sein Werk belangt, so wird es nicht untergehen, sondern weiter wirken, wenn auch Unendliches mit Norbert ins Grab gesunken ist, das wenigstens äußerlich noch nicht Gestalt geworden war. Für alle Zeiten aber bleibt sein Name mit Hölderlin verbunden, und da ist es mir nun eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß der wichtige Gedichtband bestimmt in ein paar Wochen erscheinen wird. Müller hat es mir bei meinem Besuche persönlich versprochen – übrigens hatte er schon von andrer Seite die traurige Nachricht erhalten. Da er sich nicht darauf einlassen wollte, eine kurze Notiz den Bänden über die Verzögerung beidrucken zu lassen, gedenke ich es selbst in einer Zeitschrift zu tun, möchte darüber gerne noch mit Ihnen und Norberts Braut besprechen, wie auch Anderes. Nehmen Sie für heute nochmals mein Versprechen; Alles, was in meinen Kräften steht, will ich tun, um Norberts Werk zum Ende zu führen, wenn ich auch klar erkenne, daß im Grunde nur er im Stande war dazu. Mit unauslöschlicher Dankbarkeit und herzlicher Verehrung werde ich immer Norberts gedenken: „Niemand aber hat größere Liebe, denn wer sein Leben lässet für seine Freunde.“

Ich vermag Ihnen in dieser Umgebung von lauter Kranken nichts weiter zu sagen – aber Sie wissen, daß meine Gedanken viel bei Ihnen und den Ihrigen auf dieser schweren, schweren Reise waren. –

Ich begrüße Sie ehrfurchtsvoll  
als Ihr ergebener  
Friedrich Seebaß.

## DER NACHLASS NORBERT VON HELLINGRATHS

VON

JOCHEN SCHMIDT

Im Sommer 1964 erhielt das Hölderlin-Archiv eine wertvolle Ergänzung seiner Bestände. Der Nachlaß Norbert von Hellingraths, seit beinahe fünfzig Jahren im Besitz der Familie und in der Obhut treuer Verwalter, kam durch die Güte Ludwig von Pigenots nach Bebenhausen, wo er nun in der langen Reihe wissenschaftlicher und menschlicher Zeugnisse der Hingabe an Hölderlins Dichtung einen besonderen Platz einnimmt. Aus der Fülle der Notizen, Entwürfe, Druckvorlagen und Briefe wird die Geschichte einer Entdeckung lebendig – mit all ihren Vorahnungen, ihrem Herantasten und ihrem glücklichen Ergreifen, auch mit ihren Übereilungen und Hemmnissen.

In einer ersten Abteilung wurden die Hölderlin-Studien zusammengefaßt. Sie enthalten neben einzelnen unveröffentlichten Notizen die Handschriften aller Arbeiten, die zu Lebzeiten Hellingraths und nach seinem Tode erschienen sind. Besonders zu nennen ist die nach der Entdeckung in die Stuttgarter Bibliothek entstandene Dissertation über die „Pindarübertragungen von Hölderlin“ als Beginn und Ausgangspunkt der späteren Studien; dann die Vorrede zu dem im Jahre 1913 erschienenen ersten Band der Hölderlin-Ausgabe mit den denkwürdigen Sätzen über den Sinn einer solchen Ausgabe; die Vorrede zum berühmten vierten Band, in dem zum erstenmal „Herz, Kern und Gipfel“ der Dichtungen Hölderlins sichtbar wurde. Welcher Arbeit es dazu bedurfte und welcher Durchbruch gelang, zeigen die handschriftlichen Korrekturen in der als Vorlage dienenden Ausgabe von Wilhelm Böhm. Schließlich die posthum gedruckten Vorträge über „Hölderlin und die Deutschen“ und „Hölderlins Wahnsinn“, die Hellingrath 1915 in München gehalten hatte und die wohl am meisten von dem visionären Pathos zeigen, von der Begeisterung, die sein philologisches Schaffen bei aller nüchternen Strenge trägt und die von einer eigenen schöpferischen Begabung und hoher künstlerischer Entflammbarkeit mitgespeist wurde, auch von der geistesgeschichtlichen Aufbruchssituation zu Beginn der expressionistischen Bewegung, deren Zentrum das München war, in dem Hellingrath lebte, teilnehmend am Neuen und im Umgang mit der Künstlerwelt. Die starke Persönlichkeit und der günstige, öffnende Augenblick: dies sind die beiden Haupttatsachen, die sich aus den Schriften und Briefen immer wieder aufdrängen.

Die zweite Abteilung des Nachlasses enthält verschiedene wissenschaftliche Schriften außerhalb des großen Forschungsgebietes, darunter zwei im Seminar seines Lehrers Friedrich von der Leyen geschriebene Arbeiten: „Über Verlaine-Übertragungen von Stefan George“ und „Der Aphorismus bei Friedrich Nietzsche und den französischen Moralisten“. Der Freundschaft mit Ludwig Klages und einem ausgeprägten Interesse für Psychologie und Graphologie entspringt ein für eine Fachzeitschrift entworfenes Referat über Ludwig Klages' Buch: „Die Probleme der Graphologie. Entwurf einer Psychodiagnostik“. Für Hellingrath selbst hat die Beschäftigung mit der Graphologie eine bezeichnende Folge: er experimentiert mit den verschiedensten handschriftlichen Ausdrucksformen. In dieselbe Richtung weist die Lust des ernst geschlossenen und doch wandlungsfreudigen Forschers am Schauspielertum, wovon der Nachlaß schöne Zeugnisse bietet.

Eigene Dichtungen und Autobiographisches füllen eine umfangreiche dritte Abteilung. Auf einige jugendliche Versuche, zwei Märchen, eine Erzählung und ein kleines Romanfragment folgen mehrere Dramen und eine große Zahl von Gedichten. Am ernsthaftesten rang Hellingrath um die Gestaltung eines Dramas mit dem Titel „Kantakusin“ – nach dem Namen eines fernen Vorfahren des byzantinischen Kaisers Kantakuzenos, der dem Reich entsagte und in ein Kloster auf dem Berge Athos ging. Viele Skizzen und Vorfassungen zeigen, wie dieses Schicksal Hellingrath seit seiner Jugendzeit in Bann zog. Die Dramen und das Gedichtkompendium enthalten viel Gelungenes, manchen ungehobenen Schatz. Die Gedichte liegen dem Archiv bis jetzt zum größten Teil nur in Abschrift vor, der private Aufbewahrungsort der entsprechenden Handschriften ist im Nachlaßkatalog verzeichnet.

Nach einer Zusammenfassung von Aufzeichnungen aus der Schul- und Militärzeit sowie von Zeichnungen, die vorzüglich Sinn für Grotteske und Karikatur verraten, in einer vierten Abteilung folgt der interessanteste und größte Teil des Nachlasses mit den Briefen an Norbert von Hellingrath. Angegliedert wurde an diese eigentliche Nachlaßabteilung eine sechste, nach dem Tode Hellingraths zugewachsene Partie mit seinen eigenen Briefen, soweit sie noch erreichbar waren. Menschliche Ausstrahlungskraft, künstlerische Sensibilität, wissenschaftliches Verdienst, dazu die adelige Geburt und ein ideales gesellschaftliches Verbindungsglied in dem nah verwandten Münchener Verlegerhause Bruckmann brachten den jungen Hellingrath schon früh in Kontakt zu der Fülle bedeutender Männer, die damals das geistige Leben vor allem in München prägten. Aus dem weitverzweigten und unmittelbar lebendigen Gewebe der Korrespondenz, in dem bunt-

bedeutenden Spiegel geistiger Beziehungen und Wechselwirkungen wird fast ein kulturgeschichtlicher Moment sichtbar. Die Namen einiger Korrespondenten: Friedrich Gundolf, Eberhard Hanfstaengl, Gustav Hübener, Rudolf Kassner, Ludwig Klages, Friedrich von der Leyen, Karl Justus Obenauer, Rainer Maria Rilke, Edgar Salin, Alfred Schuler, Georg Simmel, Albert Verwey, Walter Wenghöfer, Karl Wolfskehl, Stefan Zweig. Die beinahe vierzig Briefe Wolfskehl sind, wie manches Andere, unveröffentlicht. Die Rilke-Briefe liegen vorerst nur in Abschrift vor, die Originale werden noch privat aufbewahrt. Ein Rilke-Autograph ist indessen schon vorhanden, – eine dicht beschriebene Visitenkarte Rilkes, auf der er Elsa Bruckmann nach Ausbruch des Weltkrieges 1914 um Mitteilung der Feldadresse Norbert von Hellingraths bittet. Die Verbindung zu Gundolf war durch den George-Kreis gegeben, dem Hellingrath als deutlich reserviertes und sich gelegentlich auch distanzierendes Mitglied angehörte. Briefe Georges fanden sich in dem Nachlaß ebensowenig wie Briefe Hofmannsthal's, obwohl Hellingrath zu beiden Dichtern persönliche Verbindung hatte. Rilkes und Hofmannsthal's Namen stehn im Gästebuch der Familie Hellingrath (8. Abteilung). – Fast selbstverständlich ist die Korrespondenz mit allen bedeutenden Hölderlinforschern der damaligen Zeit, mit Emil Petzold, der selbst eine Hölderlin-Ausgabe geplant hatte und dessen beispielhafte Abhandlung über die Elegie „Brod und Wein“ Hellingrath später in seiner Ausgabe hoch würdigte; ferner mit Joseph Claverie, Wilhelm Michel. Die Briefe Hellingrath's an Michel sind einem Bombenangriff zum Opfer gefallen. Weiter läßt sich das Zusammenwirken zwischen Hellingrath und Seebaß und die Erkundungsarbeit in Archiven und Bibliotheken, soweit sie schriftlich geführt wurde, verfolgen. Otto Crusius und Franz Muncker stehn im Briefwechsel mit ihrem vielversprechenden Schüler. Ein Brief Heinrich Wölfflin's ist verloren gegangen. Zum Besten gehört die Korrespondenz mit Friedrich von der Leyen. Statt einer Charakterisierung genüge der Hinweis auf den Abdruck einiger Briefe in diesem Jahrbuch und in der zweiten Auflage des „Hölderlin-Vermächtnisses“. An Masse und Bedeutung herausragt schließlich auch der Briefaustausch mit der Mutter, Marie von Hellingrath, und vor allem mit der Tante Elsa Bruckmann. Mit den beiden Frauen spricht Hellingrath am leichtesten und ausführlichsten, ihnen erzählt er am lebhaftesten, hier fließt alles in Eins, die Sorgen und Abenteuer des Lebens und das wissenschaftliche Anliegen, und überall zeigt sich eine ernste, lebhafteste, nachdenkliche und jugendlich gespannte Seele, eine starke Persönlichkeit mit sicherem Urteil und sympathischer Gebärde. Die Briefe an die Braut befinden sich noch in privater Obhut; einige von ihnen sind in der zweiten Auflage des „Hölder-

lin-Vermächtnisses“ veröffentlicht. – Im Sommer 1914 spiegelt die gesamte Korrespondenz ein besonderes Ereignis. Hellingrath hatte einen Sonderdruck des bahnbrechenden vierten Bandes an die befreundete und gelehrte Welt hinausgehen lassen. Darauf setzte eine Flut der Zustimmung und des Dankes ein.

Es bleibt noch auf die beiden Schlußabteilungen des Nachlasses hinzuweisen. In der siebten sind Dokumente aus dem Leben Hellingraths – Diplome, Studienbücher, Photographien – zusammengefaßt mit den nachträglich zugewachsenen Dokumenten zum Tode Hellingraths, von den Nachrichten aus dem Felde bis zu den Beileidsbriefen, unter deren Absendern sich Rilke, Scheler, Verwey befinden. Beigeordnet sind Erinnerungen und Würdigungen. Die achte Abteilung schließlich enthält Dokumente und Aufzeichnungen zur Familiengeschichte, mit der sich Hellingrath oft und eingehend beschäftigt hat.

Insgesamt ist der Nachlaß Zeugnis eines reichen und großen, wenn auch kurzen Forscherlebens. Seine Übernahme und Sicherung im organisatorischen Zentrum der Hölderlinforschung hat sich aus dem Thema, der Leistung dieses Forscherlebens ergeben: nicht nur um der Schätze willen, die der Nachlaß enthält, sondern auch zum lebendigeren Andenken an Norbert von Hellingrath, dessen Todestag sich am 14. Dezember 1966 zum fünfzigsten Male jähren wird.

## FRIEDRICH SEEBASS ZUM GEDÄCHTNIS

VON

LUDWIG VON PIGENOT

Am Abend des 5. März 1963 ist Friedrich Seebaß in seinem Tutzinger Heim im Alter von fast 76 Jahren einem Herzanfall erlegen. Die Beerdigung fand im 'Neuen Friedhof' von Tutzing am Starnberger See in Gegenwart seiner Gattin, seiner Geschwister und Verwandten unter großer Beteiligung von Befreundeten statt. Weit über hundert Briefe von fern und nah, darunter die der Präsidenten der Hölderlin-Gesellschaft, sind Zeugnis der Liebe und Treue, deren sich der Verstorbene in weitesten Kreisen erfreute. Neben Vertretern der Wissenschaft und Literatur haben Unzählige aus allen Schichten des Volkes in Brief und Wort der Gattin ihre herzliche Teilnahme bezeugt. Nicht nur in zahlreichen Schriften und Vorträgen, sondern vor allem im „leutseligen“ Gespräch hat es dieser rastlose Wanderer verstanden, sich die Herzen aller im Flug zu gewinnen.

Und doch blieb die Mitte seines Fühlens und Wirkens – dies sei bewußt schon zu Beginn dieses Nachrufs gesagt – die opferbereite Liebe zur Persönlichkeit und zu dem dichterischen Werk Hölderlins. Es war mir vergönnt, am offenen Grab des langjährigen Freundes einige Worte zu sprechen, endend mit dem Gedicht Hölderlins 'Die Entschlafenen', von dem ich wußte, daß es dem Heimgegangenen besonders lieb war.

*Einen vergänglichen Tag lebt' ich und wuchs mit den Meinen,  
Eins um's andere schon schläft mir und fliehet dahin.  
Doch ihr Schlafenden wacht am Herzen mir, in verwandter  
Seele ruhet von euch mir das entfliehende Bild.  
Und lebendiger lebt ihr dort, wo des göttlichen Geistes  
Freude die Alternden all, alle die Todten verjüngt.*

Seebaß entstammte einer norddeutschen Familie von Juristen und Theologen. Als Sohn eines Oberamtsrichters wurde er am 17. April 1887 in Gandersheim, der Stadt der ersten deutschen Dichterin Roswitha, geboren. Nach dem Absolutorium am humanistischen Gymnasium zu Helmstedt studierte er an den Universitäten Tübingen, Leipzig und München klassische Philologie, Deutsch und Geschichte. In Tübingen diente er auch seine Militärzeit ab.

Bedeutsam für die Folgejahre wurden für Seebaß vor allem Tübingen und München, die Herzstädte des süddeutschen Volkstums. In München

gab er gemeinsam mit Professor Friedrich von der Leyen die 'Bayrischen Hefte für Volkskunde' heraus. Auch an der kritischen Ausgabe von Klopstocks Werken durch Franz Muncker war Seebaß damals als Hilfskraft beteiligt.

Überraschend traf ihn im Spätherbst 1911 die Aufforderung von der Leyens, an der bevorstehenden Hölderlin-Ausgabe Hellingraths im Müller-Verlag (München) mitzuarbeiten. Über die fruchtbare Zusammenarbeit der beiden so verschiedenartigen Forscher wurde schon im Kommentar zu den auf diese Ausgabe bezüglichen Briefdokumenten berichtet. Die Mitarbeit von Seebaß beschränkte sich auf Wunsch Hellingraths zunächst auf das Durchsuchen der bisherigen Literatur nach Hölderlin-Motiven, die vor allem in Almanachen und Zeitschriften um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erwartet werden konnten. Später wurde er mit der Herausgabe der Bände I und II (Jugendgedichte und Hyperion) betraut. Nur Band I konnte, Ende 1913, noch vor dem Weltkrieg erscheinen.

Die weite Räume der deutschen Literatur durchgreifende Suche nach Zeugnissen über Hölderlin hat Seebaß' literarisches Wirken beeinflusst. Vor allem waren es die Briefe von Dichtern des vergangenen Jahrhunderts, die ihn – neben Hölderlin – in Bann schlugen. Schon gelegentlich seiner Doktorprüfung, im Jahr 1913, konnte er ein umfangreiches Briefmaterial vorweisen: 'Hölderlin im Urteil der Zeitgenossen und die Entstehung der ersten Ausgabe 1826'. Diese Arbeit ist als Ganzes nie gedruckt worden. Erst nach dem Weltkrieg konnte die zweite Hälfte der Dissertation im 'Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins' (Marbach 1918/19) erscheinen. Der Niederschlag der ersten Hälfte 'Hölderlin im Urteil der Zeitgenossen' ist in vielen Einzelarbeiten, vor allem in dem von ihm bearbeiteten zweiten Teil von Band VI der Hellingrath-Ausgabe (1923) zu finden.

Sind schon die auf Hölderlin bezüglichen Arbeiten meist auf Briefe von Zeitgenossen gestützt, so kommt es in den folgenden Jahrzehnten zu größeren Sammlungen: Adalbert Stifter, Briefe (Tübingen, Rainer Wunderlich 1936); Eduard Mörike, Briefe (Tübingen, Rainer Wunderlich 1938); Eduard Mörike, Unveröffentlichte Briefe (Stuttgart, Cotta 1941 \*1945); Clemens Brentano, Briefe (Nürnberg, Hans Carl 1951, 2 Bde.); Theodor Fontane, Briefe (Witten und Berlin, Eckart-Verlag, 1958) u. a. Zu den Brief-Veröffentlichungen kann auch die Sammlung 'Schwabenköpfe' (Stuttgart, Kreuz-Verlag 1958) gezählt werden, darin die etwa dreißig Einzelphysiognomien neben einer knappen literarischen Darstellung des Lebensganges wesentlich durch beigegebene Briefe charakterisiert sind (u. a. Kepler, Bengel, Oetinger, Schubart, Schiller, Hegel, Hölderlin, Uhland, Karl

Friedrich Graf von Reinhard, Schelling, Hauff, Waiblinger, David Friedrich Strauß, Mörike, Friedrich Theodor Vischer, Justinus Kerner). Nur erwähnt seien die vielen kleineren Biographien im Brunnen-Verlag, Gießen (Johann Sebastian Bach, Ludwig Richter, Carl Hilty, Matthias Claudius u. a.) und der von ihm eingeleitete Bildband 'Südtirol' (Langewiesche Verlag 1960). Ein Fünfzigjähriger, setzte Seebaß seinem unruhigen Wanderleben ein Ende, indem er sich nach seiner Eheschließung mit Emilie Laue in Tutzing am Starnberger See ansässig machte. Die Ehe mit der gleich ihm musikalisch begabten „Frau Li“ war seiner literarischen Tätigkeit nur günstig. Bis an sein Lebensende dauerte sein Eifer als Herausgeber.

Es sei mir hier vergönnt, einiges über das Glück gemeinsamer Arbeit bei der Fortführung von Hellingraths Hölderlin-Ausgabe zu erzählen. Wie bekannt, war diese historisch-kritische Ausgabe durch den Weltkrieg, dem Hellingrath selbst zum Opfer fiel, jäh abgebrochen und die Möglichkeit ihrer Fortsetzung durch den Zusammenbruch des Müller-Verlags sogar in Frage gestellt. Obwohl ich weder Hellingrath noch Seebaß persönlich kannte, war ich dieser Hölderlin-Ausgabe schon als junger Student in echter Begeisterung verbunden. Nach meiner Rückkehr aus dem Krieg machte ich mich, Mitte 1919, in München auf gut Glück an eine Dissertation über Hölderlins 'Grund zum Empedokles'. Während dieser Arbeit quälte mich immer neu der Gedanke an das Schicksal der Hellingrath'schen Ausgabe, die Frage, ob und wie sie fortgeführt würde. Als ich mich eines Tages in der der Universität nahegelegenen Buchhandlung Frank, ohne viel Hoffnung auf Erfolg, nach dem Schicksal der Ausgabe erkundigte, antwortete mir der Buchhändler: „Leider kann ich Ihnen keinen Bescheid geben, aber Sie haben Glück: darf ich Sie mit Herrn Dr. Seebaß bekannt machen?“ Jetzt erst bemerkte ich einen hochgewachsenen Herrn, der – als einziger Gast – in der Ecke des Raumes in Büchern blätterte. Ich glaubte vor einem Wunder zu stehen. Seebaß reichte mir die Hand und bat mich, ihn bis zur Tram an die Ludwigstraße zu begleiten, da er sehr in Eile sei. Auf dem kurzen Weg erfuhr ich von meinem Begleiter, daß die Hölderlin-Ausgabe durch den Zusammenbruch des Müllerschen auf den Propyläen-Verlag Berlin übergegangen sei. Die Verhandlungen mit dem neuen Verlag hätten sich leider zunächst zerschlagen. Die anführende Tram machte unserm Gespräch ein rasches Ende; Seebaß rief mir noch zu, er wohne über der Isar in Harlaching im Hause Piloty, vielleicht würde ich ihn einmal besuchen. In seinem kleinen Zimmer bei Piloty zeigte er mir bald seine Hölderlin-Schätze. Sehr genau erkundigte er sich nach dem Fortschritt meiner Dissertation, von der er sich ein maschinengeschriebenes Exemplar zum Geschenk erbat. Auf kurzen Spaziergängen erzählte er mir von seiner schweren Ver-



wundung Anfang 1916: eine in der Nähe krepierende Granate hatte ihm tiefe Fleischwunden verursacht. Ein Splitter war sogar in die Lunge eingedrungen, was dauernde Beschwerden zur Folge hatte. Nach meiner Doktorprüfung im Spätherbst 1919 fragte mich der neugewonnene Freund, ob ich nicht bereit wäre, mit ihm gemeinsam die Fortführung der Hölderlin-Ausgabe im Propyläen-Verlag zu versuchen. Da er aus Gesundheitsgründen immer wieder nach dem Süden müsse, könne er allein kaum zum Ziele kommen. Ich drückte ihm in tiefer Bewegung die Hand zum Zeichen dankbaren Einverständnisses. Mit Freude denke ich an unsere gemeinsame Arbeit zurück. Es gab kaum je einen Mißklang in unserer freundschaftlichen Beziehung, wovon der noch erhaltene Briefwechsel Zeugnis gibt. Und doch ist es fast ein Wunder zu nennen, daß das Werk dieser Zusammenarbeit gelang. Die labile Gesundheit und wirtschaftliche Ungesichertheit führte Seebaß immer neu von unserm Münchner Arbeitsplatz weg: nach Südtirol und Italien ebenso wie nach dem Norden (Braunschweig und Schweden). Wahrhaft peinigend war es für uns, wenn ein Bündel von Druckfahnen zu spät oder überhaupt nicht an dem vereinbarten Ort ankam. Einige Zitate aus Briefen von Seebaß an mich mögen unsere Zusammenarbeit in diesen verworrenen Nachkriegsjahren näher beleuchten. Es sei mit dem ersten Brief von Seebaß nach unserer ersten Begegnung begonnen.

10. 8. 19 München-Harlaching: „Noch eine Anfrage: durch die wenigen Worte, die wir miteinander sprachen, habe ich großes Vertrauen zu Ihnen gewonnen und möchte Sie darum bitten, sich zu überlegen, ob Sie einen Aufsatz über den 'Grund zum Empedokles' in mein geplantes Hölderlin-Werk zum 20. III. 1920 geben würden. Ich würde mich darüber ganz besonders freuen; wie ich Ihnen schon sagte, ist jener Aufsatz von solcher zentralen Bedeutung, daß ich ungern in dem Gedenkbuch eine Abhandlung darüber vermissen würde, und erwarte von Ihnen im Interesse unseres gemeinsamen Dienstes am Werke Hölderlins Gutes.“

3. 8. 20 Levico (Trient): „Vor einigen Wochen wurde ich aufs tiefste erschüttert durch den Tod meiner mir besonders nahestehenden Mutter.“

9. 1. 21 Levico: „... hoffe auf baldige Gegenzeichnung durch den Verlag! – Wie sehr vermisse ich hier Ihre Gegenwart – überhaupt läßt sich, so gut ich mich körperlich erhole, ein immer stärker werdendes Heimweh nach München nicht unterdrücken... Diesen italienischen Hyperion hab ich neulich in Trient aufgefunden.“

29. 1. 21 Levico: „Leider wird die Unterzeichnung des Kontrakts durch die Propyläen-Leute verzögern, weil sich Dr. L. . . unter Berufung auf eine Briefstelle von der Leyens, der im Sommer 1920 zwischen mir und Ihnen vermittelte, weigerte, in einem vorgestern angekommenen Briefe, meine Streichung am Schlusse des § 4 anzuerkennen . . .“

Vielen Dank für Ihre Zeilen über die Diotima-Briefe; in der Tat bin ich mit Viëtor nicht mehr in Briefwechsel durch meine Schuld; er hat mir einiges zugesandt, was mir nicht ganz zusagte: will ihm aber bei Gelegenheit schreiben. – Wie mag Ihr (Hölderlin-) Vortrag verlaufen sein? es würde mich recht freuen, einiges darüber zu hören; im Großen

und Ganzen liebe ich Goethe-Bündler nicht, aber wenn man nur *einen* Menschen wecken kann mit seinem Wort, ist Dank genug.“

24. 2. 21 Levico (Der Vertrag mit dem Propyläen-Verlag kann unterschrieben werden.) „... bitte Sie, das Manuskript des III. Bandes einzusenden. Ihnen gebührt herzlicher Dank für diese glückliche Lösung; denn Dr. L. schreibt ausdrücklich, daß ein Brief und eine Manuskripten-Sendung von Ihnen wichtig für die Entschließung des Verlages geworden ist! – Nun kommt also der Hyperion-Band an die Reihe, und zwar werde ich nach meiner Rückkehr (spätestens 10. April) mich ihm ganz widmen . . . Noch auch freundlichen Dank für die Liste der Gedichte, die für den Band II in Frage kommen; ich muß sie erst in München nachprüfen, da ich weder Böhm noch Litzmann hier habe . . . Die Hölderlinsche Homer-Übersetzung ist recht interessant; es fragt sich, ob sie in den Band VI kommt oder in eine etwaige Neuauflage des V. Für die Kiepenheuer-Ausgabe kommt sie m. E. nicht in Frage . . . Hier ist's auf die Dauer recht, recht einsam; ich kann mich mit keinem Menschen einmal aussprechen. Die Nachrichten aus Deutschland bzw. aus Europa haben mich wochenlang außerordentlich niedergedrückt, bis ich mich wieder unter dem Eindruck des heranziehenden Frühlings von allen solchen schweren Gedanken mehr und mehr befreite.“

23. 9. 21 Levico: „Ihre von freundlichen Zeilen begleitete umfangreiche Korrektursendung hat mich am letzten Montag buchstäblich elektrisiert. Infolge überraschenden Witterungsumschlages lag ich mit einer heftigen Erkältung im Bett, um mich schleunigst wieder zu heilen; siehe da kam die Sendung und vermochte mehr über mich als eine gerade vorangegangene Schwitzkur!“

15. 9. 22 Högfors (Schweden): „Was Sie von den schweren wirtschaftlichen Nöten Deutschlands schreiben, wird mir von allen Seiten bestätigt und ist sehr niederdrückend – würden Sie mir offen schreiben, ob Sie vor Eintritt des Winters eine größere Summe benötigen? Dann würde ich gern versuchen, jemanden zu finden, der an Ihren Arbeiten Interesse nimmt und sie fördern möchte. Hier gibt es viele Menschen, die deutschen Familien oder einzelnen monatlich 10 Kr. schicken – und nichts für ungut, wenn meine Frage überflüssig war!“

5. 10. 22 Högfors: „Hier auf Högfors hab ich so viel bedeutende, durch tiefe Geistes- und Herzensbildung ausgezeichnete Menschen getroffen, wie noch nie in meinem Leben – ich werd Ihnen mehr davon erzählen, und so wäre es ein Irrtum zu glauben, daß Land und Leute in Schweden mich enttäuscht hätten; nein, alle meine hohen Erwartungen wurden weit übertroffen . . . Zum Schluß die erfreuliche Nachricht, daß die größte und angesehenste Zeitung Schwedens (Svenska Dagbladet) kürzlich einen eingehenden warmen Aufsatz über Hellingraths Vorträge brachte aus der Feder eines bekannten Schriftstellers – ich bring Ihnen den Aufsatz mit.“ (Der Schriftsteller, auf den sich Seebaß bezieht, war der in München lebende, mir gut befreundete Bertil Malmberg. Die Hellingrath-Vorträge waren Mitte 1921 bei Hugo Bruckmann erschienen.)

31. 10. 22 Leipzig: „Es ließ sich nicht vermeiden, nach meiner Rückkehr eine große Geschwister- und Verwandtenreise durchzuführen; so war ich in Wismar, Berlin, Helmstedt, Braunschweig und nun in Leipzig, wo mich meine Lieben einfach nicht fortlassen. Ich komme zu keinen Korrekturen und treffe erst Ende der Woche in München ein.“

28. 4. 23 Stockholm: (In Beziehung auf Graf Hamilton, bei dem Seebaß eingeladen war.) „Mit unsagbarer Verehrung mußte ich immer zu dieser wahrhaft großen Persönlichkeit aufblicken und bin traurig, ihn zur Zeit so ganz deprimiert zu finden. – Mein weiterer Aufenthalt in Schweden ist sehr in Frage gestellt . . . Vielleicht komme ich bald nach

Deutschland zurück, ohne auch nur annähernd so viel Kronen mitzubringen, wie ich gehofft hatte.“

6. 11. 23 Gries b/Bozen: „Nun eine Bitte: ist es Ihnen ohne Umstände möglich, so lassen Sie mir durch die Bücherstube Horst Stobbe ein Exemplar meiner Bibliographie und eines von Band VI (geheftet) als Drucksache auszufuhrfrei – den Zettel kann Ihnen Herr Stobbe geben – zugehen. Ich hoffe, Sie haben noch eines zur Verfügung... Ich soll für 'Ord und Bild' einen Hölderlin-Aufsatz schreiben und habe hier nur eine unvollständige kleine Gedichtsausgabe und Ihr Buch <'Hölderlin. Das Wesen und die Schau'>.“

28. 12. 23 Gries b/Bozen: „Sie werden staunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich täglich englische Lektionen gebe, die nicht schlecht bezahlt werden – freilich langt das Erträgnis nicht zum Heizen des Zimmers: da kommt heut (schon vor einer Woche durch einen lieben Brief angekündigt) von meiner mütterlichen Freundin Baronin Akerhjelm eine Sendung von 500 Lire in meine Hände, so daß ich sorglos die nächsten Monate in einem geheizten Zimmer leben kann. Zur Zeit hab ich begonnen, einige Novellen von Almquist zu übersetzen, um sie dann etwa Langen anzubieten. – Wie Sie mir immer wieder versichern, ist eine Rückkehr nach München immer noch nicht ratsam, und so will ich sehen, im Frühjahr nach Florenz oder Rom zu kommen. Würden auch Sie gegebenenfalls eine Stellung irgendwelcher Art hier unten annehmen? ich stehe mit einer befreundeten Dame in Rom in Korrespondenz und würde mich gerne, wenn Sie es wünschen, für Sie erkundigen. Sehr dunkel muß es ja in München sein, und was das neue Jahr bringt, ist undurchdringlich.“

Im Frühling 1936 reiste Seebaß einige Wochen lang durch Griechenland. Mit einem Auszug aus seinem Reisetagebuch, das er für seine Geschwister verfaßte, sei diese Erinnerung an ihn geschlossen:

#### 1. Mai (Sparta-Mistra)

„Wieder ein Glück ist erlebt“, sagt Hölderlin, dessen Verse mir hier immer wieder in den Sinn kommen, zum Eingang einer seiner großen Dichtungen: das gilt für den ganzen gestrigen Tag, den ich in Mistra zubrachte, dem byzantinischen Pompeji; es ward einer der schönsten meines Lebens. Mit einem unwahrscheinlich „antiken“ Autobus, der am Führersitz ein blumenbekränztes Madonnenbild trug, ging's auf schnurgerader, von hohen Pappeln eingerahmter Straße unter unaufhörlichem Grillenkonzert um 1/2 8 Uhr morgens los durch die fruchtbare, lachende Eurotas- und Magulaebene voll schattiger Maulbeer- und Öl-bäume und Platanen, voll ganzer Haine mit Oleander-, Orangen- und Feigenbäumen – dazwischen Rebhänge mit dichten Weinstöcken, aus denen blutroter Mohn aufleuchtet –, die manchmal den Blick auf das allerschönste griechische Gebirge, den Taygetos, freigaben. Der Wagen hält in Neumistra, weitläufig gebaut mit sauberen (sauber natürlich im griechischen Sinne) Gebäuden – und nun wandere ich zwanzig Minuten leicht bergan: da liegt das bezauberndste Bild vor meinen Augen: die an einen hohen Berg Rücken gelehnte verlassene mittelalterliche Stadt Mistra mit vielen Kirchen, von Zypressen umstanden, Kaiserpalästen, Häusern, Befestigungen, Bäumen, Höfen und Gärten, und oben, etwa 600 m hoch, von den Mauern einer langgestreckten zinnenbewehrten Feste gekrönt. Das war so überraschend großartig und farbenfreudig im hellvioletten Lichte der noch gar nicht hohen Sonne, daß ich überwältigt eine Weile stehen blieb. Dann war es eine Freude sondergleichen, in langsamer Wanderung ganz in dieser Ruinenwelt unterzutauchen; zuerst gelangte ich durch ein wuchtiges, wohlerhaltenes Tor eine schmale schweigende Straße hinauf zur alten „Peribleptos“ oder Stephanuskirche,

in deren einfachem, sehr stimmungsvollem Klosterhof ein antiker Sarkophag, der ausgelassene bacchische Szenen zeigte, als Brunnen diente; eine freundliche, sehr gesprächige alte Frau kam von der malerischen oberen Altane herunter und schloß mir die Kirche mit ihren z. T. ganz gut erhaltenen Fresken auf; die Kuppel sitzt, wie immer bei griechischen Kirchen, nicht über dem Chor, sondern in der Mitte; das ganze in seiner einfachen Architektur sehr anziehend. Die Enkelkinder Christianos und Georgios, kleine hübsche Jungen, begleiteten mich eine Stunde lang in den Ruinen empor durch halbverfallene Tore, enge Gassen, dann wieder auf schwindelnden offenen Pfaden, bis wir eingehend beim sogenannten Despotenpalast frühstückten. Die strahlenden Augen, als ich mit ihnen die mitgenommenen Portokalia und fleischbelegten Brötchen teilte, hätte man sehen mögen!

Am besten erhalten ist die Pantanassa-Kirche mit hohem, wuchtigem Turme, einer entzückenden Säulenloggia und einem kleinen Klostergarten voller weißer Schwertlilien und einem alten Judasbaum, die knorrigen Äste übersät mit rosaroten Blüten, so daß ein Singen und Summen von Bienen und Hummeln vernehmlich wurde. Es hausen schlicht schwarz gekleidete und bescheiden auftretende Nonnen darin; die eine sprach französisch und erzählte die Geschichte der Kirche. Als ich diese betrat, stand die alte Äbtissin vor einem silberstrotzenden Madonnenbild und sprach halb singend in heftig andringender Weise ein langes liturgisches Gebet. In einem kaum verständlichen Französisch versuchte sie mir hernach allerlei zu erklären.

Mit dem älteren der Buben stieg ich zur Burghöhe hinan und dort oben war's schön über alle Worte hinaus: das vorhin beschriebene Bild nun unter mir in den überaus klaren Farben eines griechischen Morgens, dazu der feine Duft der Kamillen und Minzen. Der weite Blick von den leichtgeschwungenen Umrissen des Parnongebirgs im Osten begrenzt, auf der Südseite aber ein tiefes, ernstes Hochgebirgstal, das steil zum Taygetos hinaufgeht, eine Szenerie von gewaltiger Einfachheit und Großartigkeit. Wenig menschliche Ansiedlungen auf dieser Seite lassen sich erkennen, und auch Sparta in dem andern Blickfelde trat ganz zurück. Es war wie die Schöpfung am ersten Tage.

Nachdem ich den kleinen Georgios, der gar nicht fassen konnte, daß ich droben bleiben wollte, entlassen hatte, las ich zunächst dort oben den Eingang zum Johannes-Evangelium auf altgriechisch und überließ mich meinen Gedanken: das Einzige, was alles überdauert, ist doch eben das göttliche Wort; alles Menschenwerk, sei es auch von dem kräftigsten antiken Volke geschaffen oder von den Franken und Byzantinern und Venezianern, wie dieses Mistra, liegt in Ruinen und ist zum völligen Untergang verurteilt – und nun kam mir eine in goldenem Mosaik leuchtende Inschrift in der Panagia in den Sinn: „Gottes Wort aber bleibet in Ewigkeit“...

## THEODOR HEUSS ZUM GEDENKEN

VON

THEODOR PFIZER

Was seine Gefährten und Freunde, seine schwäbische Heimat, was Deutschland, das Abendland, die Institutionen, die mit seinem Namen verbunden waren oder die er geprägt hat, in Theodor Heuss verloren haben, das hat nach seinem Tod im Dezember 1963 ein vielfältig-bewegendes Echo gefunden. Die Hölderlin-Gesellschaft glaubt ein mehrfaches Anrecht zu haben, in ihrem Jahrbuch dieses Mannes zu gedenken. Hölderlin hat Theodor Heuss gewiß auch, wie Mörike, Uhland oder Waiblinger, aus der schwäbischen Dichterlandschaft verstanden, wie er es in seinen Skizzen „Vor der Bücherwand“ beschrieben hat; aber der langjährige Schriftleiter der „Hilfe“, die im Geist Friedrich Naumanns sich nicht allein politischen Fragen zuwandte, sondern allen geistigen Bewegungen sich aufschloß, stand denen nahe, die Hölderlins Dichtung wieder entdeckten, ob sie sich in den Reihen der Jugendbewegung oder der Generation des I. Weltkrieges fanden – als Norbert von Hellingrath mit 28 Jahren fiel, war Theodor Heuss im ähnlichen Alter! Und in einer Betrachtung über Waiblinger meint er: Wer von Hölderlin nicht nur die klugen Bücher kenne, die unsere Zeit über ihn schreibe, sondern nach Wesen und Wirkung in seiner Gegenwart suche, der wisse, daß das Feinste über den kranken und alternden Dichter von jenem jungen Menschen geschrieben wurde, der bescheiden und ehrfürchtig wurde, wenn er zum Dichter des „Hyperion“ ging.

So war es für Theodor Heuss, als er im Herbst 1945 Kultusminister des damaligen Landes Württemberg-Baden wurde, nicht eine übliche Amtspflicht, daß er schon nach wenigen Tagen die weitere Bearbeitung der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe dadurch förderte, daß er Th. Frey bat, den Vorsitz im Verwaltungs-Ausschuß der Ausgabe beizubehalten und das Unternehmen weiterzuführen. Er hat so dazu beigetragen, daß die Ausgabe nicht im Chaos jener Jahre ein Torso blieb. Freilich war es – besonders nach dem Währungsschnitt – nicht leicht, den von der Verlagsgemeinschaft Kohlhammer-Cotta geforderten einmaligen Druckkosten-Zuschuß aufzubringen; auch der inzwischen zum Bundespräsidenten gewählte Theodor Heuss konnte so wenig wie die Bundesregierung über entsprechende Mittel verfügen. Aber er hat von seinem damaligen Amtssitz auf der Viktorshöhe aus auch diese Fäden weiter gesponnen; ihm ist es mit zu danken, daß

die Länder Württemberg-Hohenzollern, Württemberg-Baden und die Stadt Stuttgart sich an der Finanzierung in entsprechendem Umfang beteiligten – neben der großzügigen Spende des damaligen französischen Hochkommissars François Poncet, für die, wieder einer Anregung von Theodor Heuss entsprechend, sich der damalige Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern, Dr. Gebhard Müller, einsetzte.

Es war selbstverständlich, daß die im Herbst 1946 neu gegründete Hölderlin-Gesellschaft Theodor Heuss als Mitglied in ihren Beratenden Ausschuß wählte, nicht den Kultusminister von Württemberg-Baden, in dessen Bereich die Gesellschaft mit ihrem Sitz in Tübingen auch nicht lag, sondern den Mann, der die Verantwortung für das Erbe des Dichters, dessen Werk er zugewandt war, zu wahren sich bemühte. In diesem Gremium ist er bis zu seinem Tode geblieben. Gelegentliche Gespräche mit ihm über die Frage, ob das Staatsoberhaupt der Bundesrepublik in der Gesellschaft nicht als Ehrenmitglied oder Protektor eine ihm angemessenere Funktion haben würde, beantwortete er damit, daß er nicht überall auf Ehrenposten gehoben oder „geschoben“ werden möchte, sondern im Verbundensein mit der unmittelbaren Arbeit der Hölderlin-Forschung und -Pfleger im Rahmen der Gesellschaft tätig bleiben wolle. So hat er es auch bei seinem in der Zeit karg bemessenen Staatsbesuch in Tübingen im Juni 1950 als Bundespräsident nicht versäumt, in Bebenhausen das Hölderlin-Archiv aufzusuchen, und er ist, wenn auch aus der Ferne, der Hölderlin-Gesellschaft immer treu geblieben. Noch zur letzten Jahresversammlung in Berlin im Juni 1963, kurz vor seiner schweren Erkrankung, schickte er freundschaftliche Grüße und Wünsche.

Alle, die mit der Hölderlin-Gesellschaft, mit der Hölderlin-Forschung, dem Hölderlin-Archiv, den Bemühungen um das Weiterwirken des Dichters in unserer Zeit verbunden sind, danken Theodor Heuss in herzlicher Verehrung.

Am 11. Januar 1965 ist Dr. Ernst Boehringer, der Inhaber der Chemischen Fabrik C. H. Boehringer Sohn, seit vielen Jahren großzügiger Förderer und Mitglied des Beratenden Ausschusses der Hölderlin-Gesellschaft, gestorben. Der Präsident der Gesellschaft hat bei der Trauerfeier in Ingelheim am 15. Januar auch für die Hölderlin-Gesellschaft dem Verstorbenen mit folgenden Worten gedankt:

„Um Ernst Boehringer trauern alle, die mit ihm durch gemeinsame Arbeit oder gemeinsame Aufgaben, gemeinsames Erleben oder gleichgestimmtes Denken verbunden waren; es trauern um ihn die Institutionen, denen er sein Gepräge gegeben, denen er als wahrer Edelmann sein Mäzenatentum schenkte. Im Gedankenaustausch mit seinem Vetter Robert Boehringer und Wilhelm Hoffmann hat er vor acht Jahren zusammen mit Schwester und Bruder die „Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften“ gegründet. Der Naturwissenschaft und deren Anwendungen durch Studium und Lebensarbeit verbunden, wollte er in glücklicher Ergänzung den Bereich der Geisteswissenschaften und Künste fördern. Wissenschaftliche Forschungen und Publikationen, Stipendien, gerade auch an solche, die von anderer Seite nicht ermuntert werden, der Ausbau des Hölderlin- und George-Archivs, kostbare Erwerbungen für Museen und Schulen, für die Landesbibliothek in Stuttgart, das Schiller-Nationalmuseum in Marbach, das Fördern von Ausgrabungen waren darin einbezogen. So hat über Württemberg, die Heimat der Väter, deren Bild und Wesen ihm einen unverlierbaren Schatz bedeuteten, das Wirken dieser Stiftung sich bis Rom, Athen und Pergamon erstreckt. Der Beirat der Stiftung dankt ihm in dieser Stunde für dieses einzigartige Werk.

Auch Ingelheim, die Stadt seiner Geburt und seines Wirkens, lag ihm am Herzen. Sein Auftrag an Gelehrte, deren Geschichte in einem Buch festzuhalten, steht vor der Vollendung – wenige Tage nur hätten gefehlt, um ihm dieses Werk in die Hände zu legen.

Und es trauert um den Toten die Hölderlin-Gesellschaft, als deren Präsident ich hier spreche. Seine Mitgliedschaft in deren Beirat war nur die äußere Bestätigung seiner Verbundenheit; und wenn die Gesellschaft durch Jahrbücher und andere Publikationen, durch besondere Forschungen und ihre Jahresversammlungen auch über Deutschland hinaus zu wirken vermochte, so ist das ihm mit zu danken.

Alle aber, denen er mit den Kräften seines weiten Geistes, nicht weniger mit denen eines liebend-verstehenden Herzens zugewandt war, bleiben ihm in herzlichem Gedenken verbunden. Das Bild seines ritterlichen und strahlenden Wesens hegen wir in Verehrung und Liebe, und unser letztes Wort sei: Dank.“

Theodor Pfizer

VON

WILHELM HOFFMANN

Über die Arbeit des Hölderlin-Archivs wurde bisher berichtet in der im Jahr 1942 erschienenen Schrift: Die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, Ein Arbeitsbericht, Stuttgart: Cotta 1942 S. 45–48 (von Irene Koschlig-Wiem), sodann in folgenden Hölderlin-Jahrbüchern: Iduna Jg. 1/1944 S. 231–233, Hölderlin-Jahrbuch Jg. [2]/1947 S. 228–239, [3]/1948–49 S. 241–250, [4]/1950 S. 176–178, [5]/1951 S. 158–160, [6]/1952 S. 155–159, [7]/1953 S. 142–144, 10/1957 S. 191–198. Dieser Bericht endete mit dem Stichtag des 31. März 1957, so daß also nunmehr bis zum 31. Dezember 1964 zu berichten ist.

### 1. Fotografien der Handschriften Hölderlins

Über die Entstehung und den Aufbau der Sammlung ist im letzten Bericht ausführlich gesprochen. Der damalige Bestand belief sich auf etwa 2600 Stücke. Er wurde nur um die unter Ziffer 2 des heutigen Berichtes zu nennenden Handschriftenfunde vermehrt. Es existieren grundsätzlich drei Exemplare: ein Archivexemplar, das möglichst nicht berührt werden soll, ein weiteres Exemplar im Hölderlin-Archiv, das den Benutzern zur Arbeit dient, und ein Exemplar, das dem jeweiligen Bandbearbeiter zur Verfügung gestellt ist und von diesem nach Beendigung der Arbeit an das Archiv zurückgegeben wird. Das letztere ist inzwischen geschehen. Etwaige Lücken wurden durch das Archiv ergänzt. Die Beschriftungen der Abzüge wurden nach den Bänden der Stuttgarter Ausgabe und dem Handschriftenkatalog (s. u.) berichtigt und weitergeführt.

### 2. Handschriftenfunde

Eine Liste von Handschriften, die einmal nachgewiesen waren, heute aber verschollen sind, befindet sich in dem gedruckten Handschriftenkatalog, darunter auch die noch immer nicht wiederaufgefundene Handschrift von „Männerjubiläum“ v. 1–40. In der Berichtszeit sind folgende Handschriften neu aufgetaucht:

Okt. 1959: Namenseintrag Hölderlins in: Friedrich Schiller, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung Bd. 1. Leipzig: Crusius 1788.  
Erworben von Dr. Robert Bloch, Philadelphia.  
Heutiger Besitzer: Württembergische Landesbibliothek, Hölderlin-Archiv.

Unseres Wissens ist dieses Buch das einzige, in dem sich ein eigenhändiger Besitzvermerk Hölderlins befindet. Es tauchen immer wieder Bücher mit dem Namenseintrag „Hölderlin“ auf. Diese Tatsache hat Dr. Manfred Koschlig, den Direktor der Bibliothek der Technischen Hochschule in Stuttgart, veranlaßt, der

Frage nachzugehen. Er hat darüber berichtet in seinem Aufsatz „Mit eigenhändigem Namenszug Hölderlins“ in *Stultifera Navis* Jg. 9 (1952) S. 173–176 und festgestellt, daß es sich in allen diesen Fällen nicht um Friedrich Hölderlin, sondern um Carl Wilhelm von Hölderlin, Landgerichtspräsident in Ulm (1823 bis 1889) handelt, der ein entfernter Verwandter des Dichters und ein passionierter Büchersammler war.

Dez. 1960: Sinnsprüche für fünf Besucher, aus dem Nachlaß von David Friedrich Strauss.

Geschenk der Enkelin von Strauss, Fräulein Frieda Heusler, Bonn, an die Württembergische Landesbibliothek.

Erster Druck: Große Stgt. Ausg. Bd. 4/1961 S. 807 f.

Heutiger Besitzer: Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart.

Sept. 1962: Brief an die Schwester o. D. [aus der kranken Zeit]

Erster Druck: Adolf Beck, *Der kranke Hölderlin an seine Schwester*, Zwei unbekannte Briefe. *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1963 S. 100–105.

Besitzer: The Historical Society of Pennsylvania, Philadelphia/PA.

Aug. 1963: Brief an die Schwester [1829].

Geschenk von Dr. Hans Staelin, München.

Erster Druck: Adolf Beck, *Der kranke Hölderlin an seine Schwester*, Zwei unbekannte Briefe. *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1963 S. 100–105.

Heutiger Besitzer: Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N.

Einige wenige Besitzveränderungen von Handschriften gegenüber den im Handschriftenkatalog angegebenen Eigentumsverhältnissen sind im Hölderlin-Archiv festgehalten. So liegt der gesamte, vormals im Besitz von Prof. Dr. Arnold Escher-Blaß / Zürich befindliche Nachlaß Johann Gottfried Ebels heute in der Zentralbibliothek Zürich. Sie besitzt nun auch die vier Briefe Hölderlins an Ebel. – Die Handschrift des Spätgedichtes „Der Sommer“ (Das Erndtefeld erscheint . . .), die der Hölderlin-Gesellschaft gehört und sich im Hölderlinturm befand, dort aber seit vielen Jahren vermißt wird, hat sich wieder gefunden und wird demnächst von dem heutigen Besitzer zurückgegeben werden. – Das Schiller-Nationalmuseum konnte im Januar 1961 durch Vermittlung der Stuttgarter Galerie Wolfgang Ketterer von Frau Neuburger / Los Angeles die im Handschriftenkatalog S. 137 als fehlend bezeichnete „Beilage M“ zur Uhland-Schwabschen Druckvorlage für die Gedichtausgabe 1826 erwerben. Es sind die Verse 1–18 von „Der Gang aufs Land, An Landauer“ in der Abschrift Ludwig Uhlands, die in die Erstausgabe der Gedichte 1826 S. 120 f. Aufnahme gefunden haben. Daß das Blatt zu der in der Württembergischen Landesbibliothek als cod. poet. fol. 63 Va 1 befindlichen Druckvorlage 1826 gehört, hat Professor Friedrich Beißner festgestellt. – Inzwischen hat sich auch der vermutliche Vorbesitzer der „Friedens-

feier“- Handschrift ermitteln lassen. Wenn – vgl. Stgt. Ausg. 3 S. 540 – PHS. schreibt, daß ihm zu seinem 50. Geburtstag am 6. Mai 1917 diese Handschrift geschenkt sei, so liegt die Vermutung nahe, daß es sich um den am 6. Mai 1867 geborenen Berliner Bankier Paul Hermann von Schwabach (1867–1936) handelt. Es ist aber immer noch keine Spur des Vaters von Fräulein Rose Berend gefunden worden, aus dessen Nachlaß diese die Handschrift Herrn von Schwabach geschenkt hat. Die Nachforschungen werden fortgesetzt.

### 3. Lebensdokumente

Die Sammlung der Lebensdokumente beziehungsweise von Fotografien derselben sowie von Bildnissen Hölderlins, seines Familien- und Freundeskreises und von Hölderlin-Stätten, die nach dem Stand des letzten Berichtes ungefähr 2600 Nummern umfaßte, konnte wesentlich erweitert werden. Dies geschah vor allem im Zusammenhang mit der Bearbeitung des 7. Bandes der Großen Ausgabe durch Adolf Beck. Der Band wird dieses Material im Einzelnen erschließen. – Die Bildnissammlung konnte um etwa 50 Stücke vermehrt werden. Sie soll weiter vervollständigt werden und als Grundlage für den von der Hölderlin-Gesellschaft in der Reihe ihrer Schriften geplanten Hölderlin-Bildband dienen.

### 4. Sammlung der Druckschriften

	Zuwachs 1957–1964	Bestand 31. 12. 1964
Bücher	890 (darunter 5 Erst-	2685
Aufsätze aus Zeitschriften	470 drucke, sowie	1805
Aufsätze aus Zeitungen	289 Mikrofilme von	1844
Rezensionen	504 Dissertationen)	939
Vertonungen	53	350
Schall- und Sprechplatten	26	26

Für die Benutzung der Mikrofilme steht seit zwei Jahren ein neues Lesegerät zur Verfügung. Die Firma Dr. Karl Thomae in Biberach hat die Erwerbung eines Plattenspieler für das Hölderlin-Archiv zugesagt.

Die Aufmerksamkeit des Archivs richtete sich auch auf die zum erstenmal von Ernst Müller in seinem Buch „Hölderlin, Studien zur Geschichte seines Geistes“ (Stuttgart: Kohlhammer 1944) S. 21–25 beschriebene Bibliothek des Dichters, die in dem im Stadtarchiv in Nürtingen befindlichen Verzeichnis seines Nachlasses zusammengestellt war. Seither hat sich Adolf Beck eingehend mit dieser Frage befaßt; er wird im 7. Band der Stuttgarter Ausgabe darüber berichten. Von den 78 Titeln konnte das Archiv bisher 16 erwerben, wobei aber noch kein Exemplar aus Hölderlins Besitz, sondern nur andere Exemplare des betreffenden Werkes gefunden werden konnten. Die bereits erwähnte Schiller-Ausgabe (vgl. Handschriftenfunde a) ist im Nachlaß-Verzeichnis nicht enthalten. – Das Archiv bemüht sich auch, die Werke von Hölderlins Freunden, so die von Böhlendorff, Ebel, Magenu, Neuffer, Siegfried Schmid und Sinclair zu sammeln.

Die Erwerbungen des Archivs werden laufend verzeichnet in den alle zwei

Monate zusammengestellten und vervielfältigten Neuerwerbungslisten, von denen bis 31. Dez. 1964 112 Nummern erschienen sind.

Das Archiv dankt folgenden Personen und Institutionen für Bereicherung seiner Bestände, meist durch ihre eigenen Arbeiten: Nils Arvid Afzelius, Stockholm; Beda Allemann, Würzburg; Giovanni Vittorio Amoretti, Pisa; Emmon W. Bach, Austin/Texas; Robert L. Beare, Baltimore/Maryland; Adolf Beck, Hamburg; Friedrich Beißner, Tübingen; Maurice Benn, Nedlands/Australien; István Bernáth, Budapest; Wolfgang Binder, Herrliberg bei Zürich; Bernhard Böschenstein, Grand-Lancy bei Genf; Wilhelm Hans Braun, Friedberg in Hessen; Maria Cornelissen, Tübingen; Friedhelm Döhl, Göttingen; Anton Gail, Grevenbroich; Rafael Gutiérrez Girardot, Bonn; Ulrich Häussermann, Innerwald/Chiemgau; Michael Hamburger, London; Heinz Hannemann, Berlin (Buchhandlung „Der Bücherwurm“); Hugo Herrmann, Stuttgart; Erich Hock, Würzburg; Walter Hof, Königstein im Taunus; Jens Hoffmann, Stuttgart; Philippe Jaccottet, Grignan/Drôme; Keiji Ihara, Tokyo; Yoshito Inoue, Tokyo (z. Z. Tübingen); Alfred Kelletat, Berlin; Lothar Kempter, Winterthur; Herbert Klemm, Berlin; Erhard Lenk, Markgröningen; Fritz Lockemann, Mainz; Detlev Lüders, Frankfurt a.M.; Ondra Lysohorsky (Erwin Goy), Bratislava; A. St. Mágr †, Praha; Günther Mieth, Leipzig; Miljan Mojašević, Beograd; Rodolfo Paoli, Florenz; Alessandro Pellegrini, Mailand; Ludwig von Pigenot, München; Adalbert Plott, Leipzig; Ervino Pocar, Mailand; Paulo Quintela, Coimbra; Paul Raabe, Marbach a. N.; Joachim Rosteutscher, Kapstadt; Lawrence Ryan, Sydney; Robert Schinzing, Tokyo; Alfred Schlagdenhauffen, Straßburg; Gisela Schneider-Herrmann, Den Haag; Hans Schottmann, München; Li Seebaß, Tutzing; Walter Silz, New York; Ernst L. Stahl, Oxford; Junsuke Suita, Tokyo; Mirjam Tuominen, Helsingfors; György Mihály Vajda, Budapest; Wolfgang Wick, Berlin; Zdzislaw Żygulski, Wrocław; Arion Verlag, Weimar; Aufbau-Verlag, Berlin; Bärenreiter-Verlag, Kassel; Bayerischer Schulbuch-Verlag, München; Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar; Albert Bonniers Förlag, Stockholm; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; Giulio Einaudi Editore, Turin; S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.; Francke Verlag, Bern-München; Gyldendal, Kopenhagen; Heliopolis-Verlag, Tübingen; Verlag Herder, Freiburg i. Br.; Insel-Verlag, Frankfurt a. M.; Ernst Klett Verlag, Stuttgart; Kösel-Verlag, München; Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart; J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart; J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen; Arnaldo Mondadori Editore, Mailand; Neske Verlag, Pfuldingen; Phil. Reclam jun., Stuttgart; Verlag Rütten & Loening, Berlin; Sansoni, Florenz; B. Schott's Söhne, Mainz; L. Schwann Verlag, Düsseldorf; Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.; Vallecchi Editore, Florenz; Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen; Volk und Wissen Volkseigener Verlag, Berlin; Volksverlag, Weimar; Winkler-Verlag, München; Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg; Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt; Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt; Deutsche Schillergesellschaft, Marbach a. N. / Stuttgart; Hölderlin-Gesellschaft, Tübingen.

## 5. Kataloge

Es werden folgende Kataloge geführt:

Hölderlins Werke: Erstdrucke, Gesamtausgaben, Teilausgaben, Gedichte, Hyperion, Empedokles, Übersetzungen, Briefe, Anthologien, Übertragungen in fremde Sprachen.

Literatur über Hölderlin, einschließlich aller wichtigen Literaturgeschichten, in denen er behandelt ist, und weiteren Werke, die ihn erwähnen.

Rezensionen, angefangen von den zeitgenössischen Besprechungen seiner Dichtung über diejenigen der Ausgaben seiner Werke bis zu denen, die die Literatur über Hölderlin besprechen.

Facsimilia von Handschriften Hölderlins, worunter sich auch solche befinden, deren Original verschollen ist.

Schlagwortkatalog, in dem die Hölderlin-Literatur inhaltlich erschlossen wird.

## 6. Veröffentlichungen

Auch die Veröffentlichungen, die im letzten Bericht aufgeführt wurden, sind fortgesetzt worden. Von den „Veröffentlichungen des Hölderlin-Archivs“ erschienen zwei weitere Hefte:

Maria Cornelissen, Orthographische Tabellen zu Handschriften Hölderlins, Stuttgart, Landesbibliothek 1959 (H. 2);

Johanne Autenrieth und Alfred Kelletat, Katalog der Hölderlin-Handschriften. Auf Grund der Vorarbeiten von Irene Koschlig-Wiem, Stuttgart, Landesbibliothek 1961 (H. 3). Dieser Band enthält eine genaue Liste aller dem Archiv zum damaligen Zeitpunkt bekannt gewesenen Originalhandschriften Hölderlins sowie der wichtigsten zeitgenössischen Abschriften, nach Standorten geordnet, sowie eine Geschichte der Überlieferung des Hölderlinschen Nachlasses. Ein weiteres Heft der „Veröffentlichungen“ ist bisher nicht erschienen. Es wird gegenwärtig geprüft, ob die ebenso wie der Handschriftenkatalog ursprünglich als Teil der Ausgabe geplante Gesamtbibliographie als Heft der Veröffentlichungen erscheinen soll.

Ferner sind erschienen:

Maria Kohler, Hölderlin-Bibliographie 1956–1958. Hölderlin-Jahrbuch Bd. 11 (1958–1960) S. 239–283;

dass. 1959–1961. Hölderlin-Jahrbuch Bd. 12 (1961–1962) S. 305–349;

Geschichte der Hölderlin-Drucke. Ausgaben, Handschriften, Dokumente. Eine Ausstellung des Hölderlin-Archivs, zusammengestellt von Maria Kohler. Mit einer Einleitung: Paul Raabe, Hölderlins Bemühungen um den Druck seiner Werke. (Anlässlich der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft ... 1961 in Tübingen veranstaltet ...). Tübingen 1961. (Tübinger Kataloge 5)

Sämtliche Veröffentlichungen einschließlich der Neuerwerbungslisten können vom Archiv bezogen werden. Vom Archiv kann auch bezogen werden der Sonderdruck des Vortrages von Momme Mommsen, Berlin: Dionysos in der Dichtung Hölderlins, Germanisch-Romanische Monatsschrift Bd. 13 (1963) S. 345–379.

Eine größere Zahl von Exemplaren ist von der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften zur Verfügung gestellt worden. Auf Grund einer Bewilligung derselben hilfreichen Stiftung stehen beim Archiv auch Exemplare des Buches von Paul Raabe, *Die Briefe Hölderlins*, Stuttgart, Metzler 1963, zur Verfügung.

## 7. Benutzung

Der Natur des Archivs nach ist seine Benutzung mehr intensiv als zahlenmäßig umfangreich. Etwa 250 Forscher kamen aus allen Teilen der Welt, zum Teil für längere Aufenthalte nach Bebenhausen, unter ihnen eine größere Zahl von Doktoranden. Die Ergebnisse solcher Studienaufenthalte liegen in zahlreichen Publikationen vor, in denen oft auch der Dank an die Forschungsstätte ausgesprochen ist. Das Zusammensein der fast lückenlosen Hölderlin-Literatur an einem Ort in der Form einer Präsenzbibliothek macht den besonderen Charakter des Archivs aus. Deswegen werden auch nur in wenigen dringenden Ausnahmefällen Bücher oder Sonderdrucke nach auswärts verliehen. Einschließlich von Handschriftenfotografien geschah dies immerhin in 680 Fällen. In 600 Fällen wurden z. T. ausführliche schriftliche Auskünfte aus den Beständen des Archivs erteilt.

Zu kürzeren Aufenthalten erschienen 600 Besucher, darunter: Shin Aidzu, Tokyo; Jean Beaufret, Paris; Pierre Bertaux, Paris; Claus Victor Bock, London; Paul Böckmann, Köln; Ernst Boehringer †, Ingelheim; Robert Boehringer, Genf; Martin Buber, Jerusalem; Eduard Goldstücker, Prag; Carlo Grünanger †, Mailand; Martin Heidegger, Freiburg; Miljan Mojašević, Beograd; Heinz Politzer, Berkeley; Paulo Quintela, Coimbra; Joachim Rosteutscher, Kapstadt; Edgar Salin, Basel; Herbert Steiner, Marbach a. N.; Elida Maria Szarota, Warschau; Eberhard Zeller, Fischbach a. B.; Hans Zeller, Zürich.

Außerdem wurden unter anderem folgende Gruppen im Archiv geführt: Germanistenkongreß Marbach a. N. anlässlich der Schiller-Feiern 1959; Studentengruppe aus Bern; Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt; Studentengruppe der Universität Leiden, Abt. Deutsche Sprache und Literatur; Verein Schweizerischer Deutschlehrer; Oberklasse des Wildermuth-Gymnasiums Tübingen; Seminar für Deutsche Philologie München; Germanistisches Seminar der Universität Marburg; Klasse IV der Helene-Lange-Schule Markgröningen; Deutsches Seminar München; Germanistisches Institut Saarbrücken; Humboldt-Gymnasium Ulm; Deutsches Seminar der Universität Würzburg.

Das Archiv (Anschrift: 7401 Schloß Bebenhausen über Tübingen) ist wochentags von 9–17 Uhr, samstags von 9–12 Uhr zugänglich.

## 8. Nachlässe von Hölderlin-Forschern

Dem Archiv ist es eine Freude, daß ihm in den letzten Jahren die Nachlässe einiger Persönlichkeiten anvertraut worden sind, die in der Hölderlin-Forschung standen und zum Teil mit dem Archiv in enger Verbindung waren.

### Norbert von Hellingrath (1888–1916)

Der umfangreichste dieser Nachlässe und zugleich ein Bestand von hohem wissenschaftlichem und persönlichem Wert ist der Nachlaß von Norbert von Hellingrath. Ludwig von Pigenot, München, hat diese Papiere im Juli 1964 dem Archiv im Auftrag von Frau Imma von Bodmershof geb. von Ehrenfels übergeben, zugleich auch im Namen der Familie Hellingrath. Dies geschah nach sehr eingehenden Aussprachen. Dem Archiv ist es eine besondere Verpflichtung, diesen kostbaren Besitz der Forschung und der Nachwelt zu überliefern. In einem eigenen Aufsatz (vgl. S. 147 dieses Bandes) hat cand. phil. Jochen Schmidt, ein Schüler von Friedrich Beißner, den von ihm im Archiv geordneten Nachlaß auf Grund der Vorarbeiten von Ludwig von Pigenot beschrieben.

### Wilhelm Böhm (1877–1957)

Diesen Nachlaß erhielt das Archiv im Januar 1958 von Frau Gertrud Böhm in Hannover. Er besteht hauptsächlich aus der Korrespondenz von Wilhelm Böhm zu den vier Auflagen seiner Hölderlin-Ausgabe und zu seinen Hölderlin-Arbeiten; darunter befinden sich auch Briefe von Wilhelm Dilthey, Norbert von Hellingrath, Edmund Husserl, Franz Muncker, Ludwig von Pigenot, Eduard Spranger, Karl Viëtor, Karl Wolfskehl, Franz Zinkernagel.

### Werner Kirchner (1895–1961)

Der Nachlaß wurde gestiftet von Frau Annemarie Kirchner, Bad Homburg v. d. H., im Januar 1962. Er enthält folgende Gruppen: 30 Hefte, bezeichnet „Sinclair“, foliiert 1–3069; 35 Hefte Aufzeichnungen und Abschriften zu verschiedenen Themen, u. a. zu Hölderlins zweitem Aufenthalt in Homburg, zu Sinclair, zu Friedrich V. Landgrafen von Hessen-Homburg und seiner Familie, zum Freundeskreis Sinclairs; 6 Mappen Abschriften nach Handschriften: Dichtungen Sinclairs, philosophische Arbeiten, Tagebuch und sonstige Niederschriften Sinclairs, Briefe Sinclairs, Briefe an ihn, Briefe an Johann Smidt, Bremen von Franz Wilhelm Horn und Sinclair, Briefe der Landgräflichen Familie; 4 Mappen Abschriften und Notizen zu dem Buch Kirchners „Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair“ (Marburg/L. 1949); 3 Mappen Aufzeichnungen zu verschiedenen Themen; 4 Mappen Korrespondenz Kirchners betr. Hölderlin und Sinclair.

### Friedrich Seebaß (1887–1963)

Durch Vermittlung von Ludwig von Pigenot wurde dieser Nachlaß dem Archiv im Juli 1964 von Frau Li Seebaß, Tutzing, gestiftet. Er enthält u. a.: Druckbogen zu Bd. 1, 4 und 5 der 1. Auflage der Hellingrath-Ausgabe; Fahnen und Druckbogen zu den Nachträgen zur 3. Auflage der Hellingrath-Ausgabe, auch zu den in der 3. Auflage nicht mehr erschienenen Bänden 5 und 6; 7 Hefte mit Notizen zu Hölderlin-Themen; verschiedene Mappen Briefwechsel (teilweise Abschriften), u. a. mit Norbert von Hellingrath, mit Hellingraths Mutter, Imma von Bod-

mershof-Ehrenfels, Elsa Bruckmann, Ludwig von Pigenot, Wilhelm Michel, Franz Muncker; eine ungedruckte Arbeit „Clemens Brentanos Verhältnis zu den Dichtern seiner Zeit“ (271 u. 60 Bl., Masch.schr.).

Christian Waas (1874–1945)

Die Papiere erhielt Werner Kirchner im Jahre 1951 von Frau Mathilde Waas, Bad Nauheim. Mit dem Nachlaß Kirchners kamen sie ins Hölderlin-Archiv. Es handelt sich um ein Manuskript „Friedrich Emerich aus Wetzlar und die Mainzer Hölderlin-Freunde“, um verschiedene Mappen mit Materialien zu Emerich und zu seinem Bekanntenkreis, und um die Korrespondenz von Christian Waas seine Nachforschungen über Emerich betreffend.

Sämtliche Nachlässe sind aus urheberrechtlichen Gründen nur mit besonderer Genehmigung benutzbar. – Bei allen Papieren befanden sich außerdem Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsaufsätze über Hölderlin, die, sofern sie noch nicht vorhanden waren, der Bibliothek des Archivs eingereicht wurden.

## 9. Die Stuttgarter Ausgabe

In der Berichtszeit sind von der Großen Ausgabe der zweite Halbband zum sechsten Band, also die Lesarten und Erläuterungen zu Hölderlins Briefen (1958) und der vierte Band mit Text und wissenschaftlichem Apparat zum „Empedokles“ und zu den Aufsätzen Hölderlins (1961) erschienen. Somit liegen nun alle uns bekannten Texte und Manuskripte vor. Von den inzwischen vergriffen gewesenen Bänden 2 und 5 stellte der Verlag Kohlhammer im Jahr 1964 einen unveränderten fotomechanischen Nachdruck her, so daß auch diese Bände nun wieder lieferbar sind. – Die Kleine Ausgabe wurde ergänzt um die Bände 3 (Hyperion: 1958), 6 (Briefe: 1959) und 4 (Der Tod des Empedokles, Aufsätze: 1962). Sonderausgaben der Bände 1–6 wurden hergestellt für die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt und für den Verlag Rütten & Loening in Berlin (Ost). Die vergriffen gewesenen Bände 1 und 2 der Kleinen Ausgabe sind 1961 ebenfalls fotomechanisch nachgedruckt worden.

Der siebente Band, die Briefe an Hölderlin und die Lebensdokumente enthaltend, wird, so hoffen wir, nun bald folgen können. Die Texte liegen größtenteils in Fahnen vor.

Wir geben hier noch einen Überblick über die wichtigsten zu den einzelnen Bänden erschienenen Rezensionen:

### Bd. 1

Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 69, 1956/57, 75–82 (Beda Allemann; auch zu Bd. 2 u. 5); Erasmus 12, 1959, 213–218 (Pierre Bertaux; auch zu Bd. 2, 3, 6/2); Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 30, 1956, 329–366 (Heinz Otto Burger; auch zu Bd. 2, 5, 6); German Life & Letters (Oxford) 7, 1953/54, 69–71 (Michael Hamburger; auch zu Bd. 2); Hochland 42, 1950, 307–309 (Friedhelm Kemp); Sonntagspost (Winterthur) 22. März 1952 (Lothar Kempfer; auch zu Bd. 2); Kulturleben (Antwerpen) 22, 1955, 344–355 (Victor Leemans; auch zu Bd. 2, 5, 6/1); Universitas 17, 1962, 45–60 (Ernst Müller; auch zu Bd. 2–5); Zeitschrift für

Deutsche Philologie 68, 1943/44, 198–201 (E. Müller); Letterature moderne (Mailand) 6, 1956, 97–104 (Rodolfo Paoli; auch zu Bd. 2 u. 5); Dichtung und Volkstum [= 2. Folge von Euphorion] 43, 1943, 250–253 (Hermann Pongs); Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 21, 1943, Referatenheft S. 88–123 (Hans Pyritz); Iduna [= Hölderlin-Jahrbuch] 1, 1944, 225–230 (H. Pyritz).

Bd. 2 (vgl. auch die Besprechungen zu Bd. 1)

Museum (Leiden) 59, 1954, 61–64 (Jan Aler); Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa Ser. 2, 20, 1951, 290–293 (Giovanni Vittorio Amoretti); The Germanic Review (New York) 27, 1952, 211–219 (Robert L. Beare); Frankfurter Allgemeine Zeitung 14. Juni 1952 (Clemens Heselhaus); Euphorion 48, 1954, 363–369 (L. Kempfer; auch zu Bd. 5); Wort und Wahrheit 7, 1952, 379–381 (Eduard Lachmann); Bonniers Litterära Magasin (Stockholm) 21, 1952, 760–763 (Bertil Malmberg); Universitas 7, 1952, 465 bis 472 (E. Müller); Deutsche Literaturzeitung 77, 1956, 741–748 (Joachim Müller; auch zu Bd. 5 u. 6/1); The Modern Language Review (Cambridge/England) 48, 1953, 229 (Ronald Peacock); Hölderlin-Jahrbuch 1953, 80–105 (H. Pyritz); The Journal of English and Germanic Philology (Urbana, Ill.) 58, 1959, 750–756 (Helmut Rehder; auch zu Bd. 5 u. 6); Neue Literarische Welt (Darmstadt) 10. Januar 1952 (Dietrich Seckel); Etudes Germaniques (Paris) 9, 1954, 73 f. (Alfred Schlagdenhauffen); Neue Zürcher Zeitung 24. November 1951 (Emil Staiger); The Times Literary Supplement (London) 29. Juli 1955 (anonym; auch zu Bd. 5 u. 6/1).

Bd. 3 (vgl. auch die Besprechungen zu Bd. 1)

Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa Ser. 2, 28, 1959, 149 f. (G. V. Amoretti; auch zu Bd. 6); The Germanic Review 33, 1958, 308–314 (R. L. Beare; auch zu Bd. 5 u. 6/2); Kulturleben 25, 1958, 679–681 (V. Leemans; auch zu Bd. 6); Deutsche Literaturzeitung 79, 1958, 643–648 (J. Müller); Etudes Germaniques 13, 1958, 372 f. (A. Schlagdenhauffen); Neue Zürcher Zeitung 28. Februar (Fernaussg. 1. März) 1962 (E. Staiger; auch zu Bd. 4 u. 6).

Bd. 4 (vgl. auch die Besprechungen zu Bd. 1 u. 3)

Erasmus 15, 1962/63, 87–90 (P. Bertaux); Sonntagspost 5. Januar 1962 (L. Kempfer); Deutsche Literaturzeitung 83, 1962, 321–327 (J. Müller; auch zu Bd. 6/2); The Journal of English and Germanic Philology 61, 1962, 697–699 (Philipp Marshall Mitchell); Germanistik 3, 1962, 111 f. (Lawrence Ryan); Etudes Germaniques 18, 1963, 200 f. (A. Schlagdenhauffen); The Times Literary Supplement 24. November 1961 (anonym).

Bd. 5 (vgl. auch die Besprechungen zu Bd. 1–3)

Paideia (Arona) 9, 1954, 138 f. (G. V. Amoretti); Sonntagspost 21. November 1953 (L. Kempfer); Hölderlin-Jahrbuch 11, 1958/60, 218–222 (Georg Peter Landmann); Erasmus 7, 1953/54, 285 f. (Hendricus Sparnaay); Neue Zürcher Zeitung 12. Juli 1953 (E. Staiger).

Bd. 6 (vgl. auch die Besprechungen zu Bd. 1–4)

Paideia 11, 1956, 393 (G. V. Amoretti); Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 72, 1960/61, 171–176 (B. Allemann); Erasmus 11, 1958, 37–39 (P. Bertaux); Sonntagspost 5. Juni 1959 (L. Kempfer); Etudes Germaniques 11, 1956, 265 f. (A. Schlagdenhauffen).



Der Arbeitsausschuß der Stuttgarter Ausgabe hat am 5. September 1960 in Bebenhausen über den Fortgang der Ausgabe beraten. Am 16. Februar 1961 fand im Kultusministerium in Stuttgart eine Sitzung statt unter dem Vorsitz des damaligen Kultusministers Professor Dr. Gerhard Storz. Beratungsthema war vor allem die Finanzierung des Hölderlin-Wörterbuches. – Adolf Beck wurde in den Verwaltungsausschuß berufen. Dieser setzt sich demnach nun aus folgenden Mitgliedern zusammen: Professor Dr. Gerhard Storz, Ministerialdirigent Wolf Donndorf, Professor Dr. Friedrich Beißner, Professor Dr. Adolf Beck, Dr. Oskar Rühle, Professor Carl Keidel, Oberbürgermeister Dr. Theodor Pfizer, Direktor Dr. Wilhelm Hoffmann, die Oberbürgermeister der Städte Stuttgart und Bad Homburg v. d. H., der Rektor der Universität Tübingen, Frau Marianne Farenholtz.

Wir freuen uns, daß Carl Keidel, nicht zuletzt seiner Verdienste um die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe wegen, im Jahre 1963 von Herrn Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger durch die Verleihung des Professortitels geehrt wurde.

#### 10. Räumliche Veränderungen

Das ständige Anwachsen der Bestände des Archivs erforderte dringend eine räumliche Erweiterung. Schon im Frühjahr 1959 wurde die Arbeitsstelle des Hölderlin-Wörterbuches in den Hegel-Bau der Universität Tübingen verlegt. Am 1. April 1961 wurde eine dem Hölderlin-Archiv gegenüber gelegene Wohnung frei, die nach gründlicher Renovierung und entsprechender Ausstattung seit dem Herbst 1962 nun die Bibliothek des Archivs, einen Benutzerraum und einen Arbeitsraum für die Mitarbeiter beherbergt. Auch die bis dahin benutzten Räume erfuhren nach Plänen der Architekten John und Eila Meiling eine sorgfältige Umgestaltung durch das Staatliche Hochbauamt Tübingen. Die Firma Dr. Karl Thomae in Biberach stiftete für alle Räume eine zentrale Heizung, Herr Dr. Ernst Boehringer ermöglichte, daß auch die Möblierung ergänzt werden konnte.

Aufrichtiger und herzlicher Dank sei all denen gesagt, die an der langwierigen Umgestaltung mitgewirkt haben. Unser großzügiger und freundschaftlicher Förderer war bis in seine letzten Lebenstage hinein Dr. Ernst Boehringer in Ingelheim a. Rh., dessen Tod am 11. Januar 1965 auch in unserem Kreis eine tief schmerzliche Lücke gerissen hat. Wir haben in der Zeitschrift *Attempo* der Tübinger Universität angedeutet, was auch wir diesem hochgesinnten Manne, dem wir immer in Dankbarkeit verbunden bleiben, schulden. Wir danken ferner besonders Dr. Robert Boehringer in Genf für beratende und vermittelnde Hilfe, Direktor Kleinkauf in Biberach für die Ausarbeitung der Pläne zum Einbau der Zentralheizung und für die Neumöblierung, den Architekten John und Eila Meiling in Heidelberg; für alle amtliche Hilfe und für die Renovierungsarbeiten dem Staatlichen Liegenschaftsamt Tübingen (Oberregierungsrat Hakenbeck) und dem Staatlichen Hochbauamt Tübingen (Oberbaurat Daiber), für die Sondermittel zur Beschaffung eines Bodenbelags der Oberfinanzdirektion Stuttgart, und schließlich für tatkräftige und unverdrossene Hilfe bei den Umzugs- und Reinigungsarbeiten Fräulein Irene Federle, Herrn Schloßverwalter Haug, Bebenhausen und Herrn Rolf Lembeck von der Landesbibliothek.

Mitarbeiter des Archivs waren in der Berichtszeit Bibliotheksinspektorin Maria Kohler, Elfriede Schmid (bis Oktober 1961), Irene Federle (April 1962 – April 1964), Lili Talmann (seit April 1964). In den Sommermonaten 1964 ordnete und katalogisierte cand. phil. Jochen Schmidt den Nachlaß Norberts von Hellingrath.

Maria Kohler hat an diesem Bericht mitgearbeitet und auch die Korrektur überwacht. Dafür und für ihre unermüdliche Arbeit im Archiv sei ihr an dieser Stelle aufrichtiger Dank ausgesprochen.

Abgeschlossen am 31. März 1965.

## BERICHT

ÜBER DIE JAHRESVERSAMMLUNG IN BERLIN 7.-9. JUNI 1963

Am 7. Juni, dem 120. Todestag des Dichters, begann die 8. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Berlin. Nicht ohne eine leichte Sorge sahen manche gerade dieser Tagung entgegen: Würden genügend Mitglieder und Freunde nach Berlin kommen können? Würde die Versammlung in der Vielzahl kultureller Veranstaltungen Berlins nicht untergehen? Setzte man sich gar Mißdeutungen aus, daß gerade Berlin als Tagungsort gewählt wurde?

Keine dieser Befürchtungen hat sich bestätigt. Die Besucher kamen in großer Zahl aus Westdeutschland, vor allem natürlich aus Berlin; und hier waren es wieder die Studenten der Freien Universität, die sich zu allen Veranstaltungen drängten. „Man kann es kaum manipulieren“, schrieb dazu der Berliner 'Tagesspiegel', „daß eine Tagung so lebhaft besucht wird, wie es bei dieser Zusammenkunft vom 7. bis zum 9. Juni der Fall war. Man hat es auch nicht in der Hand, daß das Besucherbild in der rechten Mischung von Jung und Alt, Mann und Frau, Prominenz und Publikum so ‚ideal‘ erscheint.“

Die Frage einer Mißdeutung hinsichtlich der Wahl Berlins als Tagungsort stellte sich überhaupt nicht. Es wurde als selbstverständlich angesehen, daß die Hölderlin-Gesellschaft nicht allein solche Städte für ihre Tagungen wählt, die einen unmittelbaren Bezug zu dem Dichter haben, daß es vielmehr zu ihrer Aufgabe gehört, der Gegenwärtigkeit seines Werkes zu dienen und das gerade in einer geistig so lebendigen Stadt wie Berlin.

Daß die Tagung ein Erfolg wurde, ja, daß „wirklich Geist durch sie geweht habe“, wie es in einem Pressebericht heißt, ist dem Zusammentreffen einer Reihe glücklicher Umstände zu danken. So war es der Gesellschaft gelungen, für die Vorträge drei Gelehrte von hohem Rang, Emil Staiger, Theodor W. Adorno und Uvo Hölscher zu gewinnen, jeder von ihnen ein hervorragender Vertreter seiner Disziplin, und jeder Vortrag war, wenn auch nicht widerspruchlos aufgenommen, ein Höhepunkt der Tagung.

Für viele Teilnehmer, vor allem für die Besucher aus Westdeutschland, war es auch ein besonderes Erlebnis, daß der Tagung ein so schöner Rahmen gegeben werden konnte. Die herrlich am Tiergarten gelegene Akademie der Künste hatte der Gesellschaft für die Dauer ihrer Tagung Gastrecht gewährt. Hier fanden fast alle Veranstaltungen statt, und schon dadurch gewann die Tagung eine harmonische Geschlossenheit. In den

großzügigen Räumen mit ihrer glücklichen Verbindung von moderner Sachlichkeit und Intimität bot sich den Besuchern die ideale Möglichkeit, das jeweils Gehörte und Gesehene zu diskutieren und im Gespräch auch persönliche Beziehungen zu pflegen.

Schließlich aber war es die Stadt Berlin selbst, ihre kritisch-nüchterne und heiter-beschwingte Atmosphäre sowie die große, lebendige Anteilnahme des Berliner Publikums, die alle Veranstaltungen inspiriert haben. In der Rückschau kann ein Bericht über die Tagung schwerlich jene fast ‚glückhafte‘ Atmosphäre der Berliner Tage wiedergeben.

Anders als bei früheren Jahresversammlungen waren die Veranstaltungen diesmal im wesentlichen auf ein zentrales Thema gerichtet. Sie galten der Gestalt des Empedokles, der historischen Persönlichkeit ebenso wie deren Darstellung und Deutung in Literatur und bildender Kunst, vor allem aber in Hölderlins Dramenfragment 'Der Tod des Empedokles'.

Am Freitag, dem 7. Juni, um 9 Uhr eröffnete der Präsident der Gesellschaft, Oberbürgermeister Dr. h. c. Pfizer, im Foyer der Akademie der Künste eine Ausstellung, die diesem Thema gewidmet war. Professor Dr. Alfred Kellertat und Dr. Walther Huder, der Leiter der Archive und Bibliotheken der Akademie der Künste, hatten mit großer Sachkenntnis aus Museen, Archiven und Bibliotheken Berlins und Westdeutschlands zahlreiche Zeugnisse zusammengetragen, in denen Empedokles Gestalt gewinnt. Ausgestellt waren neben anderem Sizilien-Veduten, Carl Rottmanns Aquarelle, das bekannte Bild von Carus vom Juno-Tempel in Agrigent, auch Photographien von Städten und der Landschaft Siziliens, die den Lebensraum des antiken Philosophen und Arztes vergegenwärtigten. Besonders eindrucksvolle Aufnahmen zeigten die Stadt Agrigent und den Weg vor ihren Stadtmauern durch das Küstengebiet zu den Bergen, hinter denen Porto Empedocle liegt.

Daneben wurde die Wirkungsgeschichte des Philosophen an mannigfaltigen Bezeugungen in der Literatur deutlich gemacht, beginnend bei frühen antiken Quellen, wie Nicomachus, Aristoteles, Plutarch, Lukrez, Cicero (dem Biographen Diogenes Laertius galt eine eigene Vitrine) über Dante, die deutschen Barockdichter Lohenstein und Grimmelshausen bis zu Goethes Farbenlehre, Nietzsches Entwurf zu einem Empedokles-Drama und Brechts satirischem Gedicht 'Der Schuh des Empedokles'. Kostbarste Stücke der Ausstellung waren Original-Handschriften Hölderlins, die die ersten Entwürfe seines Dramas veranschaulichten, die Ausgaben von 1826 bis 1962, Erstdrucke und Übersetzungen in verschiedene Sprachen. Eine besondere Abteilung zeigte Bühnenbearbeitungen und Bilder von Inszenierungen des 'Empedokles', angefangen von der Uraufführung 1916 am

Stuttgarter Hoftheater bis zur Inszenierung des Berliner Schiller-Theaters, die im Zusammenhang mit der Tagung stattfand.

So selbstverständlich und anschaulich sich die Ausstellung dem Betrachter darbot, so wenig ließ sie von den mühevollen Vorarbeiten ahnen. Der Präsident dankte Professor Kelletat und Dr. Huder mit herzlichen Worten für die mit so viel Kenntnis, Geschick und Feingefühl vorbereitete Ausstellung.

Anschließend gab Dr. Huder eine kurze Einführung in die Ausstellung und erläuterte die Gesichtspunkte, nach denen sie zusammengestellt worden war.

Um 10 Uhr hatte sich im Doppelauditorium der Akademie der Künste eine festlich gestimmte Versammlung eingefunden, um der offiziellen Eröffnung der Tagung beizuwohnen. Über 800 Mitglieder, Freunde und Gäste waren zugegen, unter ihnen Vertreter des Senats, der Freien Universität, der Akademie der Künste und einer Reihe literarischer Gesellschaften.

Der Präsident begrüßte die Versammlung mit folgender Ansprache:

#### *Hochansehnliche festliche Versammlung!*

*Heute, am 120. Todestag Hölderlins, wird in dieser Stunde, in der wir die 8. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft beginnen, an dem Grab auf dem stillen Tübinger Friedhof ein Kranz unserer Gesellschaft niedergelegt. Die Gedanken gehen deshalb zuerst zu den Stätten, die mit Hölderlin, seinem Leben, seinem Werk verbunden sind, für uns, die Freunde des Dichters, ehrwürdige Besitztümer, denen wir unsere Liebe schenken.*

*Der Übung der Gesellschaft entsprechend findet nur jede zweite Jahresversammlung in Tübingen statt, jede dazwischenliegende in einer Stadt, die wegen ihrer Beziehungen zu Hölderlin oder aus anderen Gründen dazu geeignet erscheint. Daß wir 1954 Homburg wählten, bedurfte keiner Motivierung, auch nicht die Jahresversammlung in München vor vier Jahren, so wenig diese Stadt eine Hölderlin-Stadt ist; aber sie war durch das, was der Nestor der deutschen Literaturwissenschaft, Friedrich von der Leyen, aus eigenem, früheren Erleben in seinem unvergessenen Vortrag vermitteln konnte, dem Gedenken Norbert von Hellingraths gewidmet, einem der Wiedererwecker des Werkes von Hölderlin vor dem ersten Weltkrieg.*

*Man könnte, auch wenn Hölderlin Berlin nie betreten hat, gehaltvolle Abhandlungen über Berlin und Hölderlin schreiben, angefangen von den Tagen Wilhelm von Humboldts, der in Schloß Tegel die Korrekturen zum Schiller'schen Musenalmanach von 1796 besorgte und mit ihm darüber*

*korrespondierte, ob Hölderlins „Gott der Jugend“ darin aufgenommen werde. Man könnte Charlotte von Kalb, die von 1805 bis zu ihrem Tode in Berlin lebte, Bettina von Arnim, die Prinzessin Marianne von Preußen, die als Prinzessin von Homburg in den Berliner Kreis trat, und viele andere Berliner aus der Zeit der Romantik mit ihren Äußerungen über Hölderlin zitieren, man wird vor allem an den Leutnant von Diest denken, den jugendlich-begeisterten Freund der Hölderlin'schen Dichtung, der in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit so eindrucksvollem Bemühen sich bei Cotta für die Veröffentlichung der Gedichte einsetzte. Solche Beziehungen könnten weitergesponnen werden über Theodor Fontane, der in seinem 1878 erschienenen Roman „Vor dem Sturm“ Lewin und Hansen-Grell sich über den „Hyperion“ unterhalten läßt, bis zur Gegenwart, und man wird dabei auch der Forschung gedenken: Wilhelm Böhm, der Editor der 1905 erschienenen Diederichs-Ausgabe, in Berlin geboren, promovierte 1902 bei Erich Schmidt mit Studien zu Hölderlins Empedokles, und Julius Petersen war wohl einer der ersten Anreger zu der Großen Stuttgarter Ausgabe. Dies aber im einzelnen auszuspinnen, würde auch wieder der Stadt Gewalt antun, denn Berlin ist eben seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur die gewaltig sich dehnende, zur Weltstadt emporstrebende preußische, dann deutsche Metropole, sondern ein geistiges Zentrum überhaupt, dies seit den Tagen Humboldts und der Gründung seiner Universität in dunklen Tagen, den Gesprächen und Begegnungen in den Salons im 19., bis zum Romanischen Café in unserem Jahrhundert, bis zu diesen Räumen der Akademie der Künste, verbunden mit dem Hansaviertel im Grün des wiedererstandenen Tiergartens. Und es bedarf gewiß nicht einer besonderen Rechtfertigung, wenn die Hölderlin-Gesellschaft in der für uns Deutsche unverlierbaren und trotz aller Bedrängnis nicht zerstörbaren Stadt sich versammelt. Beschlossen war das schon bei der letzten Jahresversammlung in Tübingen, also wenige Wochen vor dem 13. August 1961. Dieser Schicksalstag aber konnte, ja durfte uns nicht vom schon gefaßten Beschluß abdrängen; und wenn auch der Wunsch, viele Freunde des Dichters aus dem anderen Deutschland bei der Berliner Tagung zu sehen und ihnen den Weg zu verkürzen, uns und ihnen nun verwehrt bleibt, so wissen wir, daß der Geist weht, wo er will, und daß Grenzen und Mauern, welcher Art auch immer, das, was die Menschen mit dem Reich des Geistes verbindet, nicht zu trennen vermögen.*

*So gilt der erste Gruß denen, die heute nicht bei uns sein können, die uns in tief bewegenden Briefen die Trauer über ihr Fernbleiben geschildert haben und denen wir, wie alle Menschen auf der weiten Welt, für die Hölderlin, unter welchem Aspekt auch immer, ein nicht abdingbares Stück*

ihres Lebens ist, in unserem Kreis Heimatrecht bewahrt haben und bewahren werden. Der zweite Gruß gilt unseren Berliner Freunden und Gästen, nicht zuletzt der studentischen Jugend, die schon am ersten Tag die in einer Berliner Buchhandlung für sie zur Verfügung gehaltenen Karten zu unseren Veranstaltungen ohne Ausnahme in Anspruch genommen hat. Solche und andere Bestätigungen sind für uns gute Zeichen dafür, daß wir Berlin zum Ort unserer Tagung gewählt haben, daß wir unsere Berliner in die festlichen Tage mit einbeziehen können. Daß dies möglich war, verdanken wir vielen: Freiherrn von Buttlar, daß er uns vor einem Jahr die schönen Räume dieses Hauses für die Tagung in Aussicht gestellt hat, Frau Dr. Killy, die uns bei der Vorbereitung der Tagung in so liebenswürdiger Weise unterstützt hat, und all den anderen, die heute für die Akademie tätig sind und uns hier Gastrecht gewähren, vor allem dem Präsidenten, Professor Scharoun; weiter danken wir dem Herrn Regierenden Bürgermeister und dem Senat von Berlin, ohne dessen geldliche Unterstützung die Tagung nicht möglich gewesen wäre, in besonderer Weise Herrn Senator Arndt, der schon seit Beginn seiner noch kurzen Amtszeit mit größtem Verständnis uns unterstützt hat, Herrn Senatsdirektor Rau, im Lande Hölderlins geboren, mit seinem Werk verbunden und nun hier für die Hölderlin-Gesellschaft wirkend, zusammen mit Frau Dr. Hirsch, der wir hoffentlich nicht allzuviel Sorge bereitet haben. Dank schulden wir auch dem Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen, das vielen unserer Studenten die Reise nach Berlin ermöglicht hat. Herr Dr. Michaelis, der Vertreter des Herrn Ministers, hat mich gebeten, dessen Wünsche und Grüße unserer Versammlung zu übermitteln. Ich darf es mir ersparen, im einzelnen weiter zu berichten, wofür wir zu danken haben, von der Empedokles-Ausstellung und ihrer Verwirklichung bis zum Konzert am Sonntag und dem Empfang für unsere Mitglieder, von der Vermittlung von Quartieren, Stadtrundfahrt und Besichtigungen gar nicht zu sprechen, und nicht zu vergessen Presse und Rundfunk, die die Hölderlin-Tage einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich machen wollen.

Stand 1956 bei der damaligen Tübinger Jahresversammlung die Friedensfeier mit ihren Interpretationen im Mittelpunkt, so ist es diesmal der Empedokles. Wir haben soeben die Empedokles-Ausstellung eröffnet und Dr. Huder und Dr. Kelletat für die Initiative gedankt. Endlich soll nun der von unseren Mitgliedern so vielfach wiederholte Wunsch verwirklicht werden, daß uns das Empedokles-Fragment durch eine Aufführung vermittelt wird. Hier gilt es wieder zu danken: dem Herrn Generalintendanten Barlog, der dies manchen kritischen Stimmen zum Trotz mutig gewagt hat; Wolfgang Kühne, der den Empedokles inszeniert hat; Wilhelm Bor-

chert, den wir in der Titelrolle erleben werden. Aber auch zwei Vorträge sind dem Empedokles-Thema gewidmet von Emil Staiger und Uvo Hölscher, die von verschiedenen Betrachtungsebenen, aber, wie wir wissen, glücklich sich ergänzend, den Empedokles in den Mittelpunkt ihrer Darlegungen stellen. Außerdem hat Theodor Adorno einen Vortrag übernommen, dessen genauen Titel ich Ihnen in Ergänzung zum gedruckten Programm jetzt ankündigen darf: „Parataxis. Zur philosophischen Interpretation der späten Lyrik Hölderlins.“ Wir wissen, daß Theodor Adorno mit der Philosophie des deutschen Idealismus und ihrer Kritik eng vertraut ist. Wir freuen uns, daß er uns nun eine Studie über ein wichtiges Problem der Hölderlin-Forschung vortragen wird. Wir setzen mit diesem Vortrag eine bewährte Übung fort, nicht nur Literarhistoriker zu Wort kommen zu lassen, sondern auch Persönlichkeiten aus anderen Bereichen des geistigen Lebens, wie 1959 Martin Heidegger in München. Wir glauben, daß davon Anregungen nicht nur für die interessierte Öffentlichkeit, sondern auch für die Forschung selbst ausgehen können. Allen drei Gelehrten danken wir heute auf das wärmste, daß sie sich der Gesellschaft zur Verfügung gestellt haben.

Die vielfältig reiche, wie wir aber hoffen dennoch nicht überfrachtete Tagungsfolge enthält auch, wiederum einem lebhaft geäußerten Wunsch entsprechend, zwei Rezitationen, die der wissenschaftlichen Analyse und geistigen Deutung der Dichtung das lebendige Wort des Dichters an die Seite stellen. Frau Vilma Mönckeberg-Kollmar, die den „Archipelagus“, und Frau Felicitas Barg, die die „Friedensfeier“ uns vermitteln, sagen wir dafür aufrichtigen Dank. Gemessen an dem, was in sorgsam planender Vorbereitung, in hilfreicher Bemühung, in verständnisvoller Förderung für diese Jahresversammlung von so vielen Institutionen und Menschen getan worden ist, mag dieser Dank nüchtern sein. Er kommt aber von Herzen und bezieht alle mit ein, die jetzt in dieser Stunde mit Namen nicht genannt werden können.

Und nun werden Sie, verehrter Herr Professor Staiger, zu uns sprechen. Im September sind es vier Jahre, daß wir in einem Züricher Café miteinander ratschlagten, ob und in welcher Weise Sie sich Hölderlin und seiner Dichtung im Bereich unserer Gesellschaft zuwenden könnten. Damals glaubten Sie, den Gedanken verneinen zu sollen. Aber unser verehrter Vizepräsident, Dr. Wilhelm Hoffmann, konnte Sie doch dazu bestimmen, und der Briefwechsel, der zwischen Zürich, Tübingen und Stuttgart seither geführt wurde, scheint mir zu bestätigen, daß wir Ihnen nicht nur Lasten aufgebürdet, sondern auch eine fruchtbare Freude am Werk des Dichters erschlossen haben. Ich brauche Sie den hier Versammelten nicht vorzustel-

len, Ihre Interpretation der Ode „Heidelberg“ und andere Hölderlin-Arbeiten stehen nicht im Schatten Ihres großen Goethe-Buchs, und Sie haben gerade mit diesen Interpretationen viele Studenten zu Hölderlin geführt. So danken wir Ihnen auf das herzlichste.

Nach der Ansprache des Präsidenten hieß Senatsdirektor Dr. Rau im Auftrage des Senats von Berlin die Gäste willkommen. Darauf ergriff Emil Staiger das Wort zu seinem Festvortrag 'Der Opfertod des Empedokles'. Der Wortlaut ist in diesem Jahrbuch abgedruckt. Der Vortrag hinterließ bei allen Hörern einen tiefen Eindruck und prägte jenen festlich-ernsten Geist der folgenden Tage.

Am Nachmittag veranstaltete das Berliner Verkehrsamt für die westdeutschen Besucher eine Stadtrundfahrt, um ihnen die Möglichkeit zu geben, Berlin und seine politische Lage kennenzulernen.

Der Abend sah die Mitglieder und Gäste erneut im Festsaal der Akademie vereint, der wie am Vormittag bis zum letzten Platz besetzt war. Theodor W. Adorno sprach zu dem Thema 'Parataxis. Zur philosophischen Interpretation der späten Lyrik Hölderlins'. Der Wortlaut des Vortrags, Teil einer größeren Studie, ist in der Zwischenzeit in der 'Neuen Rundschau' (Heft 1, 1964, S. 15–46) erschienen. Kaum ein anderer Vortrag rief eine so leidenschaftliche Diskussion hervor wie dieser. Lange noch hielten sich die Hörer, lebhaft debattierend, im Foyer der Akademie der Künste auf und waren kaum zu bewegen, die für eine Fahrt zur Kongreßhalle bereitgestellten Omnibusse aufzusuchen. Zu später Stunde erst vereinten sich dann noch Mitglieder und Gäste im Restaurant der Kongreßhalle zu einem geselligen Beisammensein.

Am Samstag, dem 8. Juni, um 9.15 Uhr eröffnete der Präsident die Mitgliederversammlung und gab den Jahresbericht, der folgenden Wortlaut hatte:

*Meine verehrten Damen und Herren,*

*ich eröffne die Mitgliederversammlung der Hölderlin-Gesellschaft und heiße Sie herzlich willkommen. Sie werden, so hoffe ich, dafür Verständnis haben, wenn ich von einer namentlichen Begrüßung derer absehe, die eine solche besonders erwarten dürften, und mich darauf beschränke, stellvertretend für andere, neben dem Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, Professor Wachsmuth, drei Damen zu begrüßen, deren Männer, jeder in seiner Art, mit dem Werk des Dichters und unserer Gesellschaft verbunden waren: Frau Annemarie Kirchner, Frau Gertrud Böhm und Frau Marianne Farenholtz. Was Wilhelm Böhm und Werner Kirchner als Höl-*

*derlin-Forscher, was Wilhelm-Adolf Farenholtz für die Erschließung des Werkes getan haben, bleibt unvergessen.*

*Eine Reihe von Persönlichkeiten und Institutionen hat uns ihre schriftlichen und telegraphischen Glückwünsche übersandt, unter anderem der Vorstand und die Mitglieder der Deutschen Friedrich Schiller Stiftung, die Vereinigung der Deutschen Schriftstellerverbände mit ihren Präsidenten Gerhart Pohl und Walther Karsch, General Hans Speidel, Kultusminister Ernst Schütte, Oberbürgermeister Hans Gmelin und Professor Hugo Siebenschein aus Prag.*

*Wir danken auch an dieser Stelle für dieses Bekenntnis.*

*Es ist schmerzlich, jeden Jahresbericht mit den Namen derer zu beginnen, die nicht mehr unter uns sind. Die Liste der 1961 und 1962 und in der ersten Hälfte dieses Jahres gestorbenen Mitglieder und Freunde wiegt schwer; einzelne Namen mögen das bekunden: Oberstudienrat Werner Kirchner aus Marburg, Fabrikant Armin Renker aus Zerkall über Düren, Frau Dr. Maria Plum aus Freiburg, der fast 100 Jahre alt gewordene Professor Karl-Emmerich Hirt aus Innsbruck, Dr. Friedrich Seebaß aus Tutzing – um wenige nur zu nennen. Armin Renker hat vor einigen Jahren den Mitgliedern seine Schrift gespendet „La Cité Intérieure, Maurice de Guérin und Friedrich Hölderlin“, Oberstudienrat Dr. Kirchner, der gründliche Erforscher der Homburger Hölderlin-Jahre, hat noch in der letzten Beiratssitzung in Tübingen mit der ihm eigenen verhaltenen Leidenschaft zu einer Reihe von Fragen Stellung genommen.*

*Aber die Reihen schließen sich; sie müssen es, wenn wir den für eine solche Institution nötigen Bestand an Mitgliedern bewahren wollen. Ihre Zahl betrug am 30. 4. 1961 1127, am 30. 4. dieses Jahres 1200; der Zuwachs besteht freilich überwiegend aus Studenten, die den exorbitant niederen Beitrag von nur DM 5.– entrichten. Darf ich wieder die Bitte aussprechen, daß die „Studenten“ sich melden, wenn sie in Beruf und Verdienst stehen und dadurch des Privilegs eines niederen Mitgliedsbeitrags nicht mehr bedürfen. Und wieder darf ich appellieren, neue Mitglieder zu gewinnen, solche, die nach ihren Interessen und Neigungen zu uns gehören. Wir buhlen nicht um Zahlen, aber der Gedanke, die Menschen in einer Gemeinde zu sammeln, die sich mit Hölderlin und seinem Werk verbunden wissen, läßt uns wieder diese Bitte aussprechen. Die Frage, welchen Status unsere Mitglieder aus Mitteldeutschland in der Gesellschaft haben, ist zur Zeit nicht zu entscheiden. Wir betrachten sie, auch wenn sie nicht in der Lage sind, Beiträge zu entrichten, als unsere Freunde und versuchen, ihnen über die Grenze hinweg unsere Publikationen und Rundschreiben zugänglich zu machen.*

Vorstand und Beirat haben in mehreren Sitzungen die Geschicke der Gesellschaft beraten nach dem sicher bewährten Grundsatz: so oft als nötig, so selten als möglich. Die Gesellschaft soll sich immer dadurch auszeichnen, daß sie jede geschäftige Betriebsamkeit vermeidet, die zu Hölderlin und seinem Werk besonders wenig paßt.

Was die Publikationen der Gesellschaft betrifft, so darf ich darauf hinweisen, daß wir im Dezember 1961 als Jahresgabe den Sammelband „Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserm Jahrhundert“, herausgegeben von Alfred Kellertat, an unsere Mitglieder versandt haben. Das längst nötige neue Mitgliederverzeichnis konnte im Februar dieses Jahres ausgegeben werden. Wir danken Herrn Dipl. Ing. Robert Völker aus Kassel auch an dieser Stelle für die wertvolle Druckkostenspende. Sodann erhielten alle Mitglieder als Sondergabe zur Vorbereitung und Einstimmung unserer Berliner Tagung, in deren Mittelpunkt der Empedokles steht, den schönen Empedokles-Druck mit dem Text der Großen Stuttgarter Ausgabe, wofür wir Herrn Professor Keidel, dem wir diese hervorragende Druckleistung verdanken, und Herrn Dr. Ernst Boehringer, Ingelheim, für die finanzielle Unterstützung aufrichtig verbunden sind.

Das Jahrbuch 1961/62 erscheint in diesen Tagen. Ich kann Ihnen, meine Damen und Herren, hier das erste, man möchte sagen noch druckfeuchte Exemplar vorzeigen. In den nächsten Tagen wird es Sie alle erreichen. Auch für dieses Jahrbuch hat im Zuge stetiger Förderung und Unterstützung der Gesellschaft das Regierungspräsidium Südwürttemberg-Hohenzollern uns eine großzügige Druckkostenbeihilfe gegeben. Die Jahresgabe für 1963, der 4. Band der Schriftenreihe mit einer Anthologie der Dichter aus dem Hölderlinkreis, soll, so hoffen wir, spätestens im nächsten Jahr erscheinen. Ihm folgt dann wieder das Jahrbuch für die Jahre 1963 und 1964. Wenn unsere Publikationen nicht immer fristgerecht in die Hände unserer Mitglieder gelangen, so bitten wir, das mit den Schwierigkeiten, die manchen Publikationen anhaften, zu entschuldigen, aber nicht die Geduld zu verlieren. Noch einmal darf ich der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften danken, daß sie die Hölderlinforschung und die Arbeit unserer Gesellschaft immer aufs neue unterstützt, erst jetzt wieder durch einen Zuschuß zu dem Band von Paul Raabe „Die Briefe Hölderlins“.

Die Große Hölderlin-Ausgabe bedarf zu ihrer Abrundung noch des siebenten, in dem die Briefe an Hölderlin und die Lebensdokumente enthalten sind, und eines achten Bandes mit dem Hölderlin-Wörterbuch. Wir können heute noch nicht übersehen, wann diese Teile der Ausgabe erscheinen.

Das Hölderlinhaus in Tübingen ist, wie in allen Jahren, das Ziel vieler

Besucher, besonders auch der jungen Generation; manche von ihnen, die sich der Hast unserer Tage zum Trotz dazu die Zeit nehmen, verbringen viele Stunden in den schlichten Räumen beim Studium der Handbücherei oder im Garten am Ufer des Neckars. Das Hölderlin-Archiv in Bebenhausen hat neue, erweiterte Räume bezogen und wächst ständig. Seine Arbeit wird sichtbar durch die Bibliographien, die wir jeweils den Jahrbüchern anschließen. Es ist jetzt unmittelbar benachbart dem ebenfalls in Bebenhausen untergebrachten Stefan-George-Archiv; manche Verbindungen knüpfen sich hier für die Forschung und für die geistige Orientierung weiterer Kreise.

Noch immer haben wir gezögert, ein Unternehmen ins Werk zu setzen, das geeignet ist, sichtbar zu machen, ob und wie weit unsere Abiturientengeneration noch vom Werk Hölderlins berührt wird. Wir wollen nun zunächst an etwa 30 Gymnasien in verschiedenen Teilen der Bundesrepublik den Versuch machen und uns mit persönlich bekannten Direktoren dieser Institute oder Deutschlehrern, die zum Teil Mitglieder unserer Gesellschaft sind, in Verbindung setzen. Sie werden prüfen, ob Referate, Aufsätze oder größere Hausarbeiten über ein Hölderlinthema eine besondere Würdigung verdienen, und diese sollen dann gegebenenfalls mit einem Preis ausgezeichnet werden, der in einer wertvollen Publikation der Gesellschaft und einer mehrjährigen unentgeltlichen Mitgliedschaft besteht. Wir wissen nicht, ob dieser Versuch eine gute Resonanz bringt, aber wir glauben, ihn wagen zu sollen.

Dr. Wilfried Malsch, der vier Jahre, vom November 1958 bis November 1962, als Geschäftsführer der Gesellschaft tätig war, widmet sich nun seiner weiteren wissenschaftlichen Arbeit in Tübingen. Er bleibt dennoch der Unsere; wir haben ihm für seine große Hingabe besonders in der Vorbereitung der Jahresversammlungen in München 1959 und in Tübingen 1961 aufrichtig zu danken, auch dafür, daß er wieder die Verbindung zum Münchner Hölderlinkreis – lange durch äußere Umstände gestört – aufgenommen und in freundschaftliches Begegnen verwandelt hat. Als Nachfolger darf ich Ihnen Dr. Klaus Betzen vorstellen, der Studienrat am Tübinger Kepler-Gymnasium ist, Schüler von unserem unvergessenen Ehrenpräsidenten Paul Kluckhohn und mehrjähriger Assistent von Professor Klaus Ziegler in Tübingen. Ihm fiel die Last der Vorbereitungen für die Berliner Tagung zu, die er zusammen mit Frau Annemarie Marreck gemeistert hat, unserer seit Herbst 1960 bei uns tätigen Sekretärin. Sie ist freilich weit mehr, man könnte sie auch die Mutter des Hölderlinhauses nennen. Sie führt den vielfältigen Briefwechsel mit unseren Mitgliedern und ist immer bestrebt, deren Wünsche und Anliegen zu erfüllen und zwi-

*schen Mitgliedern und Geschäftsstelle einen engen Kontakt aufrechtzuerhalten. Wir danken Herrn Dr. Betzen und Frau Marreck für alles, was sie der Gesellschaft an Kraft und Zeit schenken.*

*Zum Schluß sei noch mit wenigen Zahlen der Kassenbericht gegeben: Die Bilanz der Gesellschaft weist am Ende des Jahres 1962 in Aktiva und Passiva einen Stand von 27 581,82 DM auf mit einem Vermögen am 31. 12. 1962 von 5781,82 DM. Die Gewinn- und Verlustrechnung des vergangenen Jahres ist mit 18 454,79 DM in Aufwand und Ertrag ausgeglichen. Die Hauptaufwendungen betreffen Rückstellungen für das Jahrbuch 1961/62 und für die jetzige Jahresversammlung, außerdem Personal- und Verwaltungskosten. Die Erträge ergeben sich aus den Mitgliederbeiträgen, Zuschüssen des Regierungspräsidiums Südwürttemberg-Hohenzollern und sonstigen Spenden. Die Revision hat wie immer Dipl.-Volkswirt Unger vorgenommen und zu keinen Beanstandungen Anlaß gefunden. Damit bin ich am Ende des Berichts und bitte Sie, in die Aussprache einzutreten.*

Im Anschluß an den Bericht des Präsidenten dankte Professor Keidel dem Vorstand, dem Beratenden Ausschuß und der Geschäftsführung für die geleistete Arbeit und stellte den Antrag auf Entlastung des Vorstands und des Geschäftsführers, dem einstimmig entsprochen wurde.

Sodann teilte der Präsident mit, daß der Beratende Ausschuß am Vortag beschlossen habe, für die verstorbenen Mitglieder Dr. Friedrich Seebaß und Dr. Werner Kirchner durch Kooptation hinzuzuwählen Professor Dr. Pierre Bertaux, Michael Hamburger und Oberstudiendirektor Dr. Walter Haußmann, außerdem Professor Dr. Emil Staiger um seine Mitarbeit im Beratenden Ausschuß zu bitten.

Dann dankte der Präsident der 'Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften' und Professor Keidel, daß sie es möglich gemacht hatten, den Mitgliedern der Gesellschaft einen bibliophilen Druck von Hölderlins 'Der Tod des Empedokles' als Sondergabe vor der Tagung überreichen zu können. Es handelt sich um eine textkritisch und drucktechnisch vollendete Ausgabe, die von allen Mitgliedern dankbar entgegengenommen wurde. Hierauf erörterte man Fragen, die den 7. und 8. Band der Großen Stuttgarter Ausgabe betreffen; Direktor Hoffmann wurde gebeten, den Abschluß der Ausgabe im Rahmen des Möglichen zu fördern.

Zuletzt nahm der Präsident noch einmal zu dem ihm am Herzen liegenden Thema Stellung, das schon auf der Jahresversammlung 1961 in Tübingen besprochen worden war, nämlich, die Jugend durch eine Art Preisausschreiben an das Werk Hölderlins heranzuführen. Nach einer erneuten

längeren Diskussion, in der auch skeptische Stimmen laut wurden, kam man zu dem Entschluß, einen Versuch in dieser Richtung zu wagen. Der Geschäftsführer wurde beauftragt, das Preisausschreiben für eine begrenzte Zahl von Oberschulen vorzubereiten.

Der Präsident schloß die Versammlung, indem er allen Mitgliedern für ihr Erscheinen und ihr Interesse dankte und sie gleichzeitig bat, der Gesellschaft auch weiterhin ihre fördernde Anteilnahme zu erhalten.

Um 10.30 Uhr fanden sich Gäste und Mitglieder erneut im Festsaal der Akademie ein, diesmal, um das dichterische Wort unmittelbar zu erleben. Frau Vilma Mönckeberg-Kollmar sprach Hölderlins 'Der Archipelagus', fast am gleichen Tage, an dem sie zwanzig Jahre zuvor dieses Gedicht in Tübingen bei der Gründung der Gesellschaft gesprochen hatte. Ihre Rezitation hielt sich, ebenso wie die von Frau Felicitas Barg am nächsten Tage, gleichermaßen frei von falschem Pathos wie von unangemessener Nüchternheit, sondern zeichnete den melodischen Strom der weitausgreifenden Dichtung aufs schönste nach.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge beschloß Uvo Hölscher. Unter dem Thema 'Empedokles von Akragas. Erkenntnis und Reinigung' sprach er als Altphilologe über die historische Gestalt des Philosophen. Den antiken Quellen nachgehend, entwarf er überaus fesselnd ein hochdifferenziertes Bild dieser widerspruchsvollen Persönlichkeit. Der Vortrag ist ebenfalls im Jahrbuch abgedruckt.

Am frühen Nachmittag wurden in einem kleineren Kreis die wissenschaftlichen Vorträge unter Leitung von Professor Wolfgang Binder diskutiert. Das Wort Hölderlins „Seit ein Gespräch wir sind und hören können von einander“, mit dem Professor Binder die Aussprache eröffnete, bestimmte Geist und Atmosphäre der Diskussion.

Am Abend dieses Tages hatte die Stadt Berlin zu einer Empedokles-Aufführung im Schiller-Theater eingeladen. Damit ging für viele Mitglieder ein seit langem gehegter Wunsch in Erfüllung. Die Gesellschaft ist dem Intendanten des Theaters, Boleslaw Barlog, dankbar, daß er sich auf ihr Bitten bereitgefunden hat, eine künstlerisch so schwierige Aufgabe zu übernehmen, wie es jede Inszenierung des Dramenfragments sein muß.

Voller Erwartung und mit großem Interesse sahen daher die Tagungsteilnehmer der Aufführung entgegen, viele von ihnen seit langem eng vertraut mit dieser Dichtung Hölderlins, alle aber durch die Vorträge der vorangegangenen Tage, insbesondere durch den Vortrag Emil Staigers, zu noch tieferem Verständnis für das problematische Werk vorbereitet. Um so eindrucksvoller war die fast einhellige Zustimmung, die die Inszenierung bei den Besuchern fand; sie galt vor allem dem Regisseur Wolfgang Kühne

und dem Hauptdarsteller Wilhelm Borchert. Damit wurde die teils skeptische, teils gar ablehnende Kritik durch die Berliner Presse auf das rechte Maß zurückgeführt, ja mehr noch: die Kritik erfuhr ihre Korrektur durch ein Publikum, das von der Sache her eine gewisse Kompetenz für sich in Anspruch nehmen darf.

Am Sonntagvormittag fand die Tagung ihren feierlichen Abschluß. Zum letztenmal versammelten sich die Gäste im Festsaal der Akademie. Das Westphal-Quartett brachte in meisterhafter Wiedergabe zwei Streichquartette von Mozart und Beethoven zu Gehör, Frau Felicitas Barg sprach in strenger, schlichter Form Hölderlins 'Friedensfeier'. Im Anschluß an die Feierstunde hatte der Berliner Senat die Mitglieder der Gesellschaft zu einem Empfang in den Räumen der Akademie gebeten. Mit herzlichen Worten begrüßte der Senator für Wissenschaft und Kunst, Dr. Arndt, die Gäste und gab seiner Freude Ausdruck, daß die Hölderlin-Gesellschaft gerade Berlin als Stätte ihrer Zusammenkunft gewählt habe. In seiner Erwiderung sprach der Präsident, Dr. h. c. Pfizer, der Stadt Berlin und der Akademie der Künste seine tiefe Dankbarkeit aus für die in so überreichem Maße empfangene Unterstützung und Gastfreundschaft. Gleichzeitig dankte er noch einmal dem anwesenden Regisseur und dem Hauptdarsteller für die eindrucksvolle Empedokles-Aufführung des vergangenen Abends. Der Präsident schloß die 8. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft, indem er allen Mitgliedern dankte, daß sie die weite Reise nach Berlin nicht gescheut hätten; er gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Berliner Tagung in ihren Herzen lebendig bleiben möge.

Die Gäste aber verweilten noch lange – freudig bewegt – in den festlichen Räumen und in den Gärten, wo

*um grüne Teppiche duftet / Die Freudenwolke'.*

Klaus Betzen

Die beinahe zweistündige Diskussion am Nachmittag des 8. Juni vereinigte etwa 200 Teilnehmer mit den Herren Emil Staiger und Uvo Hölscher in der Akademie der Künste. Leider war Herr Theodor Adorno verhindert, so daß über seinen Vortrag nicht förmlich diskutiert werden konnte; einige der Fragen, die er ausgelöst hatte, kamen dennoch zur Sprache. Der erste Teil der Diskussion galt Herrn Staigers, der zweite Herrn Hölschers Ausführungen, aber auch Fragen, die das 'Empedokles'-Thema überschritten, wurden erörtert. Die Diskussion zeichnete sich durch die Vielzahl der Beiträge – auch Studenten meldeten sich zu Wort – durch Intensität des Gesprächs und eine Verständnisbereitschaft aus, die in der Hölderlin-Forschung der Gegenwart bisweilen zu vermissen ist. – Der Bericht kann nur die Hauptpunkte wiedergeben:

Zunächst wird Herr Staiger gebeten, sich über den Gedanken, Empedokles empfinde seine Gefühlsunfähigkeit als Schuld, näher zu erklären. Denn wenigstens in der ersten Fassung des Stücks schein gerade in der Schrankenlosigkeit des Gefühls seine Schuld zu liegen. Herr Staiger verweist auf das pietistische Motiv: ein Verworfenener, der nicht fühlt! das in Hölderlins Drama unbeschadet der Frage nach dem „Übermaß der Innigkeit“ wirksam sei. An solche, später verdeckten Zeitbeziehungen habe er damit erinnern wollen. Auf die Frage, ob die Vorgänge um Empedokles, in denen sich Züge des Passionsgeschehens spiegelten, wirklich aller Dramatik entbehrten, erwidert er, mindestens der Frankfurter Plan und die erste Fassung erlaubten kein anderes Urteil. Der Konzeption einer antik-strengen Tragödienform widerspreche die Vielfalt der Gestalten und Ereignisse, die sich zu keiner Gesamtwirkung vereinigten. Dramaturgische Schwächen minderten jedoch nicht die Größe des Entwurfs, sondern bestätigten sie geradezu. Ob solche Schwächen oder nicht vielmehr die bedenkliche Annäherung an ein Christudrama den Abbruch der Arbeit veranlaßt hätten, wird weiter gefragt. Herr Staiger bemerkt, dazu habe sich Hölderlin nicht geäußert; daß ihn neben dramaturgischen auch inhaltliche Gesichtspunkte bestimmten, sei durchaus denkbar. Sodann wird die These in Frage gestellt, Hölderlins lyrischer Charakter habe vor den Erfordernissen des Dramas versagt. Er unterscheide theoretisch genau zwischen Hymne und Drama (das Höchste wird gefühlt – das Höchste geschieht). Herr Staiger gibt zu bedenken, daß theoretische Einsicht und Bühnenpraxis verschiedene Fähigkeiten voraussetzen; jene könne dieser sogar hinderlich sein. Auch sprächen die dramaturgischen Gedanken der Sophokles-Anmerkungen weit eher für die lyrisch-pathetische als für die dramatische Begabung Hölderlins.

In einem längeren Diskussionsbeitrag erläutert nun Herr Liebrucks den Ort des 'Empedokles' in Hölderlins Entwicklung zwischen einer frühen erlebnishaften und einer späteren gestalthaften Stufe des Dichtens. Zeichen des Übergangs von der einen zur andern sei die Tatsache, daß das Objektivste, der Gott, in der subjektiven Gestalt des Bewußtseins erscheine. Hieraus entwickle sich die Schuld des Empedokles. Der Ansatz des Dramas beruhe auf einer Dialektik ähnlich der Hegelschen.

Das folgende Gespräch über Begriffe des 'Grundes zum Empedokles' und über die Probleme des aktuellen Wortes und der Vertauschbarkeit von Innen und Außen erbringt keine fixierbaren Resultate. Hingegen kann die Frage, ob der Abbruch des Dramas eine spätere Fortsetzung grundsätzlich oder nur für den Augenblick ausschloß, beantwortet werden: weder für die eine noch für die andere Annahme liegen Zeugnisse vor. Auch die Reihenfolge der Fassungen kommt zur Sprache, die jedoch – so wird gesagt – nach Beißners Untersuchungen endgültig geklärt sei.



Die Diskussion wendet sich dem von Herrn Adorno gebrauchten Begriff der Entmythologisierung zu. Könne – so wird gefragt – in dessen Aspekt von einem Opfertod des Empedokles die Rede sein? Herr Staiger verweist auf die Tatsache, daß Hölderlin selbst von Opfer spricht, jedoch in einem gänzlich unmythischen Sinne. Der Vorschlag, das Opfermotiv als ein Zeichen der Entmythologisierung zu verstehen, findet keine Zustimmung. Vielmehr wird empfohlen, die Begriffe Opfer und Tragödie nicht mit den Problemen des Mythos und der Entmythologisierung zu verquicken.

Sodann wird die Frage aufgeworfen, ob man Hölderlins späte Dichtung mit Adorno unmythisch nennen dürfe; die mythischen Bestände der 'Friedensfeier' und anderer Hymnen widersprächen dem. Dazu wird jedoch auf Schriften Adornos verwiesen, in denen ein anderes, auch seinem Vortrag zugrunde liegendes Verständnis des Mythischen entwickelt sei. Dieses Gespräch schließt mit der Feststellung, die Vielzahl der Mythosbegriffe habe die Hölderlin-Forschung eher verwirrt als gefördert.

Die Frage, wie Herr Hölscher den Schlußsatz seines Vortrags verstanden wissen wolle, leitet dessen Diskussion ein. Er hatte die Vergeblichkeit des Hölderlinischen Entwurfs der stets enttäuschten Hoffnung seiner eschatologischen Geschichtskonzeption zugeschrieben und auf die zyklische Geschichtsauffassung der Griechen hingewiesen. Erläuternd fügt er hinzu, das Aufleben der Hölderlin-Interpretation in unserem Jahrhundert erkläre sich wohl aus einer deutschen Neigung zur Geschichtseschatologie, die immer wieder einmal auftauche. Der Blick auf das antike Geschichtsbewußtsein, das den Menschen nicht auf Transzendenz verweise, sondern im Kreislauf der Dinge über seine Abhängigkeiten belehre, könne uns kritische Maßstäbe vermitteln.

Zunächst wird eingewandt, auch die Antike kenne schon eschatologische Vorstellungen. Herr Hölscher gibt zu bedenken, daß progressive Geschichtsauffassungen erst im Hellenismus begegnen und stets ein im römischen Reich, also innergeschichtlich erreichbares Ende ansetzen. Das unterscheide sie von der christlichen Anschauung. Umgekehrt impliziere auch Hesiods Weltalterlehre den Gedanken der Wiederkehr. Zyklische Geschichtsauffassungen könnten durchaus eschatologische Momente enthalten.

Auf die Frage, ob der historische Empedokles nach den Fragmenten sich wirklich einen Gott genannt habe oder nicht vielmehr bloß von seinen Landsleuten für einen solchen gehalten worden sei, erwidert Herr Hölscher, diese von Kranz vertretene Deutung lasse sich nicht bestätigen. Nach dem Urteil der Zeitgenossen habe er Rang und Ehre eines Gottes beansprucht. Indessen sei dies, wie schon Hölderlin bemerkt habe, weniger der Ausdruck des Größenwahns als des Glaubens an die Unsterblichkeit gewesen.

Zuletzt wird gefragt, ob an eine ernstliche Wiederbelebung antiker Geschichtstheorien gedacht sei. Herr Hölscher verneint dies im Blick auf die technische Welt der Moderne, die keine Lehre von der Wiederkehr zulasse. –

Die Diskussion schließt mit dem Dank an die Teilnehmer. Es beteiligten sich an ihr außer den genannten Herren Frau Völker, Fräulein Schleier und die Herren Böckmann, Emrich, Gempff, Hof, Koch, Konrad, Lauffer, Rieble, Szondi, Völker, Zimmermanns und der Diskussionsleiter.

W. Binder

## VORSTAND DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

seit der Mitgliederversammlung 1963

### Präsident

Oberbürgermeister Dr. h. c. *Theodor Pfizer*, Ulm

### Stellvertretender Präsident

Bibliotheksdirektor Dr. *Wilhelm Hoffmann*, Stuttgart

### Die weiteren Vorstandsmitglieder

Professor Dr. *Wolfgang Binder*, Zürich

Professor Dr. *Paul Böckmann*, Köln

Professor Dr. *Lothar Kempfer*, Winterthur

Verlagsbuchhändler *Hans Georg Siebeck*, Tübingen

### Beratender Ausschuß

Der Oberbürgermeister der Stadt Tübingen

Der Rektor der Universität Tübingen

Oberregierungsdirektor a. D. Dr. *Karl Amann*, Tübingen

Professor Dr. *Joseph-François Angelloz*, Straßburg

Dr. *Walter Bauer*, Fulda

Professor Dr. *Adolf Beck*, Hamburg

Professor Dr. *Pierre Bertaux*, Sèvres

Oberstudiendirektor Dr. *Erich Haag*, Tübingen

*Michael Hamburger*, London

Oberstudiendirektor Dr. *Walter Haußmann*, Stuttgart

Buchdruckereibesitzer Professor *Carl Keidel*, Stuttgart

Professor Dr. *Alfred Kelletat*, Berlin

Frau *Vilma Mönckeberg-Kollmar*, Hamburg

Dr. *Ludwig von Pigenot*, München

Professor *Herbert Post*, München

Professor Dr. *Wolfgang Schadewaldt*, Tübingen

Professor Dr. *Emil Staiger*, Zürich

Professor Dr. *Erik Wolf*, Freiburg i. Br.

### Geschäftsführer

Dr. *Klaus Betzen*, Tübingen

Das Gedicht 'Tübingen, Jänner' von Paul Celan ist, mit freundlicher Genehmigung von Autor und Verlag, dem Gedichtband 'Die Niemandrose', Frankfurt am Main: *S. Fischer Verlag*, 1963, entnommen.

Den Abdruck der englischen Gedichte gestatteten dankenswerterweise die folgende Verlage: *Faber & Faber*, London, für Edwin Muir (aus 'Collected Poems', 1960), Stephen Spender (aus 'The Still Centre', 1939), Herbert Read (aus 'Moon's Farm', 1955) und Vernon Watkins (aus 'Affinities', 1962); *J. M. Dent & Sons*, London, für David Gascoyne (aus 'Hölderlin's Madness', 1938); *The Hand & Flower Press*, Aldington, Kent, für Michael Hamburger (aus 'Flowering Cactus', 1950); *Harcourt, Brace & World*, New York und *Longmans, Green & Co.*, London, für Christopher Middleton (aus 'Torse 3', 1962); *Andre Deutsch*, London, für Geoffrey Hill (aus 'For the Unfallen', 1959) und *Doubleday*, New York, für Delmore Schwartz (aus 'Summer Knowledge', 1959).

#### EDUARD MÖRIKE, WERKE UND BRIEFE

Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N. bereitet eine historisch-kritische Edition sämtlicher Werke und Briefe Eduard Mörikes vor. Die Ausgabe erscheint im Auftrage des Landes Baden-Württemberg. Sie möchte alle überlieferten Handschriften Mörikes berücksichtigen. Die Besitzer von Manuskripten, Briefen, Zeichnungen und sonstigen Autographen des Dichters wie auch von Briefen an ihn und zeitgenössischen Dokumenten, in denen er Erwähnung findet, werden gebeten, dem Schiller-Nationalmuseum davon Mitteilung zu machen.

Professor Dr. *Richard Alewyn*, Bad Godesberg, Wurzerstraße 11  
*Manfred Baum*, Köln-Zollstock, Pohlstraße 2  
 Dr. *Klaus Betzen*, Tübingen, Hölderlinhaus  
 Professor Dr. *Wolfgang Binder*, Herrliberg bei Zürich, Langackerstraße 1222 B  
*Paul Celan*, Paris  
*Erich Fried*, London  
*Michael Hamburger*, London S. E. 24, 34 a Half Moon Lane  
 Professor Dr. *Uvo Hölscher*, Heidelberg, Heiligenbergstraße 9 A  
 Bibliotheksdirektor Dr. *Wilhelm Hoffmann*, Stuttgart, Württ. Landesbibliothek  
 Professor Dr. *Alfred Kalletat*, Berlin 41, Rothenburgstraße 5  
 Professor Dr. *Miljan Mojašević*, Beograd, Studentski trg 21  
 Oberbürgermeister Dr. h. c. *Theodor Pfizer*, Ulm/Donau, Rathaus  
 Dr. *Ludwig von Pigenot*, München 22, Zweibrückenstraße 5  
*Jochen Schmidt*, Tübingen, Weilerhalde 23  
 Professor Dr. *Emil Staiger*, Zürich, Witikonstraße 77  
*Joachim Uhlmann*, Berlin 41, Görresstraße 28